

ROBIN COOK

TOXIN

KAMPF GEGEN
KILLERBAKTERIEN

ROMAN



CLUB
PREMIERE

Robin Cook

Toxin

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Bärbel Arnold

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Toxin« bei G. P. Putnam's Sons,
New York

Copyright der Originalausgabe © 1998 by Robin Cook

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1999 by Wilhelm Goldmann Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH
Buch-Nr. 04389 3

Das Buch

Der Herzchirurg Dr. Kim Reggis möchte seiner Tochter trotz der Scheidung von seiner Frau weiterhin ein guter Vater sein. Deshalb freut er sich auf die Wochenenden, die er mit Becky verbringen kann, auch wenn ihm seine Arbeit im Krankenhaus kaum Zeit für ein Privatleben läßt. An diesem Freitag schafft es Kim nur mit Verspätung, Becky abzuholen. Zur Wiedergutmachung lädt er sie in ein Fastfood-Restaurant ein. Der friedliche Abend bei Hamburgern und Pommes frites wird zum Auslöser einer Tragödie: Becky erkrankt an einer gefährlichen Lebensmittelvergiftung, und Kim muß ohnmächtig zusehen, wie es seiner Tochter von Tag zu Tag schlechter geht. Erst als er herausfindet, daß Beckys Erkrankung durch Kolibakterien in ihrem Hamburger verursacht wurde, weiß er, was zu tun ist: Er wird die Schuldigen finden und zur Rechenschaft ziehen. Ein Wettlauf gegen die Zeit beginnt, denn Kim will die Wahrheit über die fahrlässigen Methoden der Fleischindustrie und der staatlichen Lebensmittelkontrolle ans Licht bringen, bevor noch mehr Menschen vergiftet werden.

*Dieses Buch ist all denen gewidmet,
die unter der Geißel von E. coli O157:H7 oder
anderen Lebensmittelvergiftungen gelitten haben.*

Mein Dank gilt:

Bruce Berman für seine Vorschläge zu Beginn dieses Projekts sowie für seine verständnisvolle Kritik an der Toxin zugrunde liegenden Idee;

Nikki Fox, die mich an ihren umfangreichen Untersuchungen über Lebensmittelvergiftungen teilhaben ließ;

Ron Savenor, der mir bei meinen eigenen Recherchen an einer entscheidenden Stelle weitergeholfen hat;

und Jean Reeds, die mir bei der Arbeit an diesem Roman stets mit wertvollen Kommentaren und Vorschlägen zur Seite gestanden hat.

Prolog

9. Januar

Graue Wolken bedeckten wie eine riesige Kuppel den Himmel. Es war ein Himmel, wie er über dem Mittleren Westen Amerikas oft anzutreffen ist. Im Sommer glich die Landschaft einem Meer aus Korn und Sojabohnen, doch jetzt, im tiefen Winter, war sie nur ein gefrorenes Stoppelfeld, das hier und da mit schmutzigen Schneeflecken gesprenkelt war und aus dem ein paar einsame, kahle Bäume skelettartig emporragten.

Aus den bleiernen Wolken hatte es den ganzen Tag leicht genieselt - eigentlich war es eher feiner Nebel als Regen gewesen. Doch gegen zwei Uhr hatte der Nieselregen nachgelassen, so daß der eine funktionierende Scheibenwischer des betagten, umgebauten UPS-Transporters nicht mehr gebraucht wurde. Der Wagen holperte über einen ausgefahrenen, nicht asphaltierten Weg.

»Was hat der alte Oakly denn gesagt?« fragte Bart Winslow. Bart war der Fahrer des Transporters. Wie sein Kollege Willy Brown, der auf dem Beifahrersitz saß, war er in den Fünfzigern; die beiden hätten als Brüder durchgehen können. Ihre faltigen, lederhütigen Gesichter zeugten von lebenslanger Plackerei als Farmarbeiter. Sie trugen verschmutzte und zerschlissene Overalls, darunter mehrere Sweatshirts, und sie kauten beide Tabak.

»Benton Oakly hat nicht viel gesagt«, erwiderte Willy, nachdem er sich mit dem Handrücken ein bißchen Spucke vom Kinn gewischt hatte. »Nur, daß eine von seinen Kühen krank aufgewacht ist.«

»Wie krank?« fragte Bart.

»Ich schätze, sie ist kurz vorm Krepieren«, erwiderte Willy. »Hat Dünnschiß - und zwar ziemlich schlimm.« Bart und Willy hatten sich im Lauf der Jahre von einfachen Malochern zu sogenannten 4-T-Männern hochgearbeitet, wie die ortsansässigen Farmer ihren Job bezeichneten. Sie fuhren herum, holten tote, todkranke und todgeweihte Tiere, vor allem Kühe, von den Farmen ab und brachten sie

zu einer Abdeckerei. Es war kein besonders begehrter Job, aber für Bart und Willy war er genau richtig.

An einem verrosteten Briefkasten bogen sie ab und folgten einem schlammigen, zwischen Stacheldrähten verlaufenden Weg, der nach etwa einer Meile auf dem Hof einer kleinen Farm endete. Bart steuerte den Wagen auf den Stall zu, machte eine Kehrtwende und setzte so zurück, daß er mit der Rückseite des Transporters vor der offenstehenden Stalltür zum Stehen kam. Als er und Willy aus dem Wagen sprangen, wartete Benton Oakly bereits auf sie.

»Tag«, sagte Benton. Er war genauso mundfaul wie Bart und Willy. Es mußte wohl an der Landschaft liegen, daß die Leute hier kein überflüssiges Wort verloren. Benton war groß und dürr und hatte schlechte Zähne. Er und sein Hund Shep hielten Abstand von Bart und Willy. Bevor die beiden ausgestiegen waren, hatte Shep gebellt, doch als ihm der Aasgeruch in die Nase gestiegen war, war er zurückgezuckt und hatte sich schnell hinter seinem Herrchen verkrochen.

»Im Stall«, sagte Benton und wies mit der Hand den Weg. Dann führte er seine Besucher in das dunkle Innere, blieb vor einer Box stehen und zeigte über das Gatter. Bart und Willy traten näher, lugten über das Gatter und rümpften die Nasen. Es stank nach frischer Jauche. In der Box lag eine eindeutig kranke Kuh in ihren eigenen Exkrementen. Sie hob ihren zitternden Kopf und starrte Bart und Willy an. Eine ihrer Pupillen hatte die Farbe von grauem Marmor.

»Was ist denn mit ihrem Auge los?« fragte Willy.

»Das hat sie schon als Kalb gehabt«, erwiderte Benton. »Hat wohl einen Stoß oder irgendwas abgekriegt.«

»Ist sie erst seit heute morgen krank?« hakte Bart nach.

»Ja«, antwortete Benton. »Aber sie gibt schon seit fast einem Monat kaum noch Milch. Ich will sie raushaben, bevor sie die anderen Kühne ansteckt.«

»Wir nehmen sie mit, ist ja schon gut«, entgegnete Bart. »Kostet der Transport immer noch fünfundzwanzig Dollar?« fragte Benton.

»Exakt«, erwiderte Willy. »Aber können wir sie vielleicht erst mal abspritzen, bevor wir sie aufladen?«

»Nur zu!« entgegnete Benton. »Da drüben an der Wand hängt ein Schlauch.«

Während Bart das Tor zur Box öffnete, holte Willy den Schlauch. Bart schaute genau, wohin er trat, und verpaßte der Kuh ein paar Klapse auf ihr Hinterteil. Zögernd erhob sie sich und taumelte ein wenig hin und her.

Willy kam mit dem Schlauch zurück und spritzte das Tier so lange ab, bis es einigermaßen sauber war. Dann gingen er und Bart hinter der Kuh in Position und brachten sie dazu, die Box zu verlassen. Von Benton unterstützt schafften sie es schließlich, das Tier in den Transporter zu befördern. Willy schloß die Hecktür des Wagens.

»Was habt ihr denn da drin?« fragte Benton. »Vier Kadaver?«

»Ja«, erwiderte Willy. »Waren alle vier heute morgen tot. Auf der Silverton Farm grassiert irgendeine Krankheit.«

»Ach du Scheiße!« rief Benton beunruhigt und drückte Bart ein paar zerknitterte Dollarscheine in die Hand. »Macht bloß, daß ihr wegkommt mit dem Zeug!«

Bart und Willy spuckten noch einmal aus und schlenderten zu ihrer jeweiligen Wagentür. Der altersschwache Motor stieß eine schwarze Rauchwolke aus, dann brachte er den Wagen in Gang, und sie verließen die Farm.

Wie gewöhnlich sprachen sie erst wieder, als sie die asphaltierte Bezirksstraße erreicht hatten. Bart beschleunigte und schaltete schließlich in den vierten Gang.

»Denkst du auch, was ich gerade denke?« beendete er das Schweigen.

»Ich glaube ja«, erwiderte Willy. »Nach der Dusche sah die Kuh gar nicht mehr so schlecht aus. Sie sieht sogar eine Spur besser aus als die, die wir letzte Woche ans Schlachthaus verkauft haben.«

»Und sie kann stehen und sogar ein bißchen gehen«, fügte Bart hinzu.

Willy sah auf die Uhr. »Zu spät ist es auch noch nicht.« Die 4-T-Männer sprachen erst wieder, als sie die Bezirksstraße verließen und in einen Weg einbogen, der um ein langgezogenes, beinahe fensterloses, großes Firmengebäude herumführte. Auf einem tafelgroßen

Schild stand: Higgins und Hancock. Auf der Rückseite des Gebäudes war ein leerer Viehhof, ein See aus platt getrampeltem Schlamm.

»Du wartest hier«, sagte Bart und hielt in der Nähe des Förderbandes an, das vom Viehhof ins Innere des Schlachthauses führte.

Bart stieg aus und verschwand über das Förderband in dem Gebäude. Willy verließ ebenfalls den Wagen und lehnte sich gegen die Hecktür des Transporters. Nach fünf Minuten kam Bart mit zwei stämmigen Burschen zurück. Sie trugen lange weiße, blutverschmierte Kittel, gelbe Schutzhelme aus Plastik und gelbe Gummistiefel. An ihren Kitteln waren Namensschilder befestigt. Auf dem Schild des kräftigeren Mannes stand: *Jed Street, Aufseher*. Auf dem des anderen Mannes: *Salvatore Morano, Qualitätskontrolle*. Jed hatte ein Klemmbrett bei sich. Bart gab Willy ein Zeichen, woraufhin dieser die Hecktür öffnete. Salvatore Morano und Jed Street hielten sich die Nase zu und warfen einen Blick ins Innere des Wagens. Die kranke Kuh hob ihren Kopf.

»Kann das Tier stehen?« wandte sich Street an Bart.

»Klar. Sie kann sogar ein bißchen gehen.« Street sah seinen Kollegen fragend an. »Was meinst du, Sal?«

»Wo ist der Amtstierarzt?« fragte Morano.

»Was glaubst du wohl, wo er ist?« entgegnete Street. »Im Umkleideraum natürlich. Dahin verschwindet er doch immer, wenn er glaubt, daß das letzte Tier abgefertigt ist.« Salvatore Morano griff unter seinen Kittel hindurch zu dem Funkgerät, das an seinem Gürtel befestigt war. Er schaltete es ein und hielt es sich dicht vor den Mund. »Hallo, Gary. Ist der letzte für Mercer Meats bestimmte Kombi-Behälter schon voll?«

»Fast«, schnarrte es von Störungsgeräuschen begleitet zurück.

»Okay«, sagte Morano in das Gerät. »Wir schicken euch noch ein Tier. Das dürfte dann wohl mehr als genug sein.« Er schaltete das Funkgerät aus und sah Street an.

»Packen wir's.« Street nickte und wandte sich an Bart. »Sieht so aus, als hättet ihr den Deal in der Tasche. Aber wie ich schon sagte - wir zahlen nur fünfzig Dollar.« Bart nickte. »Fünfzig ist okay.«

Während Bart und Willy in den Wagen kletterten, ging Salvatore

Morano über das Band zurück. Er zog ein Paar Stöpsel aus seiner Kitteltasche und stopfte sie sich in die Ohren. Als er das Schlachthaus betrat, dachte er schon nicht mehr an die kranke Kuh. Vielmehr plagte ihn der Gedanke an die unendlich vielen Formulare, die er noch ausfüllen mußte, bevor er nach Hause gehen konnte.

Mit den Stöpseln im Ohr durchquerte Morano den Schlachtbereich unbehelligt von dem dort herrschenden Lärm. Er steuerte auf Mark Watson, einen Vorarbeiter, zu, der sich ihm zuwandte.

»Es kommt noch ein Tier!« brüllte Morano ihm über den Behälter hinweg zu. »Aber es ist nur für knochenloses Fleisch! Es gibt keinen Rumpf! Hast du verstanden?« Watson formte seinen Daumen und seinen Zeigefinger zu einem Kreis, als Zeichen, daß er verstanden hatte. Morano passierte die schalldichte Tür, die in den Verwaltungstrakt des Gebäudes führte. Er betrat sein Büro, hängte den blutigen Kittel und den Helm an einen Haken und ließ sich an seinem Schreibtisch nieder, um sich wieder dem täglichen Schreibkram zu widmen.

Da er sehr konzentriert arbeitete, hatte er keine Ahnung, wieviel Zeit verstrichen war, als Jed Street plötzlich in der Tür stand.

»Wir haben ein kleines Problem«, sagte er.

»Was denn?« fragte Morano.

»Der Kopf von dieser beschissenen Kuh ist von der Schiene gefallen.«

»Hat das einer der Kontrolleure gesehen?« fragte Morano.

»Nein«, erwiderte Street. »Sie sind alle mit dem Tierarzt im Umkleideraum und halten ihren täglichen Nachmittagsplausch.«

»Dann häng den Kopf wieder an die Schiene und spritz in ab.«

»Okay«, sagte Street. »Ich dachte nur, du solltest es wissen.«

»Klar«, entgegnete Morano. »Und damit alles seine Ordnung hat, schreibe ich auch noch einen Mängelbericht. Zu welcher Lieferung gehört das Tier, und welche Nummer hat der Kopf?« Street warf einen Blick auf sein Klemmbrett. »Lieferung Nummer sechsenddrei-
ßig, Kopf Nummer siebenundfünfzig.«

»Alles klar«, versicherte Morano.

Street verließ Moranos Büro und ging zurück in den Schlachtbe-

reich, wo er Jose auf die Schulter klopfte. Jose gehörte zum Reinigungsdienst. Er hatte die undankbare Aufgabe, den Dreck, der sich auf dem Boden ansammelte, in die zahlreichen Einlaufgitter zu wischen. Er arbeitete noch nicht lange im Schlachthof. Die schmutzige Arbeit brachte es mit sich, daß die Reinigungskräfte nie lange zu halten waren. Jose sprach nicht viel Englisch, und Streets Spanisch war auch nicht viel besser, so daß sich die Kommunikation zwischen den beiden auf grobe Gesten beschränkte. Street gab Jose zu verstehen, daß er Manuel, einem der Enthäuter, helfen solle, den Kopf aufzuheben und ihn auf einen der an der beweglichen Hängeschiene vorbeifahrenden Haken zu hieven. Schließlich kapierte Jose, was er tun sollte. Glücklicherweise konnten sich Jose und Manuel problemlos verständigen, denn die Aufgabe war mühsam. Zunächst mußten sie den über hundert Pfund schweren Kopf auf das Laufband heben. Und dann mußten sie selbst auf das Laufband klettern, um den Kopf auf einen der vorbeifahrenden Haken hängen zu können. Street streckte den beiden keuchenden Männern seinen hochgereckten Daumen entgegen. Um ein Haar hätten sie ihre glitschige Last wieder fallen lassen. Während der schmutzige, gehäutete Kopf an der Hängeschiene weiterlief, spritzte Street ihn mit einem gezielten Wasserstrahl ab.

Kapitel 1

Freitag, 16. Januar

Die Sterling Place Mall war ein einziges Schimmern von Marmor, glänzendem Metall und poliertem Holz. Tiffany konkurrierte mit Cartier, Neiman-Marcus mit Saks. Aus versteckten Lautsprechern erklang Mozarts Klavierkonzert Nummer 23. Herausgeputzte Menschen liefen an diesem späten Freitagnachmittag in ihren Gucci-Schuhen und Armani-Mänteln umher und begutachteten die nachweihnachtlichen Angebote.

Unter normalen Umständen hätte Kelly Anderson nichts dagegen gehabt, ihren Nachmittag im Einkaufszentrum zu verbringen. Als Fernsehjournalistin mußte sie gewöhnlich kreuz und quer durch die Stadt jagen, um nach nervenaufreibenden Recherchen pünktlich ihre fundierten Beiträge für die Achtzehn- oder Dreiundzwanzig-Uhr-Nachrichten zusammenzubekommen. Doch an diesem Freitag hatte die Mall ihr nicht das geliefert, was sie haben wollte.

»Das ist doch wohl ein Witz«, schimpfte sie und ließ ihren Blick nach einem geeigneten Interviewkandidaten über den breiten Gang schweifen. Doch weit und breit war keiner zu entdecken.

»Ich denke, wir haben genug«, sagte Brian. Brian Washington, ein schlaksiger, lässiger Afro-Amerikaner, war Kellys Lieblings-Kameramann. Ihrer Meinung nach war er der beste, den WENE zu bieten hatte. Damit der Disponent des Senders ihr Brian zuteilte, hatte sie all ihre Überredungskünste aufgewandt und war selbst vor Drohungen nicht zurückgeschreckt. Kelly holte tief Luft und seufzte verzweifelt. »Von wegen«, widersprach sie. »Wir haben rein gar nichts.«

Kelly Anderson war eine vierunddreißigjährige, sachliche, intelligente und kämpferische Frau, die darauf hoffte, bald den Sprung zu einem großen Nachrichtensender zu schaffen. Die meisten ihrer Kollegen glaubten, daß sie gute Karten hatte, wenn sie nur eine Story auftat, mit der sie sich ins Rampenlicht katapultieren konnte. Mit

ihren scharfen Gesichtszügen, ihren lebendigen Augen und ihren dichten, blonden Locken sah sie genauso aus, wie man sich eine Nachrichtenreporterin vorstellte. Darüber hinaus unterstrich sie ihr berufliches Image mit modischer und geschmackvoller Kleidung und einem tadellos gepflegten Aussehen.

Sie nahm das Mikrophon in die rechte Hand und warf einen Blick auf die Uhr. »Und was noch schlimmer ist - wir haben nicht mehr viel Zeit. Ich muß meine Tochter abholen. Ihr Eiskunstlaufunterricht ist gleich zu Ende.«

»Cool«, entgegnete Brian. Er nahm die Kamera von der Schulter und schaltete sie aus. »Ich muß meine Tochter aus der Tagesstätte abholen.«

Kelly beugte sich hinunter und verstaute das Mikrophon in ihrer geräumigen Schultertasche. Dann half sie Brian, die Ausrüstung zusammenzupacken. Als ob sie nie etwas anderes getan hätten, wucherten sie sich das gesamte Equipment auf die Schultern und marschierten los in Richtung Zentrum der Mall.

»Eins ist jedenfalls klar«, stellte Kelly fest. »Es ist den Leuten scheißegal, daß AmeriCare das Samaritan Hospital mit dem University Med Center zusammengelegt hat - es sei denn, sie sind in den letzten sechs Monaten selbst einmal im Krankenhaus gewesen.«

»Ist aber auch nicht gerade ein Thema, das die Leute vom Hocker reißen könnte«, bemerkte Brian. »Es geht nicht um Sex und Crime, und es gab keinen Skandal, in den irgendwelche Stars oder Prominente verwickelt sind.«

»Es sollte die Leute aber interessieren«, empörte sich Kelly. »Was die Leute tun sollten und was sie tatsächlich tun, waren eben immer schon zwei verschiedene Paar Schuhe«, erklärte Brian. »Das ist dir doch wohl klar.«

»Im Augenblick ist mir nur klar, daß es ein Fehler war, das Thema für die Dreiundzwanzig-Uhr-Nachrichten anzubieten«, sagte Kelly. »Ich bin am Ende! Bitte sag mir, wie ich irgendeinen Zuschauer mit dieser Geschichte fesseln soll!«

»Wenn ich das wüßte«, entgegnete Brian und lachte, »dann wäre ich der Starreporter und nicht der Kameramann.« Schließlich erreich-

ten sie über eine der leuchtenden Passagen das großzügige Zentrum der Sterling Place Mall. In der Mitte dieses weitläufigen Bereichs wölbte sich in drei Stockwerken Höhe eine Glaskuppel über eine ovale Eisfläche, die sich im Scheinwerferlicht spiegelte.

Auf dem Eis tummelten sich etwa ein Dutzend Kinder und einige Erwachsene, die scheinbar ziellos durcheinanderliefen. Das offenkundige Chaos rührte daher, daß der Kurs für Fortgeschrittene gerade zu Ende gegangen war und der Kurs für Anfänger gleich beginnen sollte.

Als Kelly die knallrote Jacke ihrer Tochter erblickte, winkte sie und rief ihren Namen. Caroline Anderson winkte zurück, doch sie ließ sich Zeit. Caroline war ganz ihre Mutter: Sie war aufgeweckt, sportlich und hatte einen ausgeprägten Willen. »Beeil dich, Schatz!« drängte Kelly ihre Tochter, als sie endlich an den Rand der Eisbahn kam. »Ich muß bis Redaktionsschluß noch ein größeres Problem lösen.«

Caroline verließ die Eisbahn, stakte auf den Kufen zur Bank und setzte sich. »Ich möchte noch zum Onion Ring und einen Burger essen. Ich sterbe vor Hunger.«

»Da kannst du mit deinem Vater hingehen, mein Schatz«, entgegnete Kelly. »Komm jetzt, beeil dich ein bißchen!« Kelly bückte sich, holte Carolines Schuhe aus dem Rucksack und stellte sie neben ihre Tochter auf die Bank.

»Na, die kann ja vielleicht toll laufen!« staunte Brian. Kelly richtete sich auf und hielt sich die Hand über die Augen, um das grelle Scheinwerferlicht abzuschirmen. »Wo?«

»In der Mitte«, entgegnete Brian und zeigte mit dem Finger auf ein Mädchen. »In dem rosafarbenen Anzug.« Kelly folgte Brians Zeigefinger und wußte sofort, wen er meinte. Ein Mädchen in Carolines Alter machte gerade ein paar Aufwärmübungen, was einige Einkäufer zum Stehenbleiben und Zuschauen animiert hatte.

»Super!« rief Kelly. »Sie ist wirklich gut. Sieht fast professionell aus.«

»So gut ist sie nun auch wieder nicht«, widersprach Caroline, während sie mit zusammengebißenen Zähnen versuchte, sich ihren rech-

ten Schlittschuh vom Fuß zu zerren.

»Also, ich finde sie gut«, sagte Kelly. »Kennst du sie?«

»Sie heißt Becky Reggis.« Caroline hatte inzwischen eingesehen, daß es leichter war, die Schuhe auszuziehen, wenn man zuvor die Schnürsenkel geöffnet hatte. »Sie war letztes Jahr unsere Juniormeisterin.«

Als ob das Mädchen spürte, daß sie beobachtet wurde, vollführte sie im nächsten Augenblick zwei Doppelaxel in Folge und beschrieb dann einen eleganten Bogen am Ende der Bahn. Etliche Zuschauer applaudierten spontan. »Sie ist phantastisch«, staunte Kelly.

»Na ja, sie wurde schließlich auch eingeladen, dieses Jahr an der Nationalmeisterschaft teilzunehmen«, fügte Caroline zögernd hinzu.

»Aha«, murmelte Kelly und sah Brian an. »Das könnte eine Geschichte für uns sein.«

Brian zuckte mit den Achseln. »Vielleicht für die Sechs-Uhr-Nachrichten. Sicher nicht für die Spätnachrichten.« Kelly richtete ihre Aufmerksamkeit erneut auf die Eisläuferin. »Und ihr Name ist Reggis, hast du gesagt?«

»Ja«, erwiderte Caroline. Sie hatte endlich beide Schlittschuhe ausgezogen und durchwühlte ihren Rucksack nach ihren Schuhen.

»Ist sie vielleicht zufällig die Tochter von Dr. Kim Reggis?« fragte Kelly.

»Ich weiß, daß ihr Vater Arzt ist«, erwiderte Caroline. »Woher weißt du das?« wollte Kelly wissen. »Weil sie auf meine Schule geht«, antwortete Caroline. »Sie ist eine Klasse über mir.«

»Bingo!« murmelte Kelly. »Sieht aus, als hätten wir mehr Glück als Verstand.«

»Diesen Blick kenne ich doch!« stellte Brian fest. »Du erinnerst mich an eine Katze, die kurz davor ist, sich auf ihr Opfer zu stürzen. Irgendwas hast du vor, das steht fest.«

»Ich kann meine Schuhe nicht finden«, jammerte Caroline.

»Ich hatte gerade einen Geistesblitz«, erklärte Kelly, während sie Carolines Schuhe von der Bank nahm und sie ihrer Tochter in den Schoß legte. »Dr. Kim Reggis wäre der perfekte Interviewpartner für diese Fusionsgeschichte. Vor der Zusammenlegung war er im Sama-

ritan Hospital Leiter der Herzchirurgie und dann, peng, hat man ihn zu einem ganz normalen Indianer degradiert. Ich wette, er hat irgend etwas Prickelndes und Spannendes zu erzählen.«

»Mit Sicherheit«, entgegnete Brian. »Aber glaubst du im Ernst, der redet mit dir? In deinem Beitrag über die ›armen reichen Fachärzte‹ ist er nicht gerade gut weggekommen.«

»Ach, das ist doch Schnee von gestern«, winkte Kelly ab. »Das glaubst du vielleicht«, gab Brian zu bedenken. »Aber ich bezweifle, daß Dr. Reggis das auch so sieht.«

»Ich habe doch nichts Neues erzählt«, entgegnete Kelly. »Das hat er sicher kapiert. Ich kann beim besten Willen nicht verstehen, warum Leute wie er nicht begreifen, daß das Gejammer über die angeblich zu niedrigen Erstattungssätze von Medicare in der Öffentlichkeit falsch ankommt, wenn sie gleichzeitig immer noch sechsstellige Jahresgehälter einstreichen. Eigentlich würde man sie für etwas schlauer halten.«

»Ob berechtigt oder unberechtigt«, wandte Brian ein, »er war mit Sicherheit sauer. Ich glaube nicht, daß er mit dir spricht.«

»Du vergißt, daß Chirurgen wie Kim Reggis gerne im Rampenlicht stehen«, widersprach Kelly. »Auf jeden Fall ist es einen Versuch wert. Was haben wir schon zu verlieren?«

»Zeit«, erwiderte Brian.

»Zeit haben wir in der Tat nicht viel«, gab Kelly zu und beugte sich zu Caroline hinab. »Sag mal, Schatz, weißt du zufällig, ob Beckys Mutter auch hier ist?«

»Klar«, erwiderte Caroline und zeigte auf eine Frau. »Da drüben, die mit dem roten Pullover.«

»Das trifft sich ja gut«, bemerkte Kelly, richtete sich wieder auf und warf einen Blick auf die andere Seite der Eisfläche. »Ich glaube, ich habe wirklich mehr Glück als Verstand. Hör mal, Schatz, du ziehst dir jetzt schnell deine Schuhe an. Ich bin sofort zurück.« An Brian gewandt fügte sie hinzu: »Und du hältst die Stellung.«

»Lauf nur!« ermunterte Brian sie mit einem Grinsen. Kelly umrundete die Eisbahn und steuerte auf Beckys Mutter zu. Die Frau schien in ihrem Alter zu sein. Sie machte einen attraktiven und gepflegten

Eindruck, war allerdings ziemlich konservativ gekleidet. Seit ihrer Collegezeit hatte Kelly keine Frau mehr gesehen, die einen Pullover mit rundem Halsausschnitt trug, aus dem ein weißer Blusenkragen herausguckte. Beckys Mutter war in ein Buch vertieft, und es handelte sich ganz offensichtlich nicht um einen Bestseller. Sie unterstrich gerade einige Passagen mit einem gelben Filzstift. »Entschuldigen Sie bitte«, sagte Kelly. »Ich hoffe, ich störe Sie nicht zu sehr.«

Beckys Mutter blickte auf. Sie hatte dunkelbraunes Haar mit kastanienbraunen Strähnen. Obwohl sie leicht die Stirn runzelte, war sie freundlich und bereit, auf Kelly einzugehen. »Ist schon okay«, sagte sie. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Sind Sie Mrs. Reggis?« fragte Kelly. »Ja, Sie können ruhig Tracy sagen.«

»Danke«, erwiderte Kelly. »Sieht für die Eisbahn nach ganz schön schwieriger Lektüre aus.«

»Ich muß jede Minute nutzen«, entgegnete Tracy. »Ist das ein Lehrbuch?« fragte Kelly.

»Ja«, erwiderte Tracy. »Obwohl ich schon ein bißchen älter bin, hat es mich noch einmal auf die Schulbank gezogen.«

»Das ist lobenswert«, entgegnete Kelly. »Es ist eine Herausforderung«, erklärte Tracy. »Worum geht es?«

Tracy klappte das Buch zu, um Kelly den Titel zu zeigen. »*Die Beurteilung der kindlichen und jugendlichen Persönlichkeit.*«

»Oh je«, bemerkte Kelly. »Das klingt schwierig.«

»Es ist nicht schlecht«, erklärte Tracy. »Eigentlich ist es sogar ziemlich interessant.«

»Ich habe eine neunjährige Tochter«, sagte Kelly. »Wahrscheinlich sollte ich auch mal etwas über das Verhalten von Teenagern lesen, bevor der Terror losgeht.«

»Schaden kann es bestimmt nicht«, stimmte Tracy zu. »Eltern sollten für jede Hilfe dankbar sein, die sie kriegen können. Die Jugend kann eine harte Zeit sein, und ich weiß aus Erfahrung, daß die Schwierigkeiten, die man vorausahnt, meistens auch eintreten.«

»Klingt so, als würden Sie was davon verstehen«, entgegnete Kelly.

»Ein bißchen«, gestand Tracy. »Aber man ist nie mit sich selbst zu-

frieden. Bevor ich wieder zu lernen angefangen habe, habe ich im therapeutischen Bereich gearbeitet. Ich hatte vor allem mit Kindern und Jugendlichen zu tun.«

»Sind Sie Psychologin?« fragte Kelly. »Nein«, erwiderte Tracy. »Sozialarbeiterin.«

»Interessant«, murmelte Kelly und wechselte das Thema. »Eigentlich wollte ich mich nur vorstellen. Ich bin Kelly Anderson von den WENE-Nachrichten.«

»Ich weiß, wer Sie sind«, entgegnete Tracy mit einem Hauch von Verachtung in der Stimme.

»Oje!« stöhnte Kelly. »Ich habe das unangenehme Gefühl, daß mein Ruf mir vorausseilt. Hoffentlich nehmen Sie mir meinen Bericht über Herzchirurgen und Medicare nicht übel.«

»Ich fand ihn hinterhältig«, sagte Tracy. »Dabei hatte Kim während des Interviews mit Ihnen den Eindruck, daß Sie seinem Anliegen wohlwollend gegenüberstanden.«

»Das war bis zu einem gewissen Grad auch so«, gestand Kelly. »Immerhin habe ich beide Seiten dargestellt.«

»Nur im Hinblick auf die sinkenden Einkünfte der Fachärzte«, entgegnete Tracy. »Den Aspekt haben Sie ja in den Mittelpunkt gestellt. In Wahrheit ist das nur einer von vielen Punkten, die den Herzchirurgen Sorgen bereiten.«

Eine rosa gekleidete Gestalt raste an Kelly und Tracy vorbei und lenkte ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Eisbahn. Becky hatte ihr Tempo beschleunigt und spannte gerade die Muskeln, um nach einer blitzschnellen Drehung rückwärts weiterzuflitzen. Zur Freude des stehengebliebenen Publikums sprang sie einen perfekten dreifachen Axel, der mit tosendem Beifall belohnt wurde.

Kelly stieß einen leisen Pfiff aus. »Ihre Tochter ist eine phänomenale Eisläuferin.«

»Danke«, sagte Tracy. »Wir halten sie für eine phänomenale Person.«

Kelly musterte Tracy, um herauszufinden, was sie mit ihrer Bemerkung gemeint haben mochte. Kelly war sich nicht sicher, ob Gering-schätzung mitschwang oder ob es sich lediglich um eine Information

handelte. Doch Tracy war nichts anzusehen. Sie fixierte Kelly mit ihrem seelenvollen, aber schwer zu erschließenden Blick.

»Hat sie dieses Talent von Ihnen?« fragte Kelly. Tracy lachte und warf den Kopf zurück, so sehr schien sie die Frage zu amüsieren. »Wohl kaum«, brachte sie schließlich hervor. »Ich habe meine tolpatschigen Füße noch nie in ein Paar Schlittschuhe gezwängt. Wir haben keine Ahnung, woher sie das Talent hat. Sie hat irgendwann einmal gesagt, daß sie gerne Schlittschuh laufen würde, und so fing es an.«

»Wie mir meine Tochter erzählt hat, trainiert Becky dieses Jahr für die Nationalmeisterschaft«, fuhr Kelly fort. »Das wäre doch eine gute Geschichte für WENE.«

»Das glaube ich kaum«, entgegnete Tracy. »Becky wurde zwar eingeladen, aber sie hat beschlossen, nicht teilzunehmen.«

»Oh, das tut mir leid«, sagte Kelly. »Da waren Sie und der Doc bestimmt ziemlich traurig.«

»Ihr Vater ist nicht besonders glücklich darüber«, gestand Tracy. »Aber um ehrlich zu sein - ich bin erleichtert.«

»Warum?« fragte Kelly.

»Die große Konkurrenz verlangt jedem Teilnehmer einen hohen Preis ab, und erst recht einem vorpubertären Kind. Leistungssport ist für die geistige Entwicklung nicht immer gesund. Man muß ein großes Risiko eingehen, ohne viel zurückzubekommen.«

»Hmmm«, grummelte Kelly. »Darüber muß ich erst mal nachdenken. Aber vorerst drückt mich ein ganz anderes Problem.

Ich arbeite gerade an einem Beitrag für die Dreiundzwanzig-Uhr-Nachrichten heute abend. Auf den Tag genau vor sechs Monaten hat AmeriCare das Samaritan Hospital mit dem University Med Center zusammengelegt. Eigentlich wollte ich über die Reaktion der Öffentlichkeit berichten, aber den meisten Leuten ist das Thema anscheinend völlig egal. Deshalb würde ich gerne mit Ihrem Mann sprechen, denn ich bin sicher, daß er eine Meinung zu der Zusammenlegung der Kliniken hat. Kommt er zufällig heute auch zur Eisbahn?«

»Nein«, kicherte Tracy, als ob Kelly etwas völlig Absurdes gefragt hätte. »Er verläßt das Krankenhaus unter der Woche nie vor sechs

oder sieben Uhr. Niemals!«

»Schade«, entgegnete Kelly, während sie im Geiste schnell verschiedene Möglichkeiten durchging. »Glauben Sie, Ihr Mann würde mit mir sprechen?«

»Keine Ahnung«, entgegnete Tracy. »Wir sind seit ein paar Monaten geschieden. Daher weiß ich wirklich nicht, wie er im Augenblick über Sie denkt.«

»Oh, das tut mir leid«, erklärte Kelly aufrichtig. »Davon wußte ich nichts.«

»Es muß Ihnen nicht leid tun. Es war für alle das beste. Wir sind der Zeit zum Opfer gefallen und haben im Grunde einfach nicht zueinander gepaßt.«

»Na ja, ich kann mir schon vorstellen, daß es kein Honigschlecken ist, mit einem Chirurgen verheiratet zu sein, und mit einem Herzchirurgen schon gar nicht. Die glauben doch, daß im Vergleich zu ihrer Arbeit alles andere völlig bedeutungslos ist.«

»Hmm«, entgegnete Tracy unverbindlich. »Ich würde es nicht aushalten, das weiß ich«, fuhr Kelly fort. »Ihr Ex-Mann ist derart egoistisch und ichbezogen - mit so einer Persönlichkeit käme ich nie klar.«

»Das wiederum sagt vielleicht etwas über Sie aus«, stellte Tracy fest.

»Meinen Sie?« fragte Kelly und hielt einen Augenblick inne. Die Frau war nett, aber auch ganz schön schlagfertig. »Vielleicht haben Sie recht. Aber lassen Sie mich noch eins fragen: Haben Sie eine Ahnung, wo ich Ihren Ex-Mann in diesem Moment antreffen kann? Ich würde wirklich gerne mit ihm reden.«

»Ich kann mir denken, wo er ist«, erwiderte Tracy. »Im OP. Der ständige Kampf um OP-Zeiten im Krankenhaus hat dazu geführt, daß er seine drei wöchentlichen Fälle neuerdings alle am Freitag operieren muß.«

»Danke. Ich fahre gleich rüber und versuche ihn zu erwischen.«

»Nur zu!« sagte Tracy. Sie winkte Kelly hinterher, die zügigen Schrittes um die Eisbahn herum zurückging. »Viel Glück!« murmelte sie vor sich hin.

Kapitel 2

Freitag, 16. Januar

Alle fünfundzwanzig Operationssäle des University Medical Centers sahen gleich aus. Sie waren erst vor kurzem renoviert und neu eingerichtet worden und in jeder Hinsicht auf dem neuesten Stand. Die Böden waren mit einem weißen Verbundmaterial ausgelegt, das wie Granit aussah. Die Wände waren grau gefliest. Die Lampen und Armaturen waren entweder aus rostfreiem Stahl oder matt schimmerndem Nickel. OP Nummer zwanzig war einer von zwei OPs, in denen Operationen am offenen Herzen durchgeführt wurden. Um Viertel nach vier herrschte hier Hochbetrieb. Mit den Perfusionsexperten, den Anästhesiologen, den zahlreichen OP-Schwestern, den Chirurgen und all der notwendigen High-Tech-Ausrüstung war es in dem Raum ziemlich eng. Im Moment lag das von einer Unmenge blutiger Klebestreifen, Nahtmaterial, metallenen Wundspreizern und grünen Operationsabdecktüchern umgebene stillstehende Herz des Patienten völlig frei. »Okay, das war's«, sagte Dr. Kim Reggis. Er reichte der OP-Schwester seinen Nadelhalter und richtete sich auf, um seinem steifen Rücken ein wenig Erleichterung zu verschaffen. Er stand seit halb acht am Operationstisch. Dies war sein dritter und letzter Fall. »Stoppen wir die Kardioplegielösung, und bringen wir die Pumpe wieder in Gang!« Kims Aufforderung löste am Bedienungspult der Herz-Lungen-Maschine hektische Betriebsamkeit aus. Schalter wurden umgestellt. »Aufwärmung in Gang«, rief der Perfusionsspezialist in den Raum.

Die Anästhesiologin sah konzentriert auf die Ätheranzeige. »Wie lange brauchen Sie schätzungsweise noch?« fragte sie.

»In fünf Minuten nähern wir ihn wieder zu«, erwiderte Kim. »Vorausgesetzt, das Herz spielt mit. Aber es sieht gut aus.« Nach ein paar sprunghaften Schlägen hatte das Herz seinen normalen Rhythmus wiedergefunden. »Okay«, sagte Kim. »Herz-Lungen-Maschine aus-

stellen.« In den nächsten zwanzig Minuten war es mucksmäuschenstill. Jeder im Team wußte, was er zu tun hatte, so daß kein Wort gesprochen werden mußte. Nachdem das gebrochene Brustbein mit Drähten wieder zusammengefügt war, traten Dr. Kim Reggis und Dr. Tom Bridges von dem rundum zugedeckten Patienten zurück und begannen, sich ihrer sterilen Kittel, Handschuhe und Plastik-OP-Masken zu entledigen. Im selben Augenblick nahmen die Thorax-Spezialisten die freigewordenen Plätze ein.

»Ich möchte, daß Sie diesen Schnitt plastisch wiederherstellen«, rief Kim den Thorax-Spezialisten zu. »Haben Sie verstanden?«

»Alles klar, Dr. Reggis«, erwiderte Tom Harkly. Tom war der leitende Thorax-Spezialist.

»Aber machen Sie's nicht zu Ihrem Lebenswerk!« zog Kim den Mann auf. »Der Patient war schon lange genug in Narkose.« Kim und Tom verließen den OP und traten hinaus auf den Flur. Sie gingen zum Waschbecken und schrubbten sich den Talk von den Händen. Dr. Tom Bridges war genau wie Kim Herzchirurg. Sie hatten sich seit Jahren gegenseitig assistiert und waren Freunde geworden, auch wenn ihre Beziehung zueinander in erster Linie beruflicher Natur geblieben war. Vor allem an Wochenenden sprangen sie häufig füreinander ein.

»Das hat du wirklich gut hingekriegt«, sagte Tom. »Ich weiß beim besten Willen nicht, wie du es schaffst, die Klappen so perfekt einzusetzen und es dazu auch noch so einfach aussehen zu lassen.«

Kim hatte sich im Lauf der Jahre vor allem auf den Ersatz von Herzklappen spezialisiert. Tom hatte sich mehr für Bypassoperationen interessiert. »Dafür wird es mir immer ein Rätsel bleiben, wie du diese winzigen Koronararterien so perfekt vernähen kannst«, entgegnete Kim.

Er trat vom Waschbecken zurück, hakte seine Finger ineinander und streckte die Arme hoch über den Kopf. Er maß knapp einsneunzig. Dann bückte er sich und legte bei durchgedrückten Knien die Handflächen auf den Boden, um seine untere Rückenpartie zu dehnen. Kim war ein sportlicher, drahtiger und durchtrainierter Typ, der schon als Student Football, Basketball und Baseball für Dartmouth

gespielt hatte. Da sein Job ihn zeitlich so stark in Anspruch nahm, mußte er sein Training zur Zeit auf ein gelegentliches Tennismatch und viele Stunden auf seinem Hometrainer reduzieren.

Tom hingegen hatte aufgegeben. Im College hatte er ebenfalls Football gespielt, doch nachdem er jahrelang nichts mehr gemacht hatte, hatte sich seine keineswegs verlorene Muskelmasse größtenteils in Fett verwandelt. Obwohl er kaum Bier trank, hatte er einen Bierbauch.

Die beiden Männer gingen den gefliesten Flur entlang, auf dem zu dieser Tageszeit wenig Betrieb herrschte. Nur in neun OPs wurde operiert, zwei weitere standen für Notfälle zur Verfügung. Für die Schicht von elf bis dreiundzwanzig Uhr war das normal.

Kim strich sich über sein stoppeliges, kantiges Kinn. Wie immer hatte er sich morgens um halb sechs rasiert, doch jetzt, zwölf Stunden später, sprossen schon wieder die ersten Bartstoppeln. Er fuhr sich mit der Hand durch sein relativ langes, dunkelbraunes Haar. Als Teenager hatte er sich die Haare in den frühen Siebzigern bis über die Schultern wachsen lassen. Heute hatte er längst nicht mehr so eine Matte wie damals, doch mit seinen dreiundvierzig Jahren trug er das Haar für einen Mann in seiner Position noch immer ziemlich lang. Er warf einen Blick auf die Uhr, die er an seiner OP-Hose befestigt hatte.

»Verdammt!« schimpfte er. »Es ist schon halb sechs, und ich habe noch nicht einmal bei meinen Patienten vorbeigeschaut. Ich wünschte, ich müßte nicht immer freitags operieren. Das bringt immer sämtliche Wochenendpläne durcheinander.«

»Wenigstens zwingt es dich dazu, deine Fälle alle nacheinander zu operieren«, wandte Tom ein. »Als du noch im Samaritan warst, war das wohl etwas anders.«

»Erinnere mich lieber nicht daran«, entgegnete Kim. »Nachdem AmeriCare jetzt das Sagen hat und das Niveau sowieso ständig sinkt, frage ich mich, ob ich noch einmal Medizin studieren würde, wenn ich neu anfangen könnte.«

»Geht mir genauso«, erklärte Tom. »Vor allem, wenn ich an die neuen Erstattungssätze von Medicare denke. Gestern habe ich bis

spät in die Nacht herumgerechnet. Ich fürchte, nach Abzug meiner Praxiskosten wird nichts mehr übrig sein. Wohin soll das nur führen? Unsere Lage ist so prekär, daß Nancy und ich schon überlegen, das Haus zu verkaufen.«

»Viel Glück!« wünschte Kim. »Meins steht schon seit fünf Monaten zum Verkauf, und ich habe noch nicht ein vernünftiges Angebot bekommen.«

»Ich mußte sogar schon meine Kinder von der Privatschule nehmen«, fuhr Tom fort. »Aber was soll's? Ich bin ja selber auf eine staatliche Schule gegangen.«

»Wie steht's denn überhaupt mit dir und Nancy?« fragte Kim.

»Um ehrlich zu sein - nicht gerade gut«, erwiderte Tom. »In der letzten Zeit hat es bei uns ziemlich viel böses Blut gegeben.«

»Das tut mir leid«, sagte Kim. »Nachdem ich dieses Drama am eigenen Leib erlebt habe, kann ich gut nachempfinden, wie es dir geht. Es ist eine verdammt stressige Zeit.«

»Ich hätte nie gedacht, daß ich mich in diesem Stadium meines Lebens plötzlich in so einer Lage wiederfinden würde«, entgegnete Tom und seufzte. »Geht mir genauso«, bekannte Kim.

Kurz hinter der OP-Rezeption blieben die beiden Männer im Eingangsbereich zur Aufwachstation stehen.

»Sag mal, bist du am Wochenende da?« fragte Tom.

»Klar«, erwiderte Kim. »Warum? Was gibt's?«

»Vielleicht muß ich noch mal nach dem Patienten sehen, den wir am Dienstag operiert haben«, erwiderte Tom. »Bei ihm ist eine Residualblutung aufgetreten, und wenn sie nicht aufhört, muß ich ihn wohl oder übel noch einmal öffnen. Falls es wirklich dazu kommt, könnte ich deine Hilfe gebrauchen.«

»Du kannst mich jederzeit über den Pager erreichen«, entgegnete Kim. »Ich bin auf alle Fälle da. Meine Ex-Frau will nämlich das ganze Wochenende weg. Ich glaube, sie hat einen Neuen. Becky bringt das Wochenende bei mir.«

»Wie hat Becky die Scheidung eigentlich überstanden?« fragte Tom.

»Ihr geht es prima«, erwiderte Kim. »Jedenfalls erheblich besser als

mir. Im Augenblick ist sie der einzige Lichtblick in meinem Leben.«

»Wahrscheinlich sind Kinder doch nicht so leicht unterzukriegen, wie wir immer glauben«, stellte Tom fest. »Sieht jedenfalls ganz so aus«, stimmte Kim ihm zu. »Nochmals vielen Dank für deine Hilfe heute. Tut mir leid, daß der zweite Fall so lange gedauert hat.«

»Schon gut«, entgegnete Tom. »Du hast ein Meisterwerk vollbracht. War eine echte Lehrstunde für mich. Bis später im Umkleide-
raum.«

Kim betrat die Aufwachstation. Auf der Schwelle zögerte er kurz und überlegte. Er würde zuerst nach Sheila Donion sehen. Er hatte sie erst heute nachmittag operiert. Die Operation war äußerst schwierig gewesen. Statt wie vorgesehen nur eine, hatte er ihr zwei neue Herzklappen einsetzen müssen. Er ging an ihr Bett, wo eine der Schwestern gerade dabei war, eine fast leere Infusionsflasche auszutauschen. Mit seinem Expertenblick checkte er zunächst die Gesichtsfarbe der Patientin, dann nahm er die Monitore ins Visier. Der Herzrhythmus war normal, ebenso der Blutdruck und die arterielle Sauerstoffzufuhr.

»Alles okay?« fragte Kim und nahm die Aufzeichnungen der Schwestern in die Hand, um sich das Kurvenblatt anzusehen.

»Bisher sind keine Probleme aufgetreten«, erwiderte die Schwester, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen. »Alle Werte sind stabil. Die Patientin scheint okay zu sein.« Kim legte die Aufzeichnungen zurück und ging neben das Bett. Vorsichtig hob er die Bettdecke und warf einen Blick auf den Verband. Er wies die Assistenzärzte immer an, so wenig Verbandmaterial wie möglich zu verwenden. Falls eine unerwartete Blutung auftrat, war diese schneller zu entdecken. Zufrieden legte er die Decke zurück, richtete sich auf und sah sich nach seinem anderen Patienten um. Da nur etwa die Hälfte der Betten belegt war, hatte er den Raum schnell überblickt.

»Wo ist Mr. Glick?« fragte er. Ralph Glick war Kims erster Fall heute gewesen.

»Fragen Sie Mrs. Benson an der Rezeption«, erwiderte die Schwester, während sie sich die Enden des Stethoskops in die Ohren steckte und die Blutdruckmanschette an Sheila Donions Arm aufpumpte.

Wegen der etwas unwirschigen Antwort leicht verärgert, marschierte Kim zum zentralen Tresen, mußte dort jedoch feststellen, daß Mrs. Benson ebenfalls beschäftigt war. Die Stationsschwester erteilte gerade diversen Kräften des Reinigungsdienstes Anweisungen, welche Betten weggeräumt, wo saubergemacht und welches Bett bezogen werden sollte.

»Entschuldigen Sie bitte«, begann Kim. »Ich suche...« Mrs. Benson gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie nicht gestört werden wollte. Kim überlegte, ob er sie darauf hinweisen sollte, daß seine Zeit wertvoller war als die des Reinigungspersonals, doch er hielt den Mund. Statt dessen stellte er sich auf die Zehenspitzen und sah sich nochmals nach seinem Patienten um.

»Was kann ich für Sie tun, Dr. Reggis?« fragte Mrs. Benson, als sie mit den Reinigungskräften fertig war und diese auf ein gerade freigeswordenes Bett zusteuerten.

»Ich kann Mr. Glick nirgends entdecken«, erklärte Kim. In der Annahme, den Mann übersehen zu haben, ließ er seinen Blick noch immer durch den Raum schweifen. »Mr. Glick ist auf seine Station gebracht worden«, erwiderte Mrs. Benson kurz angebunden und holte ein Buch hervor, in das der Verbrauch an Betäubungsmitteln eingetragen wurde. Unbeirrt schlug sie die aktuelle Seite auf. Kim sah die Schwester verdutzt an. »Aber ich habe doch ausdrücklich darum gebeten, den Patienten hierzubehalten, bis ich mit meinem letzten Fall fertig bin.«

»Die Werte des Patienten waren stabil«, entgegnete Mrs. Benson. »Es bestand keine Veranlassung, ihn hierzubehalten und damit ein Bett zu belegen.«

Kim seufzte. »Aber Sie haben doch jede Menge leerstehende Betten. Es ging darum...«

»Entschuldigen Sie, Dr. Reggis«, fiel Mrs. Benson ihm ins Wort. »Mr. Glick war in klinischer Hinsicht soweit, daß er die Aufwachstation verlassen konnte.«

»Aber ich hatte doch darum gebeten, ihn hierzubehalten«, beharrte Kim. »Das hätte mir eine Menge Zeit erspart.«

»Bei allem Respekt, Dr. Reggis«, entgegnete Mrs. Benson. »Das

Personal auf der Aufwachstation arbeitet nicht für Sie persönlich. Wir haben unsere Vorschriften. Wir arbeiten für AmeriCare. Falls Sie ein Problem damit haben, schlage ich Ihnen vor, sich an die Krankenhausverwaltung zu wenden.« Kim spürte, daß er rot anlief. Er setzte zu einem Vortrag über die Vorteile von Teamwork an, doch er gab schnell auf, als er sah, daß Mrs. Benson sich bereits auf die vor ihr liegende Loseblattsammlung konzentrierte.

Ein paar derbe Schimpfworte vor sich hinmurmeln verließ Kim die Aufwachstation und sehnte sich nach der guten alten Zeit im Samaritan Hospital zurück. Er überquerte den Flur und stoppte an der OP-Rezeption, um sich über die Gegensprechanlage nach dem aktuellen Zustand seines letzten Falles zu erkundigen. Tom Harklys Stimme versicherte ihm, daß die Schließung des Brustkorbs planmäßig verlief. Daraufhin verließ Kim den OP-Trakt und ging den Flur entlang auf die neu errichtete Familien-Lounge zu. Sie war eine der wenigen von AmeriCare installierten Neuerungen, die er für eine gute Idee hielt. AmeriCare legte Wert drauf, im Krankenhaus für Annehmlichkeit zu sorgen. Der Raum war insbesondere für Angehörige von Patienten eingerichtet worden, die sich im OP oder im Kreißaal befanden. Bevor AmeriCare das University Medical Center gekauft hatte, hatte es für Familienangehörige keinen Raum zum Warten gegeben.

Bis auf die allgegenwärtigen werdenden Väter, die nervös wartend hin- und herliefen oder Magazine durchblättern, während bei ihren Frauen Kaiserschnittoperationen durchgeführt wurden, war in dem Raum zu dieser Tageszeit nicht viel los. Ganz hinten in der Ecke saß ein Priester, der einem trauernden Paar seelischen Beistand leistete.

Kim hielt nach Mrs. Gertrude Arnold Ausschau, der Frau seines letzten Patienten. Er war nicht gerade erpicht darauf, mit ihr zu reden, denn er konnte ihre hitzige und trotzig Art nur schwer ertragen, aber er wußte, daß es seine Pflicht war. Er entdeckte die ältere Dame in der Ecke gegenüber dem trauernden Paar. Sie las eine Zeitschrift.

»Mrs. Arnold«, begrüßte Kim die Frau und bemühte sich zu lächeln.

Erschrocken hob Gertrude Arnold den Kopf. Für den Bruchteil ei-

ner Sekunde schien sie freudig überrascht, doch als sie Kim erkannte, wurde sie mit einem Schlag sichtbar wütend.

»Das wurde ja auch höchste Zeit«, fuhr sie ihn an. »Was ist passiert? Gibt es ein Problem?«

»Nein, überhaupt nicht«, versicherte Kim. »Ganz im Gegenteil. Ihr Mann hat die Operation gut überstanden. Er ist...«

»Aber es ist fast sechs Uhr!« fiel sie ihm ins Wort. »Sie haben doch gesagt, Sie seien um drei Uhr fertig.«

»Das war nur eine Schätzung, Mrs. Arnold«, entgegnete Kim, mit aller Kraft darum bemüht, seine Stimme nicht zu heben und nicht aufgebracht zu klingen. Daß die Frau ungehalten sein würde, hatte er schon befürchtet, aber auf eine derartige Attacke war er nicht gefaßt gewesen. »Der Patient, der vor Ihrem Mann an der Reihe war, hat mich etwas länger in Anspruch genommen als erwartet.«

»Dann hätten Sie eben meinen Mann zuerst operieren sollen«, giftete Mrs. Arnold. »Sie haben mich hier den ganzen Tag warten lassen, ohne mir zu sagen, was los ist. Ich bin mit den Nerven am Ende.«

Nachdem er sich bis jetzt wacker beherrscht hatte, verlor Kim nun endgültig die Fassung. Er verzog sein Gesicht zu einem ungläubigen Grinsen.

»Grinsen Sie mich nicht so an, junger Mann!« fuhr Mrs. Arnold ihn prompt an. »Die Ärzte sitzen heutzutage auf einem viel zu hohen Roß. Sonst würden Sie nicht davon ausgehen, daß wir normalen Leute nichts Besseres zu tun haben, als den ganzen Tag hier herumzusitzen und zu warten!«

»Tut mir leid, daß mein OP-Zeitplan Ihnen nicht in den Kram gepaßt hat«, entgegnete Kim. »Wir tun unser Bestes.«

»Soll ich Ihnen mal erzählen, was außerdem noch passiert ist?« erieferte sich Mrs. Arnold weiter. »Irgend so ein Verwaltungsmensch von AmeriCare ist hier aufgekreuzt und hat mir mitgeteilt, daß die Krankenversicherung für den ersten Krankenhaustag meines Mannes nicht aufkommen wird. Er hat behauptet, mein Mann hätte erst heute morgen eingewiesen werden sollen, am Operationstag, und nicht schon einen Tag vorher. Was sagen Sie nun?«

»Es ist immer das gleiche mit der Verwaltung«, entgegnete Kim.

»Wenn jemand so krank ist wie Ihr Mann, kann ich ihn nicht guten Gewissens erst am Operationstag einweisen.«

»Jedenfalls will AmeriCare nicht zahlen«, beklagte sich Mrs. Arnold. »Und wir können nicht zahlen.«

»Wenn es so ist, übernehme ich die Kosten«, versprach Kim. Gertrude fiel die Kinnlade herunter. »Wirklich?«

»So etwas ist schon öfter passiert, und ich übernehme die Kosten nicht zum ersten Mal«, erklärte Kim. »Und nun zu Ihrem Mann. Er wird gleich auf die Aufwachstation gebracht. Dort bleibt er, bis sich sein Zustand stabilisiert hat, und anschließend wird er auf die Herzchirurgie-Station gebracht, wo Sie ihn dann auch besuchen können.«

Er wandte sich um, ging in Richtung Tür und tat so, als würde er nicht hören, daß Mrs. Arnold seinen Namen rief. Er ging über den gleichen Flur zurück und betrat den OP-Aufenthaltsraum, in dem ein paar OP-Schwestern und Anästhesisten ihre Pause verbrachten. Kim nickte den ihm bekannten Gesichtern freundlich zu. Da er erst seit der Zusammenlegung vor sechs Monaten im University Medical Center arbeitete, kannte er noch lange nicht die gesamte Belegschaft, und erst recht nicht die der Abend- und Nachtschicht.

Er stürmte durch die Tür, die in den Männerumkleideraum führte, zog sich die OP-Jacke aus und schleuderte sie wütend in den Wäschekorb. Dann setzte er sich auf die Bank vor den Schließfächern und entfernte die Uhr vom Bund seiner OP-Hose. Tom hatte gerade geduscht und war dabei, sich sein Hemd anzuziehen.

»Früher hatte ich immer eine gewisse Euphorie verspürt, wenn ich gerade eine Operation beendet hatte«, sagte Kim. »Heute plagt mich eher so ein komisches, unterschwellig mulmiges Gefühl.«

»Kommt mir bekannt vor«, pflichtete Tom ihm bei. »Korrigier mich, wenn ich falsch liege«, fuhr Kim fort. »Unser Job hat doch wirklich mal mehr Spaß gemacht.« Tom wandte sich vom Spiegel ab und lachte. »Entschuldige, daß ich lachen muß. Aber du redest, als hätte man dir gerade die Augen geöffnet.«

»Ich rede nicht von Geld«, erklärte Kim. »Ich denke an all die anderen kleinen Dinge. Zum Beispiel, daß man von den Schwestern und Pflegern respektiert und von den Patienten geschätzt wird. Heut-

zutage kann man nicht mal mehr das erwarten.«

»Die Zeiten ändern sich«, stimmte Tom ihm zu. »Das liegt vor allem am gewinnorientierten System der Krankenversorgung. Und die Regierung bläst ins gleiche Horn, um uns Fachärzten das Leben schwerzumachen. Manchmal stelle ich mir vor, daß einer von den verantwortlichen Bürokraten wegen einer Bypassoperation zu mir kommt und ich den Eingriff von einem praktischen Arzt durchführen lasse.«

Kim stand auf und zog seine OP-Hose aus. »Das Traurige und ABERwitzige ist, daß all das ausgerechnet jetzt passieren muß, wo die Herzchirurgie den Menschen mehr zu bieten hat denn je.« Er wollte gerade seine Hose in den Wäschekorb neben der Tür werfen, als die Tür aufging und Dr. Jane Flanagan, eine der Anästhesiologinnen, ihren Kopf durch den Spalt steckte. Als sie Kim in der Unterhose sah, stieß sie einen Pfiff aus. »Um ein Haar hätten Sie meine durchgeschwitzte Hose an den Kopf gekriegt«, rief Kim ihr zu.

»Dieser Anblick war' mir das glatt wert gewesen«, witzelte Jane. »Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Ihr Publikum im Aufenthaltsraum auf Sie wartet.«

Die Tür ging zu und Janes kesses Gesicht war verschwunden. Kim sah Tom verdutzt an. »Publikum? Was, zum Teufel, meint sie damit?«

»Ich schätze, du hast Besuch«, vermutete Tom. »Und da niemand hier reingekommen ist, dürfte es sich wohl um Damenbesuch handeln.«

Kim ging an das Regal mit den frischen OP-Hosen und -Oberteilen und nahm sich eine neue Garnitur. »Und nun?« fragte er gereizt.

An der Tür hielt er inne. »Wenn da draußen Mrs. Arnold auf mich wartet, die Frau meines letzten Patienten, kriege ich einen Schreikrampf.«

Kim öffnete die Tür zum Aufenthaltsraum und sah sofort, daß es nicht Gertrude Arnold war, die ihn sprechen wollte. Statt dessen fiel sein Blick auf Kelly Anderson, die sich gerade am Kaffeeautomaten bediente. Ein paar Schritte hinter ihr stand ein Kameramann, die Kamera drehbereit auf der rechten Schulter balancierend.

»Ah, Dr. Reggis«, rief Kelly, als sie den überraschten und nicht gerade begeistert wirkenden Kim erblickte. »Wie nett, daß Sie bereit sind, mit mir zu reden.«

»Wie sind Sie hier reingekommen?« fragte Kim empört. »Und woher wissen Sie überhaupt, daß ich hier bin?« Der OP-Aufenthaltsraum galt fast als eine heilige Stätte, die selbst von nicht operierenden Ärzten nur äußerst selten betreten wurde. Kim fand es unerträglich, daß er nun sogar hier belästigt wurde, und zu allem Überfluß auch noch von Kelly Anderson.

»Brian und ich haben von Ihrer Ex-Frau erfahren, daß wir Sie hier finden können«, erklärte Kelly. »Und reingekommen sind wir hier, weil wir eingeladen - oder besser gesagt - eskortiert wurden, und zwar von einem gewissen Mr. Lindsey Noyes.« Kelly zeigte auf einen Herrn im grauen Anzug, der sich selbst nur bis zur Türschwelle gewagt hatte. »Er arbeitet in der PR-Abteilung von AmeriCare.«

»Guten Abend, Dr. Reggis«, sagte Lindsey nervös. »Wir wollen Sie nur ganz kurz stören. Miss Anderson plant netterweise einen Beitrag zur Erinnerung an unsere Krankenhauszusammenlegung vor sechs Monaten. Wir wollen sie dabei natürlich so gut wir können unterstützen.«

Kims dunkle Augen schossen zwischen Kelly und Lindsey hin und her. Für einen Augenblick war er nicht sicher, über wen er sich mehr ärgern sollte, über die sensationslüsterne Journalistin oder über den Verwaltungsangestellten, der sich in alles einmischte. Schließlich beschloß er, sich nicht aus der Fassung bringen zu lassen.

»Wenn Sie ihr helfen wollen, dann reden Sie doch mit ihr«, sagte er und drehte sich um, um zu gehen. »Dr. Reggis, warten Sie!« platzte Kelly heraus. »Das Statement von AmeriCare haben wir schon aufgenommen. Was wir gerne hören würden, ist Ihre persönliche Meinung, ein Bericht von der Front sozusagen.«

Die Türklinke in der Hand, hielt Kim inne und überlegte. Dann wandte er sich noch einmal Kelly Anderson zu. »Nachdem ich Ihren Beitrag über Herzchirurgie gesehen habe, habe ich mir geschworen, nie wieder mit Ihnen zu reden.«

»Und warum?« fragte Kelly. »Ich habe Sie interviewt. Die Worte

kamen aus Ihrem eigenen Mund.«

»Aber Sie haben mich in einem anderen Kontext zitiert, indem Sie Ihre Fragen herausgeschnitten haben«, fuhr Kim sie an. »Außerdem haben Sie wesentliche Aspekte weggelassen, obwohl ich Sie ausdrücklich auf deren Wichtigkeit hingewiesen hatte.«

»Wir schneiden unsere Interviews immer«, entgegnete Kelly. Kim stieß die Tür auf und setzte gerade einen Fuß über die Schwelle, als Kelly ihm noch einmal hinterherrief: »Dr. Reggis! Bitte beantworten Sie mir nur eine einzige Frage! Ist die Krankenhauszusammenlegung für die Bevölkerung wirklich so gut, wie AmeriCare behauptet? Sie sagen, sie hätten die Zusammenlegung aus uneigennützigen Gründen durchgeführt. Angeblich ist sie das Beste, was der medizinischen Versorgung dieser Stadt seit der Entdeckung des Penicillins passieren konnte.«

Kim zögerte. Der Kommentar war so absurd, daß er darauf etwas erwidern mußte. Also drehte er sich noch einmal zu Kelly um. »Es ist mir unbegreiflich, wie jemand etwas derart Haarsträubendes von sich geben und trotzdem noch ruhig schlafen kann. Die Wahrheit ist, daß die Krankenhäuser einzig und allein deshalb zusammengelegt wurden, weil AmeriCare mehr Profit machen will. Alles, was man Ihnen sonst erzählt hat, sind Ausflüchte und reiner Blödsinn.«

Im nächsten Moment fiel die Tür hinter Kim ins Schloß. Kelly sah Brian an. Der grinste und streckte ihr seinen hochgerekten Daumen entgegen.

»Ich hab's«, freute er sich. Kelly grinste ebenfalls. »Super. Das war genau das, was ich hören wollte.«

Lindsey hüstelte wohlgezogen in seine vor den Mund gehaltene Hand. »Das war offenbar Dr. Reggis' persönliche Meinung. Ich versichere Ihnen, daß die anderen Ärzte diese Meinung nicht teilen.«

»Ach nein?« fragte Kelly und ließ ihren Blick durch den Raum schweifen. »Möchte sich vielleicht jemand zu Dr. Reggis' Behauptung äußern?« Es herrschte absolute Stille.

»Hat er recht oder nicht?« versuchte Kelly die Ärzte und Schwestern zu einer Stellungnahme zu ermuntern. Doch niemand gab einen Ton von sich. In der plötzlich eingetretenen Stille wirkte die Kran-

kenhaussprechanlage wie der Hintergrund zu einem TV-Melodram.

»Okay«, beendete Kelly strahlend das Schweigen. »Vielen Dank, daß Sie uns Ihre Zeit geschenkt haben.«

Tom schlüpfte in seinen langen weißen Krankenhauskittel und verstaute Füller, Bleistifte und sein Untersuchungslämpchen in der oberen Brusttasche. Kim war zurückgekommen, hatte seine Sachen ausgezogen, sie in den Wäschekorb geschleudert und war dann unter die Dusche gegangen. Er hatte kein Wort gesagt.

»Willst du mir nicht erzählen, wer da draußen auf dich gewartet hat?« fragte Tom.

»Kelly Anderson von den WENE-Nachrichten!« rief Kim aus der Dusche.

»Im OP-Aufenthaltsraum?« fragte Tom.

»Kaum zu glauben, nicht wahr?« entgegnete Kim. »Einer von diesen Verwaltungsheinis von AmeriCare hat sie begleitet. Offenbar hat meine Ex ihr erzählt, wo sie mich finden kann.«

»Hoffentlich hast du ihr gehörig die Meinung gesagt, was du von ihrem Beitrag über Herzchirurgie gehalten hast«, sagte Tom. »Nachdem mein Automechaniker den Beitrag gesehen hat, hat er prompt seine Preise erhöht - ich schwöre es dir. Ich hab's dir ja vorhin schon gesagt - es geht bergab. Während sämtliche Dienstleistungen immer teurer werden, rutschen unsere Einkünfte in den Keller.«

»Ich habe so wenig gesagt wie möglich«, entgegnete Kim. »Wann solltest du eigentlich Becky abholen?« fragte Tom »Um sechs«, erwiderte Kim. »Wie spät ist es denn?«

»Beeil dich lieber!« riet Tom. »Es ist schon fast halb sieben.«

»Verdammt!« fluchte Kim. »Ich hab' noch nicht einmal meine Patientenrunde beendet. Was für ein Leben!«

Kapitel 3

Freitag, 16. Januar

Als Kim seine Visite beendet und noch einmal im Aufwachraum nach Mr. Arnold gesehen hatte, war eine weitere Stunde vergangen. Auf dem Weg zum Haus seiner Ex-Frau, die im Universitätsviertel der Stadt wohnte, holte er das Letzte aus seinem zehn Jahre alten Mercedes heraus und schaffte den Weg in Rekordzeit. Trotzdem war es schon fast acht, als er den Wagen vor Tracys Haus hinter einem gelben Lamborghini parkte.

Er sprang aus dem Auto und rannte den Gartenweg entlang. Das Haus war um die Jahrhundertwende gebaut worden, wirkte aber keineswegs pompös. Die spitzbogigen Schlafzimmerfenster im ersten Stock ließen viktorianisch-gotischen Einfluß erkennen. Zwei Stufen auf einmal nehmend, stürmte er die Treppe zu der mit Säulen verzierten Veranda hinauf und klingelte. Sein Atem dampfte in der kalten Winterluft. Während er wartete, rieb er sich die Arme, um sich ein wenig aufzuwärmen; er hatte keinen Mantel an.

Tracy öffnete die Tür und stemmte die Hände in die Hüften. Man sah ihr an, daß sie besorgt und zugleich verärgert war.

»Also, Kim, es ist fast acht Uhr!« schimpfte sie los. »Dabei wolltest du spätestens um sechs hier sein.«

»Tut mir leid«, entgegnete Kim. »Ich kann wirklich nichts dafür. Meine zweite Operation hat länger gedauert, als ich erwartet hatte. Wir hatten plötzlich ein unvorhergesehenes Problem.«

»Eigentlich sollte ich mich ja längst daran gewöhnt haben«, seufzte Tracy. Dann ging sie zur Seite, bedeutete Kim einzutreten und schloß die Tür.

Kim warf einen Blick ins Wohnzimmer und sah dort einen leger gekleideten Mittvierziger auf dem Sofa sitzen. Er trug eine Wildlederjacke und Cowboystiefel; in der einen Hand hielt er einen Drink, in der anderen einen Cowboyhut. »Wenn ich gewußt hätte, daß du so

spät kommst, hätte ich Becky längst etwas zu essen gemacht«, sagte Tracy. »Sie hat einen Riesenhunger.«

»Da können wir schnell Abhilfe schaffen«, entgegnete Kim. »Wir hatten sowieso vor, essen zu gehen.«

»Du hättest ja wenigstens anrufen können«, bemerkte Tracy. »Ich bin erst um halb sechs aus dem OP gekommen«, sagte Kim. »Du brauchst nicht glauben, ich käme gerade vom Golfplatz.«

»Ich weiß«, gab Tracy sich geschlagen. »Ist ja alles wunderbar, was du machst. Das Problem ist nur - du hast sechs Uhr gesagt, nicht ich. Vielleicht solltest du zukünftig lieber zweimal überlegen, bevor du dich verabredest. Ich habe auf heißen Kohlen gesessen und jede Sekunde mit dir gerechnet. Zum Glück fliegen wir nicht Linie.«

»Fliegen?« fragte Kim. »Wo willst du denn hin?«

»Nach Aspen«, erwiderte Tracy. »Ich habe Becky die Nummer gegeben, unter der ich zu erreichen bin.«

»Für zwei Tage nach Aspen?«

»Ich glaube, ich sollte mir auch mal ein bißchen Spaß im Leben gönnen«, sagte Tracy. »Du hast natürlich keinen Schimmer, wovon ich rede. Für dich gibt es ja nur den Operationssaal.«

»Wo wir schon mal dabei sind, Nettigkeiten auszutauschen«, entgegnete Kim. »Besten Dank, daß du mir Kelly Anderson in den OP-Aufenthaltsraum geschickt hast. Das war wirklich eine schöne Überraschung!«

»Ich habe sie nicht geschickt«, widersprach Tracy. »Hat sie aber behauptet.«

»Ich habe ihr lediglich gesagt, daß du heute operierst«, stellte Tracy klar.

»Als ob das nicht das gleiche wäre«, sagte Kim. Über Kims Schulter hinweg sah Tracy, wie ihr Besucher sich vom Sofa erhob. Es war ihm sichtlich unangenehm, den Streit zwischen ihr und ihrem Ex-Mann mit anhören zu müssen, weshalb sie Kim bedeutete, ihr ins Wohnzimmer zu folgen. »Hören wir auf zu streiten!« schlug sie vor. »Komm, ich möchte dir meinen Freund Carl Stahl vorstellen.« Die beiden Männer begrüßten sich per Handschlag und beäugten sich argwöhnisch.

»Macht's euch gemütlich!« forderte Tracy die beiden auf. »Ich gehe schnell nach oben und sehe nach, ob Becky ihre Siebensachen zusammengepackt hat. Dann können wir endlich aufbrechen.«

Kim sah ihr hinterher, bis sie über die Treppe nach oben verschwand. Dann wandte er sich wieder ihrem Gast zu, der offenbar ihr neuer Partner war. Es war eine unangenehme Situation, und Kim spürte etwas wie Eifersucht in sich aufsteigen. Wenigstens war Carl ein ganzes Stück kleiner als er, und die ersten Haare gingen ihm auch schon aus. Andererseits war er braun gebrannt, obwohl tiefster Winter war. Außerdem schien er körperlich gut in Form zu sein.

»Darf ich Ihnen einen Drink anbieten?« fragte Carl und deutete auf die Bourbon-Flasche auf der Anrichte. »Warum nicht?« erwiderte Kim. Normalerweise trank er nicht viel Alkohol, aber in den letzten sechs Monaten hatte er sich angewöhnt, jeden Abend einen kleinen Drink zu nehmen. Carl legte seinen Cowboyhut zur Seite und ging zur Anrichte. Kim registrierte, daß er sich offenbar wie zu Hause fühlte.

»Ich habe das Interview gesehen, daß Kelly Anderson vor einem Monat oder so mit Ihnen geführt hat«, sagte Carl, während er ein paar Eiswürfel in ein Glas gab.

»Oje«, entgegnete Kim. »Dabei hatte ich gehofft, daß es keiner gesehen hat.«

Carl goß großzügig Whiskey auf die Eiswürfel und reichte Kim den Drink. Dann setzte er sich wieder auf das Sofa neben seinen Cowboyhut. Kim nahm auf einem Clubsessel gegenüber Platz.

»Kein Wunder, daß der Beitrag Sie verärgert hat«, sagte Carl und ließ seine Mißbilligung durchklingen. »Er war wirklich nicht fair. Es ist kaum zu fassen, wie die Fakten in Fernsehbeiträgen verdreht werden.«

»Traurig, aber wahr«, stimmte Kim ihm zu und nippte an seinem Getränk. Bevor er schluckte, atmete er einmal tief durch. Er spürte, wie eine angenehme Wärme seinen Körper durchströmte.

»Ich habe ihr die Geschichte sowieso nicht abgekauft«, fuhr Carl fort. »Jeden Penny, den ihr Ärzte verdient, bekommt ihr völlig zu Recht. Ich jedenfalls weiß eure Arbeit zu schätzen.«

»Vielen Dank«, sagte Kim. »Das ist beruhigend.«

»Ganz im Ernst«, bekräftigte Carl. »Ich habe auch mal ein paar Semester Medizin studiert.«

»Tatsächlich? Warum haben Sie denn aufgehört? Hat es Ihnen nicht gefallen?«

»Kann man nicht so sagen. Es war wohl eher so, daß ich der Medizin nicht gefallen habe«, erwiderte Carl und lachte seltsam grunzend über seinen eigenen Witz. »Es wurde mir zu anstrengend und ließ sich irgendwann nicht mehr mit meinen gesellschaftlichen Aktivitäten vereinbaren.« Er lachte erneut, als ob er schon wieder etwas wahnsinnig Witziges erzählt hätte.

Kim begann sich zu fragen, was Tracy an diesem Typen fand. »Was machen Sie eigentlich beruflich?« fragte Kim, um irgend etwas zu sagen. Allerdings interessierte es ihn tatsächlich. Da Tracy in einem eher bescheidenen Mittelschichtviertel lebte, mußte der gelbe Lamborghini draußen Carl gehören. Außerdem hatte Tracy gesagt, daß sie nicht Linie flogen, und das gab ihm noch mehr zu denken.

»Ich bin Geschäftsführer von Foodsmart«, erwiderte Carl. »Ich bin sicher, Sie haben schon von der Firma gehört.«

»Kann ich nicht behaupten«, erwiderte Kim. »Unsere Firma ist riesig«, erklärte Carl. »Wir handeln mit landwirtschaftlichen Produkten. Eigentlich ist es eher eine Holdinggesellschaft. Sogar eine der größten in unserem Bundesstaat.«

»Großhandel oder Einzelhandel?« fragte Kim, obwohl er so gut wie nichts von der Geschäftswelt verstand.

»Sowohl als auch«, erwiderte Carl. »Aber vor allem Großhandel. Wir exportieren Getreide und Rindfleisch. Außerdem halten wir die Mehrheit bei Onion Ring.«

»Die kenne ich natürlich«, entgegnete Kim. »Ich habe sogar selber ein paar Onion-Ring-Aktien.«

»Gute Wahl«, sagte Carl. Dann beugte er sich vor, sah sich verstohlen im Zimmer um, als ob er ein paar versteckte Lauscher befürchtete, und flüsterte: »Kaufen Sie weitere Onion-Ring-Aktien! Die Firma steht kurz davor, den nationalen Markt zu erobern. Betrachten Sie es als Insidertip, und erzählen Sie niemandem, woher Sie diese Infor-

mation haben!«

»Danke für den Tip«, entgegnete Kim und fügte dann mit sarkastischem Unterton hinzu: »Ich habe mich sowieso schon gefragt, wie ich mein bombastisches Einkommen anlegen soll.«

»Sie werden mir noch ewig dankbar sein«, fuhr Carl fort, der Kims Bemerkung offenbar für bare Münze nahm. »Die Aktie wird steigen wie eine Rakete. In einem Jahr wird Onion Ring McDonald's, Burger King und Wendy's das Fürchten lehren!«

»Wie Tracy eben erwähnt hat, fliegen Sie mit einem Privatflugzeug nach Aspen«, sagte Kim, um das Thema zu wechseln. »Was fliegen Sie denn?«

»Ich persönlich?« fragte Carl zurück. »Ich fliege nicht. Um Gottes willen! Ich wäre der letzte, der sich ins Cockpit eines Flugzeugs setzen würde.«

Carl lachte erneut auf seine seltsam grunzende Art, und Kim fragte sich, ob er nachts wohl schnarchte.

»Ich habe einen neuen Lear Jet«, erklärte Carl. »Offiziell gehört er Foodsmart. Jedenfalls für das Finanzamt. Aber wie dem auch sei - wie Sie sicher wissen, schreibt die nationale Luftfahrtbehörde sowieso Piloten für solche Flüge vor.«

»Natürlich«, erwiderte Kim, als würde er die Vorschrift bestens kennen. Auf keinen Fall wollte er durchblicken lassen, daß er von diesen Dingen keine Ahnung hatte. Und genausowenig wollte er durchschimmern lassen, wie wütend es ihn machte, daß ein Geschäftsmann, der nur Papiere hin- und herschob, derartige Vergünstigungen genoß, während er selber zwölf Stunden am Tag die Herzen anderer Menschen operierte und Probleme hatte, die Reparaturrechnungen für seinen alten Mercedes zu bezahlen.

Plötzlich war auf der nicht mit Teppich ausgelegten Treppe lautes Fußgetrappel zu hören; Becky war im Anmarsch. Sie hatte sich eine Reisetasche und Schlittschuhe über die Schulter gehängt. Bevor sie ins Wohnzimmer stürmte, lud sie beides auf einem Stuhl in der Diele ab.

Kim hatte Becky seit dem vergangenen Sonntag nicht mehr gesehen, als sie im nahe gelegenen Skigebiet einen gemeinsamen, herrli-

chen Tag verbracht hatte. Becky freute sich riesig, ihren Vater wiederzusehen. Sie warf sich in seine Arme und drückte ihn so heftig, daß er für einen Augenblick das Gleichgewicht verlor. Sein Gesicht dicht an ihren Kopf gepreßt, spürte er, daß ihr brünettes Haar noch feucht vom Duschen war. Sie hatte Apfelshampoo benutzt und duftete wie ein blühender Obstgarten.

Ohne ihn loszulassen, beugte Becky sich zurück und setzte ein Gesicht auf, als sei sie böse auf ihn. »Du hast dich aber ganz schön verspätet, Daddy.«

Als er seine geliebte, manchmal etwas altkluge zehnjährige Tochter betrachtete, löste sich der gesamte Ärger des Tages im Nu auf. In seinen Augen strotzte sie nur so vor Anmut, Jugend und Energie. Ihre Haut war makellos, ihre Augen groß und ausdrucksvoll.

»Tut mir leid, mein Schatz«, sagte Kim. »Wie ich gehört habe, hast du Hunger.«

»Ich sterbe fast vor Hunger«, rief Becky. »Sieh mal!« Sie drehte stolz ihren Kopf hin und her. »Ich habe neue Diamantohrringe. Sind sie nicht super? Carl hat sie mir geschenkt. «

»War nur eine Kleinigkeit«, wiegelte Carl ab. »Eine Art verspätetes Weihnachtsgeschenk und eine kleine Belohnung dafür, daß sie ihre Mom das ganze Wochenende an mich abtritt.« Kim schluckte. Er war völlig perplex. »Sie sind sehr hübsch«, brachte er schließlich hervor. Becky ließ ihren Vater los und lief in die Diele, wo sie ihre Sachen zusammensuchte und ihren Mantel aus dem Garderobenschrank holte. Kim folgte ihr und ging zur Tür. »Eins noch, junge Dame«, ermahnte Tracy ihre Tochter. »Ich möchte, daß du zur gleichen Zeit schlafen gehst wie immer. Hast du mich verstanden? Im Moment geht nämlich die Grippe um.«

»Oh Mom!« stöhnte Becky.

»Ich meine es ernst«, sagte Tracy. »Ich möchte auf keinen Fall, daß du die Schule verpaßt.«

»Keine Panik, Mom«, versuchte Becky sie zu beruhigen. »Unterhalt dich gut, und mach dir nicht so viele Gedanken wegen...«

»Ich werde mich großartig unterhalten«, unterbrach Tracy ihre Tochter, bevor sie etwas Peinliches sagen konnte, »aber ich werde

mich noch großartiger unterhalten, wenn ich mir um dich keine Sorgen machen muß. Hast du den Zettel mit meiner Telefonnummer eingesteckt?»

»Ja«, erwiderte Becky genervt und fügte dann keß hinzu: »Denk an mich, wenn du den Big Burn runterfällst!«

»Okay, ich verspreche es«, erklärte Tracy und nahm Becky den Mantel ab, den sie sich über den Arm gelegt hatte. »Ich möchte, daß du ihn anziehst!«

»Aber wir fahren doch im Auto!« beklagte sich Becky. »Das ist egal«, entgegnete Tracy und half ihr in den Mantel. Becky lief zu Carl, der in der Wohnzimmertür stehengeblieben war. Sie umarmte ihn zum Abschied und flüsterte ihm ins Ohr: »Sie ist total nervös, aber sie wird sich schon wieder einkriegen. Und danke nochmals für die Ohrringe. Sie sind echt toll.«

»Ist schon gut, Becky«, sagte Carl verblüfft. Dann lief sie zu Tracy, umarmte sie ebenfalls kurz und hastete zur Tür, die Kim ihr bereits aufhielt.

Sie stürmte die Treppe hinunter und gab Kim wild gestikulierend zu verstehen, daß er sich beeilen solle. Kim legte einen Schritt zu.

»Ruft mich an, wenn irgend etwas ist!« rief Tracy ihnen von der Veranda hinterher. Kim und Becky winkten nur und stiegen ins Auto.

»Sie macht sich noch vor Sorgen in die Hose«, sagte Becky, während Kim den Motor anließ. Dann zeigte sie nach vorn. »Das ist ein Lamborghini. Er gehört Carl. Ist er nicht super?«

»Kann schon sein«, erwiderte Kim und bemühte sich, so zu tun, als ließe ihn der Wagen kalt.

»Du solltest dir auch einen Lamborghini kaufen, Dad«, riet Becky und drehte sich im Vorbeifahren noch einmal bewundernd nach dem Flitzer um.

»Apropos essen«, sagte Kim. »Ich wollte noch Ginger abholen. Dann können wir drei zusammen ins Chez Jean fahren.«

»Ich will aber nicht mit Ginger essen!« schmolte Becky. Kim trommelte mit den Fingern auf dem Lenkrad herum. Sein stressiger Arbeitstag und das Treffen mit Carl hatten seine Nerven stark strapa-

ziert. Er wünschte, er hätte endlich mal wieder Zeit, Tennis zu spielen. Dann könnte er sich körperlich verausgaben und hätte ein Ventil für all seinen Ärger. Das letzte, was er wollte, war, daß Becky und Ginger nicht miteinander auskamen.

»Becky«, begann Kim, »wir haben schon zigmal darüber gesprochen. Ginger ist gerne mit dir zusammen.«

»Aber ich will mit dir ausgehen, und nicht mit deiner Rezeptionsdame«, quengelte Becky.

»Aber du gehst doch mit mir aus«, entgegnete Kim. »Wir gehen alle zusammen aus. Im übrigen ist Ginger für mich mehr als meine Rezeptionsdame.«

»Außerdem will ich nicht in diesem stickigen alten Restaurant essen«, ereiferte Becky sich weiter. »Ich hasse es.«

»Okay, okay«, sagte Kim und bemühte sich, nicht die Beherrschung zu verlieren. »Wir können ja ins Onion Ring am Prairie Highway gehen. Nur du und ich. Wir sind schon fast da.«

»Super!« freute sich Becky. Obwohl sie angeschnallt war, schaffte sie es, sich zu ihrem Vater hinüberzubeugen und ihm einen Kuß auf die Wange zu drücken.

Kim staunte, wie geschickt seine Tochter ihn zu manipulieren vermochte. Für einen Augenblick war er erleichtert, daß sie wieder so normal und fröhlich war wie vorher, doch nach ein paar Kilometern mußte er doch noch einmal auf das Thema zurückkommen: »Eins würde mich schon interessieren«, sagte er. »Was hast du eigentlich gegen Ginger?«

»Sie ist schuld, daß du nicht mehr mit Mom zusammen bist«, erwiderte Becky.

»Das darf ja wohl nicht wahr sein«, ereiferte sich Kim. »Hat deine Mutter das behauptet?«

»Nein«, erwiderte Becky. »Sie sagt, daß Ginger nur einer von vielen Gründen war, aber ich glaube trotzdem, daß sie schuld ist. Ihr habt erst angefangen, euch zu streiten, als Ginger aufgekreuzt ist.«

Kim trommelte erneut mit den Fingern auf dem Lenkrad herum. Auch wenn Becky es bestritt - er war sicher, daß Tracy ihr diese Version in den Kopf gesetzt hatte.

Als er auf den Onion-Ring-Parkplatz einbog, blickte er kurz zur Seite. Becky war von der riesigen Leuchtreklame angestrahlt. Die Vorfreude auf ihr gemeinsames Fastfood-Dinner stand ihr ins Gesicht geschrieben.

»Daß deine Mutter und ich uns haben scheiden lassen, hat sehr komplizierte Gründe«, begann er. »Und Ginger hat damit so gut wie gar nichts zu tun...«

»Paß auf!« schrie Becky plötzlich.

Kim blickte wieder nach vorne und sah direkt vor seinem rechten Kotflügel einen etwa zwölfjährigen Jungen auf einem Skateboard. Er trat auf die Bremse und riß das Steuer nach links. Mit einem Ruck kam der Wagen zum Stehen, krachte jedoch gegen das Heck eines parkenden Autos. Glasscherben klirrten zu Boden.

»Du bist auf den Wagen geknallt!« rief Becky, als ob das nicht eindeutig klar war.

»Ich weiß, daß ich auf den Wagen geknallt bin!« brüllte Kim zurück.

»Aber das ist doch nicht meine Schuld!« entrüstete sich Becky. »Also brüll mich gefälligst nicht so an!« Der Junge mit dem Skateboard, der kurz gestoppt hatte, rollte nun vor dem Wagen her. Kim sah ihn an, woraufhin der Junge respektlos »Arschlosch!« zischte. Um nicht die Beherrschung zu verlieren, schloß Kim kurz die Augen.

»Tut mir leid«, wandte er sich dann an Becky. »Natürlich war es nicht deine Schuld. Ich hätte besser aufpassen müssen. Und ich hätte dich natürlich nicht anschreien dürfen.«

»Was sollen wir jetzt tun?« fragte Becky und ließ ihren Blick besorgt über den Parkplatz schweifen. Um nichts in der Welt wollte sie jetzt einen ihrer Schulkameraden treffen.

»Mal sehen, was wir angerichtet haben«, sagte Kim, öffnete die Tür und stieg aus. Nach ein paar Sekunden war er zurück und bat Becky, ihm aus dem Handschuhfach die Mappe mit den Fahrzeugpapieren zu reichen.

»Was ist denn kaputtgegangen?« fragte Becky und gab ihm die Papiere.

»Unsere Frontscheinwerfer und von dem anderen Auto das Rück-

licht«, erwiderte Kim. »Ich klemme einen Zettel an die Windschutzscheibe.«

Als sie das Restaurant betraten, hatte Becky das Mißgeschick bereits vergessen. Da Freitagabend war, herrschte im Onion Ring Hochbetrieb. Die meisten der Gäste waren Teenager mit Punkfrisuren, die ihre aberwitzige Kollektion an übergroßen Klamotten zur Schau stellten. Aber auch etliche Familien mit Kindern und sogar Babys hatten es sich in dem Restaurant gemütlich gemacht. Jauchzende Kleinkinder und mehrere, voll aufgedrehte Ghettoaster sorgten für einen erheblichen Geräuschpegel.

Die Restaurants der Onion-Ring-Kette waren vor allem bei Kindern sehr beliebt, da sie sich aus einer Vielzahl verschiedenster Soßen und Zutaten ihren eigenen »Gourmetburger« zusammenstellen konnten. Außerdem konnten sie mit Frucht- und Schokoüberzügen ihren eigenen Eisbecher kreieren.

»Ist es nicht supercool hier?« bemerkte Becky, während sie sich mit ihrem Vater an der Theke anstellte. »Eine wirkliche Oase«, erwiderte Kim scherzhaft. »Vor allem mit der ruhigen Klassikmusik im Hintergrund.«

»Oh Dad!« stöhnte Becky und verdrehte die Augen. »Warst du mit Carl auch schon mal hier?« fragte Kim, obwohl er nicht wußte, ob er die Antwort wirklich hören wollte. Er ahnte schon, wie sie ausfallen würde.

»Natürlich«, erwiderte Becky. »Er hat Mom und mich schon ein paarmal hier zum Essen eingeladen. Es war echt cool. Ihm gehört das Restaurant.«

»Das stimmt nicht ganz«, erwiderte Kim mit einer gewissen Genugtuung. »Onion Ring ist eine Aktiengesellschaft. Weißt du, was das bedeutet?«

»So ungefähr«, erwiderte Becky.

»Es bedeutet, daß einer Menge Leute Anteile an der Firma gehören«, erklärte Kim. »Sogar ich besitze ein paar Aktien. Deshalb gehört mir auch ein Stück von dem Restaurant.«

»Aber als ich mit Carl hier war, mußten wir uns nicht anstellen«, wandte Becky ein.

Kim holte tief Luft und seufzte. »Reden wir von etwas anderem. Wie sieht es mit deiner Teilnahme bei der nationalen Eiskunstlaufmeisterschaft aus? Soweit ich weiß, läuft die Anmeldefrist bald ab.«

»Ich werde nicht teilnehmen«, erwiderte Becky, ohne zu zögern.

»Nein?« fragte Kim entgeistert. »Warum denn nicht, mein Schatz? Du bist doch ein Naturtalent. Die Juniormeisterschaft hast du doch letztes Jahr mit links gewonnen.«

»Ich laufe ja auch gerne Schlittschuh«, entgegnete Becky. »Aber ich möchte mir nicht den Spaß daran verderben.«

»Aber du könntest gewinnen.«

»Bei einem solchen Wettkampf will ich gar nicht gewinnen«, erklärte Becky.

»Oh Becky«, sagte Kim. »Jetzt bin ich aber wirklich ein bißchen enttäuscht. Ich wäre so stolz auf dich gewesen.«

»Mom hat vorausgesehen, daß du so reagieren würdest«, erklärte Becky.

»Ist ja großartig«, entfuhr es Kim. »Deine Therapeuten-Mutter, die immer alles besser weiß.«

»Außerdem hat sie gesagt, ich muß selber entscheiden, was ich für richtig halte.«

Inzwischen hatten sie sich zum Tresen vorgearbeitet. Ein gelangweilter Kassierer im Teenageralter starrte sie mit glasigen Augen an und fragte, was sie essen wollten.

Becky war einen Blick auf die große Speisetafel. Sie verzog den Mund und bohrte sich einen Finger in die Wange. »Hmmm«, grummelte sie. »Keine Ahnung, was ich bestellen soll.«

»Nimm doch einen Hamburger«, schlug Kim vor. »Ich dachte, den ißt du am liebsten.«

»Okay«, stimmte Becky zu. »Ich nehme einen Hamburger mit Pommes und einen Vanilleshake.«

»Normal oder Jumbo?« fragte der Kassierer gelangweilt. »Normal«, erwiderte Becky. »Und Sie, Sir?« wollte der Kassierer wissen. »Ach du meine Güte, mal sehen«, entgegnete Kim und warf nun ebenfalls einen Blick auf die Speisekarte. »Einmal die Tagessuppe und einen Salat, würde ich sagen. Und einen Eistee.«

»Macht sieben Dollar neunzig«, erklärte der Kassierer. Kim zahlte, und der Kassierer reichte ihm die Quittung.

»Sie haben die Nummer siebenundzwanzig.« Kim und Becky mußten ein bißchen suchen, doch schließlich fanden sie in der Nähe des Fensters zwei freie Plätze. Becky quetschte sich an den Tisch, während Kim stehenblieb. Er reichte ihr die Quittung und sagte, daß er mal kurz zur Toilette müsse. Becky nickte abwesend. Sie hatte einen tollen Jungen von ihrer Schule entdeckt, der zufällig am Nachbarstisch saß. Kim mußte eine Art Hindernislauf durch das Restaurant hinter sich bringen, bevor er endlich in den Toilettenvorraum gelangte. Dort gab es zwei Telefone, die jedoch beide besetzt waren. Vor jedem Telefon hatte sich eine Schlange gebildet. Kim griff in seine Jackentasche und holte sein Handy heraus. Er wählte, lehnte sich gegen die Wand und preßte sich das Telefon ans Ohr.

»Ginger, ich bin's«, versuchte er den Lärm zu übertönen. »Wo, zum Teufel, steckst du?« entgegnete Ginger. »Hast du vergessen, daß wir für halb acht im Chez Jean reserviert hatten?«

»Wir gehen nicht ins Chez Jean«, erklärte Kim. »Ich mußte kurzfristig umdisponieren. Becky und ich essen schnell etwas im Onion Ring am Prairie Highway.« Ginger antwortete nicht.

»Hallo?« rief Kim in den Hörer. »Bist du noch da?«

»Ja, ich bin noch da«, erwiderte Ginger. »Hast du verstanden, was ich gesagt habe?«

»Natürlich habe ich verstanden«, erwiderte Ginger. »Ich habe übrigens auch noch nicht gegessen und die ganze Zeit gewartet. Du hättest ja wenigstens mal anrufen können! Außerdem hast du mir versprochen, daß wir heute abend im Chez Jean essen würden.«

»Jetzt fang du nicht auch noch an!« jammerte Kim. »Ich kann es nun mal nicht jedem recht machen. Ich habe Becky viel zu spät abgeholt, und sie hatte einen Bärenhunger.«

»Ist ja wunderbar«, entgegnete Ginger. »Dann mach dir doch einen schönen Abend mit deiner Tochter!«

»Jetzt gehst du mir wirklich auf die Nerven, Ginger!«

»Was glaubst du eigentlich, wie ich mich fühle?« fauchte Ginger. »Ein Jahr lang mußte deine Frau als Entschuldigung herhalten, und

nun scheint deine Tochter diesen Platz einzunehmen.«

»Jetzt reicht's, Ginger!« fuhr Kim sie an. »Ich habe wirklich keine Lust, mit dir zu streiten. Becky und ich essen hier, und dann fahren wir zu dir und holen dich ab.«

»Keine Ahnung, ob ich dann noch hier bin«, entgegnete Ginger. »Ich habe es langsam satt, immer wieder getröstet zu werden.«

»Okay«, resignierte Kim. »Du entscheidest, was du tun willst.« Er beendete das Gespräch und steckte das Telefon zurück in seine Jackentasche. Mit zusammengebrochenen Zähnen fluchte er leise vor sich hin. Der Abend entwickelte sich nicht gerade so, wie er es sich gewünscht hätte. Unbeabsichtigt streifte er mit seinem Blick eine etwa Vierzehnjährige, die in der Warteschlange vor den Telefonen stand. Ihr Lippenstift war so dunkelrot, daß er schon fast braun wirkte. Sie hatte ihn so dick aufgetragen, als wolle sie die Nordwand des Mount Everest besteigen und müsse sich vor der sengenden Sonne schützen. Das Mädchen merkte, daß er sie anstarrte. Sie unterbrach für einen Moment ihr kuhartiges Kaugummikauen und streckte ihm die Zunge heraus. Er stieß sich von der Wand ab und flüchtete auf die Männertoilette, wo er sich ein wenig Wasser ins Gesicht spritzte und sich die Hände wusch.

In der Küche und im Servicebereich bei Onion Ring herrschte die gleiche Hektik und Geschäftigkeit wie in einem gut besuchten Restaurant. Es war eine Art kontrolliertes Chaos. Freitags und samstags war bei Onion Ring immer Hochbetrieb. An diesen Tagen arbeitete Roger Polo, der Manager des Restaurants, immer zwei Schichten hintereinander. Er war ein nervöser Mann Ende Dreißig und verlangte seinen Untergebenen genauso viel ab wie sich selbst.

Wenn im Restaurant soviel los war wie jetzt, als Kim und Becky auf ihr Essen warteten, kümmerte Roger sich um die Weiterleitung der Bestellungen. Er orderte bei Paul, dem Schnellkoch, Burger und Pommes und gab Suppen- und Salatbestellungen an Julia weiter, die an der Warmhalteplatte und an der Salattheke arbeitete; für Getränke war Claudia verantwortlich. Seit einer Woche gab es noch den Laufburschen Skip, der die Vorräte wieder auffüllte und für anfallende Routinearbeiten wie Säubern oder Aufräumen zuständig war.

»Nummer siebenundzwanzig!« brüllte Roger. »Eine Suppe und einen Salat!«

»Dazu Eistee und Vanilleshake!« fügte er hinzu. »Kommt sofort!« rief Claudia zurück.

»Außerdem einen normalen Burger und eine mittlere Portion Pommes«, orderte Roger weiter. »Verstanden!« rief Paul.

Paul war erheblich älter als Roger. Er hatte ein tief zerfurchtes Gesicht, das einen eher an einen Farmer als einen Koch denken ließ. Er hatte zwanzig Jahre als Schnellkoch auf einer Ölbohrinsel im Golf gearbeitet. Auf seinem rechten Unterarm prangten eine tätowierte Ölquelle und der Schriftzug: *Eureka!* Paul stand am Grill, der sich mitten im Raum hinter der Kassenreihe befand. Er hatte ständig eine größere Menge von Hamburgern auf dem Rost; jeder gehörte zu einer Bestellung. Er grillte die Hamburger nach einem Rotationsprinzip, damit alle gleich lang auf dem Rost blieben. Als Roger ihm die neuesten Bestellungen zurief, drehte er sich um und öffnete den brusthohen Kühlschrank hinter sich.

»Skip!« brüllte er, als er sah, daß die Fleischbox leer war. »Hol mir mal schnell eine Hamburger-Box aus dem Gefrierraum.« Skip stellte seinen Schrubber beiseite. »Schon unterwegs.« Der Gefrierraum befand sich am hinteren Ende der Küche, direkt neben dem Kühlraum und gegenüber dem Vorratslager. Skip öffnete die schwere Tür zum Gefrierraum und ging hinein. An der Tür war eine starke Sprungfeder befestigt, so daß sie von allein hinter ihm zufiel. Der Raum war etwa drei mal sieben Meter groß und wurde von einer einzigen Glühbirne erhellt. Die Wände waren mit einem Material beschichtet, das wie Alufolie aussah. Der Fußboden war aus Holz. Bis auf den Mittelgang war der Raum von oben bis unten mit Pappkartons vollgestopft. Auf der linken Seite lagerten die großen Kartons mit gefrorenen Fleischbällchen. Auf der rechten Seite befanden sich Kisten mit gefrorenen Pommes frites, Fischfilets und Hähnchenteilen.

Skip rieb sich die Arme, um sich aufzuwärmen. Da die Temperatur im Gefrierraum unter null Grad lag, erzeugte sein Atem kleine Dampfwolken. Er wollte so schnell wie möglich zurück in die warme Küche. Um sicherzugehen, daß es sich auch wirklich um Gehacktes

handelte, kratzte er den Frost von dem ersten Karton auf der linken Seite. Auf dem Etikett stand:

MERCER MEATS, REGULÄRE HAMBURGER À 50 GRAMM,
EXTRA MAGER, PARTIE NUMMER 6, SENDUNG 9-14,
HERGESTELLT AM 12. JANUAR, VERWENDBAR BIS ZUM 12. APRIL

Zufrieden riß er den Karton auf und nahm eine der Boxen mit fünfzehn Dutzend Fleischbällchen heraus. Dann ging er zurück und legte sie in den Kühlschrank hinter Pauls Arbeitsfläche. »Du kannst weiterbrutzeln«, erklärte Skip. Paul sagte nichts. Er war viel zu sehr damit beschäftigt, die gebratenen Hamburger zwischen die Brötchenhälften zu legen und die neuen Bestellungen, die Roger ihm gerade zugerufen hatte, im Kopf zu behalten. Als er soweit war, drehte er sich zum Kühlschrank um, öffnete die Fleischbox und nahm die geordnete Anzahl an Hamburgern heraus. Als er die Tür gerade wieder schließen wollte, fiel sein Blick auf das Etikett. »Skip!« rief er. »Los, bewege deinen Hintern hier rüber!«

»Was ist denn los?« fragte Skip. Er hatte sich gerade gebückt, um die Abfalltüte in dem Mülleimer unter der mittleren Arbeitsfläche zu wechseln.

»Du hast mir die Falschen gebracht«, sagte Paul. »Die sind doch heute erst reingekommen.«

»Macht das einen Unterschied?« fragte Skip. »Und was für einen«, erwiderte Paul. »Ich zeig's dir gleich.« Dann rief er Roger zu: »Wie viele Hamburger brauchst du nach Bestellung sechszwanzig?«

Roger warf einen Blick auf die Bestellzettel. »Einen für Nummer siebenundzwanzig, vier für achtundzwanzig und drei für neunundzwanzig. Insgesamt acht.«

»Hatte ich's mir doch richtig gemerkt«, entgegnete Paul und warf die acht Hamburger, die er in der Hand hielt, auf den Grill. Dann drehte er sich um und nahm die Box, die Skip gerade gebracht hatte, aus dem Kühlschrank. In der Hektik merkte er nicht, daß der erste Hamburger, den er auf den Grill geknallt hatte, einen anderen, der schon länger auf dem Rost lag, zum Teil bedeckte.

Er gab Skip einen Wink, ihm zu folgen. »Wir bekommen alle paar Wochen eine neue Lieferung«, erklärte er im Gehen, »und wir müssen die älteren natürlich zuerst verbrauchen.« Er öffnete die Tür zum Gefrierraum und entdeckte sofort den Karton, den Skip geöffnet hatte. Er quetschte die Box, die er in der Hand hielt, wieder in den Karton und schloß den Deckel. »Siehst du das Datum?« fragte Paul und zeigte auf das Etikett. »Na klar«, erwiderte Skip.

»Die älteren Kartons stehen da hinten«, fuhr Paul fort. »Die müssen zuerst verbraucht werden.«

»Hätte mir ja mal einer sagen können«, beklagte sich Skip. »Ich sag's dir doch«, entgegnete Paul. »Komm, hilf mir mal, die neuen Kartons nach hinten und die alten nach vorne zu schaffen!«

Kim war von der Toilette zurückgekehrt und hatte es geschafft, seine langen Beine unter den Tisch zu quetschen und neben Becky Platz zu nehmen. Mit am Tisch saßen noch sechs andere Gäste, unter anderem ein zweijähriger Junge, der den ganzen Mund mit Ketchup verschmiert hatte. Er trommelte gerade mit einem Plastik-Suppenlöffel auf seinem halb aufgegessenen Hamburger herum.

»Hör mal zu, Becky«, begann Kim und bemühte sich, den Zweijährigen zu ignorieren. »Ich habe Ginger gesagt, daß wir sie nach dem Essen abholen.«

Becky holte einmal tief Luft, seufzte und ließ die Schultern hängen. Sie spielte offenkundig die Eingeschnappte, was eigentlich gar nicht zu ihr paßte.

»Schließlich hast du deinen Willen bekommen«, fuhr Kim fort. »Wir essen zusammen - und zwar nur wie beide und nicht bei Chez Jean.«

»Du hast mich aber nicht gefragt, ob wir sie abholen sollen«, klagte Becky. »Als du vorgeschlagen hast, im Onion Ring zu essen, dachte ich, wir würden sie heute abend gar nicht mehr treffen.«

Kim starrte vor sich hin und spannte seine Kiefermuskeln. Er liebte seine Tochter über alles, aber manchmal machte ihre Eigenwilligkeit ihn fertig. Als Herzchirurg war er es gewohnt, daß die Leute in seinem Team seinen Anweisungen widerspruchslos folgten.

Als Paul aus dem Gefrierraum zurückkam, war Roger der Verzweiflung nahe.

»Wo warst du denn?« fragte er. »Wir sind total im Rückstand.«

»Keine Panik«, entgegnete Paul. »Ich habe alles unter Kontrolle.« Er nahm seinen Wender und begann, die Hamburger in die jeweiligen Brötchen zu befördern. Den, der halb auf dem anderen gelegen hatte, schob er beiseite, damit er den darunter liegenden vom Grill nehmen konnte.

»Bestellung Nummer dreißig!« brüllte Roger. »Zwei normale Hamburger und ein Jumbo.«

»Wird erledigt!« rief Paul zurück, griff hinter sich in den Kühlschrank und nahm das Fleisch heraus. Dann wandte er sich wieder um, warf die Fleischbällchen schwungvoll auf den Grill und nahm erneut den Wender zur Hand, um den Hamburger umzudrehen, der zuvor auf einem anderen gelegen hatte. Doch als er ihn zurück auf den Grill beförderte, landete er so gegen einen anderen gelehnt, daß er wieder nicht flach auf dem Grill lag. Paul wollte ihn gerade zu rechtrücken, als er von Roger unterbrochen wurde.

»Was ist denn heute los mit dir?« fuhr sein Vorgesetzter ihn an. »Du bringst ja alles durcheinander.«

Den Wender in der Hand und über den Grill gebeugt, sah Paul verdutzt auf.

»Nummer fünfundzwanzig waren zwei Jumbos, nicht zwei normale«, beschwerte sich Roger.

»Scheiße, tut mir leid«, entgegnete Paul. Er drehte sich zum Kühlschrank um, nahm zwei Jumbos heraus und legte sie auf den Grill. Dann drückte er sie mit dem Wender ein wenig platt. Jumbos wurden doppelt so lange wie normale Hamburger gebraten.

»Und zu Nummer fünfundzwanzig gehört eine normale Portion Pommes«, fauchte Roger und fuchtelte Paul drohend mit dem Bestellzettel vor der Nase herum.

»Schon fertig«, entgegnete Paul und füllte schnell eine Ladung Pommes in eine Papiertüte.

Roger nahm die Tüte, legte sie auf das für Nummer fünfundzwan-

zig vorgesehene Tablett und schob es weiter auf den Ausgabetresen.

»Okay«, wandte sich Roger an Paul. »Als nächstes ist Nummer siebenundzwanzig dran. Wo ist der Hamburger, und wo sind die Pommes? Los Paul! Sieh zu, daß wir unseren Rückstand aufholen!«

»Ist ja schon gut«, entgegnete Paul. Er schob den Hamburger, der nie richtig auf dem Grill gelegen hatte, zwischen zwei Brötchenhälften, fügte noch ein paar gebratene Zwiebeln hinzu und füllte Pommes in eine Tüte.

Wenige Sekunden später beugte sich der Teenager am Ausgabetresen über das Mikrophon und verkündete: »Nummer fünfundzwanzig und Nummer siebenundzwanzig abholbereit.«

Kim erhob sich. »Das sind wir. Ich hole das Essen. Und wenn wir fertig sind, holen wir Ginger ab. Das ist mein letztes Wort. Und ich erwarte von dir, daß du nett zu ihr bist. Okay?«

»Okay«, erwiderte Becky zögernd und stand auf. »Ich hole das Essen schon«, sagte Kim. »Bleib sitzen!«

»Aber ich möchte mir meinen Hamburger selber zurechtmachen«, sagte Becky.

»Natürlich«, entgegnete Kim. »Das hatte ich ganz vergessen.« Während Becky eine beeindruckende Menge verschiedener Soßen in ihren Hamburger quetschte, wählte Kim ein Salatdressing, das in seinen Augen noch am erträglichsten aussah. Dann kehrten Vater und Tochter auf ihre Plätze zurück. Erfreut registrierte Kim, daß der mit Ketchup bekleckerte kleine Junge inzwischen weg war.

Beckys Laune besserte sich sichtlich, als der Junge von ihrer Schule sie um ein paar Pommes bat. Kim wollte gerade von seiner Suppe kosten, als sein Handy klingelte. Er nahm das Gespräch entgegen und preßte sich das Telefon ans Ohr. »Reggis«, meldete er sich.

»Hier ist Nancy Warren«, meldete sich eine der Krankenschwestern. »Ich muß Sie leider stören. Mrs. Arnold besteht darauf, daß Sie ins Krankenhaus kommen und sich um ihren Mann kümmern.«

»Warum denn?« fragte Kim.

Becky nahm ihren Hamburger in beide Hände, führte sich das monströse Gebilde an den Mund und biß hinein. Dann kaute sie ein paarmal und musterte die angebissene Stelle. »Mr. Arnold ist sehr

ängstlich«, erklärte Nancy. »Er meint, daß die Schmerzmittel nicht wirken. Außerdem hatte er verfrühte Ventrikelkontraktionen gehabt.«

Becky zog Kim am Arm, um ihm die angebissene Stelle ihres Hamburgers zu zeigen. Er gab ihr durch ein Handzeichen zu verstehen, daß sie warten sollte, bis er sein Telefongespräch beendet hatte. »Sind die Ventrikelkontraktionen mehrmals aufgetreten?«

»Hält sich in Grenzen«, erwiderte Nancy. »Aber immerhin hat er sie bemerkt.«

»Bestimmen Sie seine Kaliumwerte!« ordnete Kim an. »Und verdoppeln Sie seine Schmerzmittelration! Ist der Intensivarzt da?«

»Ja«, erwiderte Nancy. »Dr. Silber ist hier. Aber ich glaube, es wäre besser, wenn Sie kurz vorbeischauchen würden. Mrs. Arnold ist ziemlich hartnäckig.«

»Das glaube ich Ihnen aufs Wort«, entgegnete Kim. »Aber warten wir erst mal auf die Kaliumwerte. Achten Sie bitte auch darauf, daß er keine übermäßige Bauchauftreibung bekommt.«

Kim beendete das Gespräch. Mrs. Arnold war eine noch schlimmere Nervensäge, als er befürchtet hatte. »Sieh dir mal meinen Hamburger an«, sagte Becky. Kim warf einen Blick auf den Hamburger und sah, daß das Fleisch in der Mitte noch rosa war. »Hmm. Genauso habe ich meine Hamburger auch gegessen, als ich so alt war wie du.«

»Echt?« fragte Becky. »Ich finde es ekelig.« Kim überlegte, daß er wohl am besten selbst mit der zuständigen Ärztin sprach und wählte die Nummer des Krankenhauses. »Ich habe meine Hamburger immer so gegessen«, sagte er zu Becky, während sich die Verbindung aufbaute. »Halb roh und mit einer rohen Zwiebelscheibe, nicht mit diesem gegrillten Zeug, und schon gar nicht mit all diesem Schlabber obendrauf.«

Das Krankenhaus meldete sich, und Kim bat darum, Dr. Alice Silber anzupiepen und ihr auszurichten, daß sie ihn anrufen möge.

Becky musterte noch einmal skeptisch ihren Hamburger, zuckte mit den Schultern und biß wieder hinein, diesmal allerdings etwas vorsichtiger. Sie mußte zugeben, daß er verdammt gut schmeckte.

Kapitel 4

Samstag, 17. Januar

Kim bog um die Kurve in seiner Straße und fuhr langsam auf sein Haus zu. Es war ein großes, im Tudorstil errichtetes Gebäude, das sich auf einem großzügigen Grundstück mit altem Baumbestand befand und in einem angenehmen Vorortviertel lag. Das Haus war einmal eine prachtvolle Villa gewesen, doch im Moment machte es einen ziemlich vernachlässigten Eindruck. Im vergangenen Herbst hatte niemand die Blätter zusammengeharkt, deshalb bedeckten sie den Rasen jetzt wie eine nasse braune Schmutzschicht. An der Fassade blätterte stellenweise der Putz ab, ein neuer Anstrich war überfällig. Ein paar Fensterläden hingen schief, und vom Dach hatten sich einzelne Schieferplatten gelöst, die nun in der Dachrinne steckten.

Es war ein bewölkter und winterlich kalter Samstagmorgen. Obwohl es schon neun Uhr war, wirkte die Umgebung wie ausgestorben. Als Kim in seine Einfahrt bog und das Garagentor hochzog, konnte er weit und breit kein Lebenszeichen entdecken. Sein Nachbar hatte noch nicht einmal die Zeitung hereingeholt.

Innen wirkte das Haus ähnlich vernachlässigt. Da Tracy bei ihrem Auszug alles mitgenommen hatte, was ihr irgendwie am Herzen lag, waren nur noch wenige Teppiche, Bilder und Möbel zurückgeblieben. Außerdem war das Haus seit Monaten nicht mehr richtig sauber gemacht worden. Das Wohnzimmer, in dem es außer einem Stuhl, einer kleinen Brücke, einem Beistelltisch, auf dem das Telefon stand, und einer Stehlampe keine weiteren Möbel gab, wirkte wie ein Tanzsaal. In der Diele warf Kim seine Schlüssel auf eine eingebaute Ablage, durchquerte das Esszimmer und ging in die Wohnküche. Im Gehen rief er nach Becky, doch sie antwortete nicht. Ein Blick auf die Spüle, auf der keinerlei schmutziges Geschirr stand, verriet ihm, daß seine Tochter offenbar noch schlief. Er war wie jeden Morgen um kurz nach fünf aufgewacht und gleich aufgestanden, um ins Krankenhaus zu fahren und nach den Patienten zu sehen. Er hatte damit gerechnet, daß Becky inzwischen aufgestanden war und ihn

startbereit erwartete.

»Becky, du Langschläferin, wo steckst du denn?« rief er, während er die Treppe hinaufging. Oben angelangt hörte er die Tür zum Zimmer seiner Tochter aufgehen. Einen Augenblick später erschien sie auf der Türschwelle; sie trug noch immer ihr Flanellnachthemd. Ihre dunklen Locken waren vom Schlaf zerzaust, und sie blinzelte ihn mit kleinen Augen an. »Was ist los mit dir?« fragte Kim. »Ich dachte, du könntest es kaum erwarten, wieder auf die Eisbahn zu kommen. Na los, zieh dich an!«

»Ich fühle mich nicht gut«, sagte Becky und rieb sich die Augen.

»Wieso?« fragte Kim. »Was hast du denn?«

»Ich habe Bauchschmerzen.«

»Ach, das wird schon nichts Ernstes sein«, sagte Kim. »Sind die Schmerzen immer da, oder kommen sie in Schüben?«

»Manchmal sind sie da, und manchmal sind sie weg«, erwiderte Becky.

»Wo genau tut es dir denn weh?« fragte Kim. Becky fuhr sich mit der Hand über die Magengegend. »Hast du Schüttelfrost?« wollte Kim wissen und legte ihr die Hand auf die Stirn. Becky schüttelte den Kopf.

»Dann sind es wohl nur ein paar harmlose Krämpfe«, vermutete Kim. »Wahrscheinlich hast du dir mit dem Junk food gestern abend den Magen verdorben. Am besten duschst du dich jetzt und ziehst dich an. Ich mache währenddessen das Frühstück. Aber beeil dich ein bißchen! Ich möchte nicht, daß deine Mutter mir Vorwürfe macht, weil ich dich zu spät zum Training gebracht habe.«

»Ich habe keinen Hunger«, sagte Becky.

»Nach dem Duschen hast du bestimmt Appetit, da bin ich sicher«, entgegnete Kim. »Bis gleich in der Küche.« Wieder unten, stellte er Müsli, Milch und Saft auf den Tisch. Dann kehrte er noch einmal zum Treppenabsatz zurück, um Becky etwas zu fragen, doch er hörte bereits das Wasser rauschen. Er ging wieder in die Küche, nahm den Hörer vom Wandtelefon und wählte Gingers Nummer. »Im Krankenhaus ist alles okay«, sagte er, als Ginger sich meldete. »Die drei frisch operierten Patienten sind auf dem Wege der Besserung. Aller-

dings treiben die Arnolds mich allmählich zum Wahnsinn, vor allem natürlich Mrs. Arnold.«

»Freut mich«, entgegnete Ginger spitz.

»Was ist denn jetzt schon wieder los?« fragte Kim. Während seiner morgendlichen Visite war er mit einer der Schwestern angeeckt, und er wollte doch endlich mal einen streßfreien Tag verbringen.

»Eigentlich hatte ich bei dir übernachten wollen«, erwiderte Ginger. »Ich finde es wirklich nicht fair, daß...«

»Hör auf damit!« fuhr Kim sie an. »Nicht schon wieder dieses Thema! Ich kann den Unsinn nicht mehr hören. Zu allem Übel fühlt sich auch noch Becky heute morgen etwas angeschlagen.«

»Was hat sie denn?« Ginger klang ehrlich besorgt.

»Nichts Schlimmes«, erwiderte Kim. »Sie hat Magenschmerzen.« Weiter kam er nicht, denn er hörte Becky die Treppe herunterpoltern. »Oh, sie kommt«, sagte er. »Paß auf, Ginger. Wir treffen uns nachher auf der Eisbahn im Einkaufszentrum, Tschüs!«

Als er auflegte, erschien Becky schon in der Küche. Sie hatte sich seinen Bademantel angezogen. Er war ihr viel zu groß und schleifte über den Boden; die Ärmel reichten ihr bis zur Wade.

»Auf dem Tisch stehen Müsli, Milch und Saft«, sagte Kim. »Geht es dir ein bißchen besser?« Becky schüttelte den Kopf. »Was möchtest du essen?«

»Nichts«, erwiderte Becky.

»Aber irgend etwas mußt du zu dir nehmen«, insistierte Kim. »Soll ich dir ein bißchen Pepto-Bismol geben?« Becky verzog angewidert das Gesicht. »Dann trinke ich lieber einen Schluck Saft.«

In den Geschäften im Einkaufszentrum wurden gerade die ersten Rollgitter hochgezogen, als Kim und Becky durch die Passage gingen, die zur Eisbahn führte. Zwar hatte Kim nicht mehr nachgehakt, doch er war ziemlich sicher, daß es Becky schon wieder besserging. Sie hatte schließlich doch noch ein wenig Müsli gegessen, und im Auto hatten sie sich munter unterhalten.

»Siehst du mir beim Training zu?« fragte sie. »Das hatte ich eigentlich vor«, erwiderte Kim. »Ich bin schon ganz gespannt auf deinen

dreifachen Axel.« Als sie die Eisbahn fast erreicht hatten, gab er seiner Tochter die Schlittschuhe. Ein Piff verkündete das Ende des gerade stattgefundenen Kurses.

»Das nenne ich perfektes Timing«, stellte Kim fest. Während Becky sich auf eine Bank setzte und ihre Schnürsenkel löste, sah Kim sich nach den anderen Eltern um; es waren vorwiegend Mütter da. Plötzlich traf sich sein Blick mit dem von Kelly Anderson. Obwohl es noch früh am Morgen war, hatte sie sich in Schale geworfen, als wäre sie unterwegs zu einer Modenschau. Ihre Haare lagen so perfekt, als käme sie gerade vom Friseur. Sie lächelte ihn an. Kim sah weg. Ein Mädchen in Beckys Alter kam zu ihnen herübergelaufen, verließ die Eisbahn und ließ sich mit einem kurzen »Hi!« neben Becky auf die Bank plumpsen. Becky grüßte zurück. »Da ist ja mein Lieblings-Herzchirurg.«

Kim drehte sich um und stellte zu seinem Entsetzen fest, daß Kelly vor ihm stand.

»Haben Sie schon meine Tochter kennengelernt?« fragte Kelly.

Kim schüttelte den Kopf.

»Caroline, sag Dr. Reggis doch guten Tag!« forderte sie ihre Tochter auf.

Obwohl Kim auf eine Unterhaltung mit Kelly keinerlei Wert legte, begrüßte er Caroline freundlich und machte Kelly dann mit Becky bekannt.

»Was für eine schöne Überraschung, Sie schon wieder zu treffen!« sagte sie, nachdem sie Becky begrüßt und sich wieder aufgerichtet hatte. »Haben Sie gestern abend meinen Beitrag über die Krankenhauszusammenlegung gesehen? Er kam in den Elf-Uhr-Nachrichten.«

»Nein«, erwiderte Kim.

»Schade!« sagte Kelly. »Er lief zu einer Top-Sendezeit. Und wie ich gehört habe, soll ihr vernichtendes Urteil über die Zusammenlegung allen anderen die Schau gestohlen haben. Die Telefonleitungen sind fast zusammengebrochen, und genau das liebt unser Sendechef.«

»Erinnern Sie mich bitte beim nächsten Mal daran, daß ich kein

Wort mehr mit Ihnen spreche«, entgegnete Kim. »Vorsichtig, Dr. Reggis«, sagte Kelly entzückt, »sonst beleidigen Sie mich noch.«

»Kim!« rief plötzlich jemand von der anderen Seite der Eisbahn. »Hier bin ich!«

Ginger war im Anmarsch und winkte wild gestikulierend, während sie die Bahn umrundete und auf Kim und Kelly zukam. Sie war Anfang Zwanzig und wirkte mit ihrem blonden Haar und ihren spinnenhaften Beinen wie eine Elfe. Wenn sie nicht arbeitete, legte sie Wert darauf, sich locker und sexy zu kleiden. An diesem Morgen trug sie eine enge Jeans und ein knappes Top, das ihre schmale Taille voll zur Geltung brachte. Dazu hatte sie ein Stirnband um und Schweißbänder an den Handgelenken, die erkennen ließen, daß sie ein begeisterter Aerobic-Fan war. Sie war in Turnschuhen, und obwohl es Winter war, ohne Mantel.

»Ach du liebe Güte!« murmelte Kelly, als sie Ginger erblickte. »Wer kommt denn da? Ich glaube, das riecht nach Stoff für unsere Klatschrubrik. Der berühmte Herzchirurg und die Aerobic-Trainerin.«

»Sie ist meine Rezeptionistin«, sagte Kim, um Kelly den Wind aus den Segeln zu nehmen.

»Das würde ich natürlich niemals bezweifeln«, entgegnete Kelly. »Aber sehen Sie sich mal ihren Körper an! Und dieser jugendliche Enthusiasmus! Irgendwie habe ich das Gefühl, daß sie Sie für den tollsten Hecht auf Erden hält.«

»Ich sagte Ihnen doch bereits - sie arbeitet für mich«, fuhr Kim sie an.

»Ich glaube Ihnen ja«, entgegnete Kelly. »Das ist es doch gerade, was mich interessiert. Mein Internist und mein Augenarzt haben sich nämlich auch scheiden lassen, um ihre Empfangsdamen zu heiraten. Das ist Stoff für eine hübsche Geschichte. Könnte es vielleicht sein, daß auch Sie der typisch männlichen Mediziner-Midlife-Crisis zum Opfer gefallen sind?«

»Lassen Sie mich in Ruhe!« fuhr Kim sie an. »Jetzt und für alle Zeiten.«

»Regen Sie sich doch nicht so auf, Dr. Reggis!« versuchte Kelly

ihn zu beruhigen. »Herzchirurgen halten sich nun einmal für Stars. Und wer ein Star sein will, muß mit der Neugier der Reporter und der Öffentlichkeit rechnen, vor allem wenn er mit Frauen anbändelt, die nur halb so alt sind wie er selbst.« Becky beugte sich zu Caroline hinüber und flüsterte ihr ins Ohr: »Bis später. Da drüben kommt die beknackte Freundin von meinem Vater.« Dann erhob sie sich, betrat die Eisbahn und flitzte davon.

Ginger steuerte auf Kim zu, und bevor er sich's versah, drückte sie ihm einen dicken Kuß auf die Wange. »Tut mir leid, Darling«, begrüßte sie ihn. »Ich war heute morgen am Telefon wirklich unmöglich. Muß wohl daran liegen, daß ich dich so vermißt habe.«

»Hmm«, bemerkte Kelly. »Klingt ja nicht gerade sehr geschäftsmäßig. Schon mal was von Lippenstift als Beweismittel gehört?«

Kim wischte sich mit dem Handrücken über die Wange. »Oje!« rief Ginger, als sie den roten Abdruck ihrer Lippen auf seinem Gesicht sah. »Warte, ich mache das schnell weg.« Sie befeuchtete zwei Finger mit Spucke, und bevor Kim reagieren konnte, hatte sie ihm den Lippenstift über die ganze Wange verschmiert.

»Jetzt ist es perfekt«, kommentierte Kelly. Ginger drehte sich um und erkannte Kelly sofort, schließlich war sie eine lokale Berühmtheit.

»Kelly Anderson!« platzte sie heraus. »Wie schön, Sie zu sehen! Ich finde, Sie sind eine wirklich tolle Nachrichtenreporterin.«

»Vielen Dank«, entgegnete Kelly. »Und Sie sind...«

»Ginger Powers.«

»Nett, Sie kennenzulernen«, sagte Kelly. »Ich gebe Ihnen meine Karte. Vielleicht können wir uns irgendwann einmal unterhalten.«

»Oh, danke«, brachte Ginger hervor. Sie nahm die Karte und strahlte über das ganze Gesicht. »Ich würde mich wahnsinnig gerne mit Ihnen unterhalten.«

»Gut«, sagte Kelly. »Ich mache demnächst ein paar Berichte zum Thema Gesundheit. Da bin ich immer auf der Suche nach Meinungen von Leuten aus der Branche.«

»Sie wollen mich interviewen?« fragte Ginger. Sie war überrascht und fühlte sich geschmeichelt. »Ja, warum nicht?« entgegnete Kelly.

»Eigentlich sollten Sie lieber ihn interviewen«, erklärte Ginger und zeigte auf Kim. »Er ist derjenige, der fast alles über Medizin weiß.«

»Sie scheinen eine hohe Meinung von Dr. Reggis zu haben«, sagte Kelly. »So könnte man es doch ausdrücken, nicht wahr?«

»Als ob das eine Frage wäre!« entgegnete Ginger ein wenig entrüstet. »Er ist der beste Herzchirurg der Welt. Und der bestaussehende ebenfalls.« Sie versuchte Kim neckisch in die Wange zu kneifen, doch diesmal entkam er ihr. »Ich denke, das reicht mir fürs erste«, erklärte Kelly. »Komm, Caroline, wir müssen los. Ach, Ginger - rufen Sie mich doch mal an! Ich würde wirklich gerne mit Ihnen reden.« An Kim gewandt fügte sie hinzu: »Ich kann gut verstehen, warum Ginger Ihre Rezeptionistin und Freundin ist.« Dann zog sie mit Caroline von dannen. Sie hatte sich die Schlittschuhe und den Rucksack ihrer Tochter über die Schulter gehängt, da Caroline noch mit ihrem langen, gefütterten Mantel kämpfte.

»Eine tolle Frau«, sagte Ginger, während sie Kelly hinterhersah.

»Sie ist ein Hai«, widersprach Kim. »Ich möchte nicht, daß du mit ihr sprichst.«

»Warum denn nicht?« fragte Ginger. »Weil sie mir nur Ärger macht«, erwiderte Kim. »Aber ich würde wirklich gerne von ihr interviewt werden«, jammerte Ginger.

»Eins kann ich dir versprechen«, fuhr Kim sie an. »Wenn du mit ihr sprichst, bist du deinen Job los. Und mich auch! Hast du verstanden?«

»Ist ja schon gut«, entgegnete Ginger. »Was bist du bloß für ein Miesepeter heute! Was ist denn los mit dir?« Becky, die ein paar Aufwärmrunden gedreht hatte, kam auf sie zugefahren.

»Ich muß den Unterricht heute ausfallen lassen!« rief sie Kim und Ginger zu. Sie verließ die Eisbahn, setzte sich und versuchte hastig, sich die Schlittschuhe von den Füßen zu zerren. »Was ist denn los?« fragte Kim.

»Ich habe solche Bauchschmerzen«, sagte sie. »Und ich muß dringend auf die Toilette.«

Kapitel 5

Sonntag, 18. Januar

Kim nahm die Krankenakte von Harvey Arnold aus dem Fach und klappte sie auf. Es war noch nicht einmal acht Uhr morgens, und die Krankenschwestern von der Tagesschicht ließen sich gerade von ihren Kolleginnen der Nachtschicht auf den neuesten Stand bringen. Daher hatten Kim und die Schreibkraft der Station das Schwesternzimmer für sich allein. Er schlug die Seite mit den Vermerken der Schwestern auf und überflog, was sich am Vortag und in der vergangenen Nacht ereignet hatte. Dabei verkniff er sich mühsam ein Schmunzeln. Wie den Einträgen deutlich zu entnehmen war, hatte Mrs. Arnold die Schwestern genauso traktiert wie ihn. Darüber hinaus entnahm er dem Krankenblatt, daß es Mr. Arnold recht gutging, was sowohl die graphische Darstellung seiner Vitalzeichen wie auch das In- und Output-Blatt sowie die Laborwerte des Vortages bestätigten. Zufrieden schob er die Aufzeichnungen zurück in den dafür vorgesehenen Schlitz und steuerte das Zimmer des Patienten an.

Mr. Arnold saß aufrecht im Bett, frühstückte und sah dabei fern. Kim war wieder einmal überrascht, welche Fortschritte die Herzchirurgie in den letzten Jahrzehnten gemacht hatte. Mr. Arnold war dafür das beste Beispiel. Noch vor achtundvierzig Stunden war der siebzigjährige Mann schwer krank gewesen und hatte eine Operation am offenen Herzen über sich ergehen lassen müssen. Sein Herz war buchstäblich angehalten, geöffnet und repariert worden, und trotzdem war er schon wieder recht guter Dinge, fast schmerzfrei und genoß sichtlich die gewaltige Verbesserung seiner Lebensqualität. Kim konnte nicht umhin, ein tiefes Gefühl der Enttäuschung darüber zu empfinden, daß ein derartiges Wunder in der gegenwärtigen Situation, in der nur noch Geld und Profit zählten, nicht entsprechend gewürdigt wurde.

»Wie geht es Ihnen, Mr. Arnold?« fragte Kim. »Ganz gut«, erwi-

derte Mr. Arnold, während er sich mit der Serviette über das Kinn wischte. Wenn er allein war, war er immer nett und zuvorkommend. Aber wehe seine Frau kam hinzu - dann wurde er genauso unausstehlich wie sie. Kim unterbrach ihn kurz bei seinem Frühstück und überprüfte den Verband und die Wundflüssigkeit. Alles war, wie es sein sollte.

»Glauben Sie wirklich, ich kann wieder Golf spielen?« fragte Mr. Arnold.

»Auf jeden Fall«, erwiderte Kim. »Sie können tun und lassen, wozu Sie Lust haben.«

Nachdem sie sich noch ein paar Minuten unterhalten hatten, verabschiedete sich Kim. Doch er hatte Pech; an der Tür lief er Mrs. Arnold in die Arme.

»Da sind Sie ja«, platzte sie heraus. »Gut, daß ich Sie erwische. Ich möchte, daß mein Mann rund um die Uhr von einer Privatschwester betreut wird.«

»Warum?« fragte Kim. »Wo liegt das Problem?«

»Wo das Problem liegt, kann ich Ihnen erklären«, ereiferte sich Mrs. Arnold. »Die Stationsschwester lassen sich so gut wie nie hier blicken. Manchmal vergehen Stunden, bevor mal eine reinkommt. Und wenn Harvey klingelt, beenden sie immer erst noch in aller Ruhe ihr Pläuschchen.«

»Ich denke, das liegt daran, daß sie sehen, wie gut es Ihrem Mann schon wieder geht«, erklärte Kim. »Sie widmen ihre Zeit vor allem den Patienten, denen es schlechter geht.«

»Sparen Sie sich Ihre Ausreden«, entgegnete Mrs. Arnold. »Ich bestehe darauf, daß eine Schwester abgestellt wird, die die ganze Zeit hier im Zimmer zu sein hat.«

»Ich schicke Ihnen jemanden vorbei, mit dem Sie darüber sprechen können«, schlug Kim vor.

Vorübergehend besänftigt nickte Mrs. Arnold. »Aber lassen Sie mich nicht zu lange warten!«

»Ich werde sehen, was ich tun kann«, versprach Kim. Zurück im Schwesternzimmer bat er die Stationssekretärin, den AmeriCare-Verwalter anzupiepen und ihn herzubitten, damit er sich mit Mrs.

Arnold auseinandersetzen konnte. Während Kim auf den Fahrstuhl wartete, mußte er grinsen. Die Unterhaltung zwischen den beiden hätte er zu gerne mit angehört. Es erfüllte ihn mit Genugtuung, daß er dem AmeriCare-Verwalter ein bißchen Ärger bereiten konnte. Als der Fahrstuhl kam, stieg er ein. Für einen Sonntagmorgen herrschte ziemlich viel Betrieb. Kim stand eng gequetscht vor einem großen, hageren Arzt, der den typischen weißen Kittel trug. Auf dem Namensschild stand: Dr. John Markham, Kinderarzt.

»Entschuldigen Sie bitte«, sprach Kim den Kinderarzt an. »Wissen Sie zufällig, ob unter Schulkindern zur Zeit Enteroviren grassieren?«

»Nicht daß ich wüßte«, erwiderte Dr. Markham. »Wir hatten es kürzlich mit einem üblen Grippestamm zu tun, aber der hat nur die oberen Atemwege beeinträchtigt. Warum fragen Sie?«

»Meine Tochter hat Magen-Darm-Probleme«, erklärte Kim.

»Welche Symptome?« wollte Dr. Markham wissen. »Gestern morgen hatte sie Magenkrämpfe«, erwiderte Kim. »Und dann hat sie Durchfall bekommen. Ich habe ihr ein rezeptfreies Antidiarroikum gegeben.«

»Hat es geholfen?« fragte Dr. Markham. »Zuerst sah es so aus«, erwiderte Kim. »Aber dann sind die Symptome gestern nacht wieder aufgetreten.«

»Ist ihr übel, oder muß sie sich übergeben?«

»Übel ist ihr schon, aber übergeben mußte sie sich nicht. Jedenfalls noch nicht. Aber sie ißt ja auch so gut wie nichts.«

»Fieber?«

»Nein.«

»Bei welchem Kinderarzt ist sie denn?«

»Früher war sie bei George Turner. Aber nach der Krankenhauszusammenlegung war er gezwungen umzuziehen.«

»Ich erinnere mich an ihn«, entgegnete Dr. Markham. »Ich bin manchmal für ihn eingesprungen. Er ist wirklich gut.«

»Allerdings«, stimmte Kim ihm zu. »Er arbeitet jetzt im Kinderkrankenhaus in Boston.«

»Ein großer Verlust für unser Krankenhaus«, stellte Dr. Markham fest. »Aber zurück zu Ihrer Tochter. Was Sie da schildern, klingt mir

eher nach einer leichten Lebensmittelvergiftung und nicht nach einem Virus.«

»Meinen Sie wirklich?« fragte Kim. »Ich dachte immer, eine Lebensmittelvergiftung haut einen mit einem Schlag um.«

»Nicht unbedingt«, entgegnete Dr. Markham. »Eine Lebensmittelvergiftung kann sich ganz unterschiedlich äußern. Aber was für Symptome auch immer bei Ihrer Tochter aufgetreten sind - wenn sie unter akutem Durchfall leidet, hat sie sich sehr wahrscheinlich eine Lebensmittelvergiftung zugezogen. Rein statistisch betrachtet ist das übrigens auch am wahrscheinlichsten. Falls es Sie interessiert, wie oft so etwas auftritt: Das Gesundheitsamt geht von zwei- bis dreihundert Millionen Fällen im Jahr aus.«

Der Fahrstuhl hielt an, und Dr. Markham stieg aus. »Hoffentlich geht es Ihrer Tochter bald besser«, wünschte er Kim zum Abschied, als die Tür zuing.

Kim schüttelte ungläubig den Kopf und wandte sich an einen anderen Krankenhausarzt. »Haben Sie das gehört? Zweihundert bis dreihundert Millionen Fälle von Lebensmittelvergiftung im Jahr? Das ist doch der Wahnsinn!«

»Das hieße, daß etwa jeder amerikanische Bürger einmal pro Jahr davon betroffen wäre«, erwiderte der Angesprochene. »Die Zahl kann nicht stimmen«, vermutete eine Krankenschwester, die gerade ihren Dienst beendet hatte. »Ich glaube, sie stimmt«, sagte ein anderer Arzt. »Die meisten Leute werden ohne weiteres mit den Symptomen fertig und glauben, sie hätten eine ›Magengrippe‹. Wobei es die sogenannte Magengrippe natürlich gar nicht gibt.«

»Es ist jedenfalls unglaublich«, meldete sich Kim wieder zu Wort. »Man sollte sich wohl lieber zweimal überlegen, wo man essen geht.«

»Zu Hause kann man genauso schnell eine Lebensmittelvergiftung kriegen«, sagte eine Frau aus dem hinteren Teil des Fahrstuhls. »Vor allem, wenn man aufgewärmte Reste ißt. Außerdem ist der falsche Umgang mit rohem Hähnchen eine ernstzunehmende Gefahrenquelle.«

Kim nickte. Er hatte das unangenehme Gefühl, daß alle anderen im

Fahrstuhl mehr über das Thema wußten als er. Im Erdgeschoß stieg er aus und verließ das Krankenhaus. Auf der Fahrt nach Hause mußte er die ganze Zeit über das Thema Lebensmittelvergiftung nachdenken. Er konnte es einfach nicht fassen, daß es in den Vereinigten Staaten zweihundert bis dreihundert Millionen Fälle im Jahr geben sollte. Wenn diese Zahl wirklich stimmte, erschien es ihm unbegreiflich, daß er bei seiner regelmäßigen Lektüre medizinischer Fachzeitschriften nie darauf gestoßen war.

Gedankenversunken öffnete er die Haustür und warf seine Schlüssel auf die Ablage in der Diele. Er wollte gleich im Internet nachsehen, ob die Zahl über die Häufigkeit von Lebensmittelvergiftungen sich dort verifizieren ließ. Als er aus der Küche den eingeschalteten Fernseher hörte, öffnete er die Tür. Ginger stand an der Küchentheke und kämpfte mit dem in die Arbeitsfläche integrierten Dosenöffner. Sie trug einen enganliegenden Body, durch den fast alles zu sehen war. An Samstagen und Sonntagen zog sie konsequent ihr Aerobic-Programm durch. Becky lag auf dem Sofa und hatte sich bis zu den Ohren unter eine Decke gekuschelt. Sie sah sich Zeichentrickfilme an. Unter der grünen Wolldecke wirkte sie ziemlich blaß. Da es Becky nicht gutging, hatten sie den vergangenen Abend zu Hause verbracht. Ginger hatte zum Abendessen Hähnchen zubereitet, doch Becky hatte nur sehr wenig davon probiert und war früh ins Bett gegangen. Ginger war über Nacht geblieben. Kim hoffte, daß die beiden in seiner Abwesenheit gut miteinander ausgekommen waren. Eigentlich hatte er sie noch im Bett vermutet.

»Hallo, ihr beiden!« rief er. »Ich bin wieder da!« Weder Becky noch Ginger antworteten. »Verdammt!« fluchte Ginger. »Dieser Dosenöffner ist absoluter Schrott!«

»Wo ist das Problem?« fragte Kim und eilte ihr zu Hilfe. Ginger hatte es inzwischen aufgegeben, sich mit der Dose abzumühen. Sie stemmte ihre Hände in die Hüften und sah verzweifelt aus.

»Ich kriege diese blöde Dose nicht auf«, schimpfte sie. »Gib her, ich mache sie auf«, bot Kim an und nahm die Dose. Doch bevor er sie öffnete, musterte er skeptisch das Etikett. »Was ist das?«

»Hühnerbrühe«, erwiderte Ginger. »Steht doch drauf.«

»Und was willst du morgens um neun mit Hühnerbrühe?« fragte Kim.

»Sie ist für Becky«, erwiderte Ginger. »Meine Mutter hat mir früher immer Hühnerbrühe gegeben, wenn ich Durchfall hatte.«

»Ich habe ihr gesagt, daß ich keinen Hunger habe«, rief Becky vom Sofa herüber.

»Meine Mutter wußte ganz genau, was sie tat«, sagte Ginger. Kim stellte die Dose auf die Arbeitsfläche, umrundete die Küchentheke und ging ans Sofa, wo er Becky die Hand auf die Stirn legte. Sie drehte ihren Kopf, um den Bildschirm im Auge zu behalten.

»Geht es dir etwas besser?« fragte Kim. Die Stirn fühlte sich heiß an, aber vielleicht lag das auch nur an seiner kalten Hand. »Ungefähr genauso wie gestern«, erwiderte Becky. »Ich möchte nichts essen. Davon werden die Krämpfe nur noch schlimmer.«

»Sie muß etwas essen«, insistierte Ginger. »Sie hat schon gestern abend so gut wie nichts angerührt.«

»Wenn ihr Körper ihr zu verstehen gibt, daß er nichts haben will, sollte sie auch nichts essen«, sagte Kim. »Aber sie mußte sich übergeben«, fügte Ginger hinzu. »Stimmt das, Becky?« fragte Kim. Erbrechen war ein neues Symptom.

»Ein bißchen«, gestand sie.

»Vielleicht sollten wir sie zu einem Arzt bringen«, schlug Ginger vor.

»Was glaubst du denn, was ich bin?« fuhr Kim sie an. »Du weißt genau, was ich meine«, entgegnete Ginger. »Du bist der beste Herzchirurg der Welt, aber von Kinderbäuchen verstehst du nicht besonders viel.«

»Wie wär's, wenn du mal nach oben gehst und das Fieberthermometer holst?« schlug Kim vor.

»Wenn du mir sagst, wo ich es finden kann«, erwiderte Ginger bereitwillig.

»Im großen Badezimmer«, erklärte Kim. »In der obersten Schublade rechts.«

»Hast du immer noch Krämpfe?« wandte er sich dann wieder an seine Tochter. »Ja, manchmal«, gestand Becky. »Sind sie schlimmer

als gestern?«

»Ungefähr gleich«, erwiderte sie. »Manchmal sind sie weg, und dann kommen sie plötzlich wieder.«

»Und der Durchfall?« fragte Kim weiter. »Müssen wir unbedingt über so etwas Peinliches reden?« fragte Becky zurück.

»Schon gut, mein Schatz«, gab Kim sich zufrieden. »In ein paar Stunden wirst du dich wieder besser fühlen, da bin ich ganz sicher. Aber willst du wirklich nichts essen?«

»Ich habe keinen Hunger«, erwiderte Becky. »Na gut«, sagte Kim. »Aber sag mir Bescheid, wenn du Appetit bekommst.«

Als Kim in die Straße einbog, in der Tracy wohnte, und vor ihrem Haus anhielt, war es bereits dunkel. Er stieg aus, ging um den Wagen herum und öffnete die Beifahrertür. Becky hatte sich in eine Decke gehüllt und sie so weit hochgezogen, daß sie über ihrem Kopf eine Art Kapuze bildete. Kim half ihr aus dem Auto und legte auf dem Weg zur Haustür den Arm um ihre Schulter. Sie hatte den ganzen Tag auf dem Sofa gelegen und ferngesehen. Kim klingelte und wartete. Tracy öffnete und wollte gerade überschwenglich ihre Tochter begrüßen, als sie plötzlich innehielt und die Stirn runzelte. »Wieso brauchst du diese Decke?« fragte sie, während sie in Erwartung einer Antwort zuerst Kim und dann Becky ansah. »Kommt rein!«

Becky trat ein, Kim folgte ihr. Tracy schloß die Tür. »Was ist los?« wollte Tracy wissen und zog Becky einen Zipfel der Decke aus dem Gesicht. »Du siehst blaß aus. Bist du krank?«

Becky traten Tränen in die Augen. Als Tracy sie sah, schloß sie ihre Tochter sofort beschützend in die Arme. Gleichzeitig warf sie Kim einen finsternen Blick zu. »Sie fühlt sich nicht gut«, gab Kim zerknirscht zu. Tracy hielt Becky auf Armeslänge von sich weg und musterte nochmals ihr Gesicht. Becky wischte sich die Tränen aus den Augen. »Du bist ja kreidebleich«, stellte Tracy fest. »Was hast du denn?«

»Nur eine leichte Magen-Darm-Verstimmung«, antwortete Kim für seine Tochter. »Wahrscheinlich hat sie eine leichte Lebensmittelvergiftung. Das glaubt zumindest der Krankenhaus-Kinderarzt, mit dem

ich gesprochen habe.«

»Und warum ist sie kreideweiß, wenn sie nur eine leichte Verstimmung hat?« wollte Tracy wissen und fühlte Beckys Stirn. »Sie hat kein Fieber«, erklärte Kim. »Nur Durchfall und hin und wieder ein paar Krämpfe.«

»Hast du ihr irgendein Mittel gegeben?« fragte Tracy. »Natürlich«, erwiderte Kim. »Zuerst habe ich es mit Pepto-Bismol versucht, und als das nicht wirkte, habe ich ihr Imodium gegeben.«

»Hat es geholfen?« fragte Tracy. »Ein bißchen«, erwiderte Kim. »Ich muß auf die Toilette«, jammerte Becky. »Okay, mein Schatz«, sagte Tracy. »Geh nach oben. Ich bin in einer Minute bei dir.«

Becky hob die Decke ein wenig an und lief die Treppe hinauf. »Mein Gott, Kim!« wandte Tracy sich mit vor Wut gerötetem Gesicht an ihren Ex-Mann. »Du hast sie keine achtundvierzig Stunden bei dir gehabt, und schon ist sie krank. Was hast du bloß mit ihr angestellt?«

»Nichts Ungewöhnliches«, erwiderte Kim. »Ich hätte eben doch nicht wegfahren dürfen«, nörgelte Tracy weiter.

»Jetzt mach aber mal einen Punkt!« entgegnete Kim, der nun ebenfalls wütend wurde. »Sie hätte genausogut krank werden können, wenn du hiergeblieben wärst. Wenn sie sich einen Virus eingefangen hat, kann sie sich lange vor deinem Wochenendtrip angesteckt haben.«

»Hast du nicht gerade noch von einer Lebensmittelvergiftung gesprochen?« fragte Tracy.

»Das hat der Kinderarzt nur vermutet«, erklärte Kim, »weil sich jedes Jahr unzählige Menschen so eine Vergiftung zuziehen.«

»Hat Ginger am Wochenende gekocht?« wollte Tracy wissen. »Natürlich hat sie gekocht«, erwiderte Kim. »Gestern Abend hat sie uns Hähnchen gemacht.«

»Hähnchen!« rief Tracy entsetzt. »Das hätte ich mir ja denken können. Dann wissen wir ja, warum es Becky so schlechtgeht.«

»Ist ja auch die einfachste Lösung, Ginger die Schuld in die Schuhe zu schieben«, ereiferte sich Kim. »Du hast einen richtigen Haß auf sie, nicht wahr?«

»Überhaupt nicht«, erwiderte Tracy. »Jedenfalls nicht mehr. Inzwischen ist sie mir vollkommen egal. Aber du mußt ja wohl zugeben, daß sie noch sehr jung ist und nicht gerade viel Erfahrung in der Küche hat. Erfahrene Mütter wie ich wissen nämlich, daß man mit Hühnerfleisch äußerst vorsichtig sein muß.«

»Klar«, entgegnete Kim verächtlich. »Du weißt ja alles besser. Aber zu deiner Information - Becky hat von dem Essen fast nichts angerührt. Außerdem fühlt sie sich schon seit Samstag morgen nicht gut. Wenn sie also tatsächlich eine Lebensmittelvergiftung hat, hat sie sich die im Onion Ring auf dem Prairie Highway geholt, diesem Schuppen, mit dem dein neuer Freund vor Becky herumprotzt, daß er angeblich ihm gehört.« Tracy griff nach der Türklinke und riß die Haustür auf. »Gute Nacht, Kim!« sagte sie in einem scharfen Ton. »Ich bin noch nicht fertig«, fauchte Kim. »Ich finde es ziemlich mies, daß du mich Becky gegenüber als eine Art Unmensch hinstellst, weil ich sie ermutige, an der Eiskunstlaufmeisterschaft teilzunehmen.«

»Ich habe hinsichtlich deiner Wünsche für unsere Tochter nie irgendein Werturteil geäußert«, sagte Tracy. »Ich habe Becky lediglich unterstützt, als sie mir erzählt hat, daß sie nicht sicher sei, ob sie an so einem Wettbewerb überhaupt teilnehmen solle. Allerdings habe ich ihr prophezeit, daß du vermutlich auf sie einreden wirst, damit sie ihre Meinung ändert. Mehr habe ich nicht gesagt.«

Kim durchbohrte seine Ex-Frau mit einem finsternen Blick. Wie jedesmal, wenn es im Streit um irgendwelche psychologischen Aspekte ging, machte ihr überlegenes Gehabe ihn rasend. Daß sie sich berufen fühlte, ihre Tochter vor seiner möglichen Reaktion zu warnen, brachte ihn schier auf die Palme. »Gute Nacht!« wiederholte Tracy. Sie hielt noch immer die Tür auf. Kim drehte sich um und ging.

Kapitel 6

Montag, 19. Januar

Obwohl er ihn nur selten brauchte, stellte Kim seinen Wecker immer auf Viertel nach fünf. Normalerweise wurde er kurz vor dem Klingeln wach und stellte den Wecker aus, bevor er seine Morgenruhe stören konnte. Seit seinem ersten Jahr als Assistenzarzt stand er allmorgendlich vor der Dämmerung auf, und auch an diesem Morgen machte er keine Ausnahme. Er sprang aus dem Bett und eilte nackt durch den stockdunklen Raum ins Bad.

Das dann folgende morgendliche Ritual spulte er ab wie ein programmierter Roboter. Er öffnete die schwere Glastür der Dusche und drehte den Wasserstrahl voll auf. Da Tracy und er immer lieber geduscht als gebadet hatten, war das Bad der einzige Raum gewesen, den sie nach dem Kauf ihres Hauses vor zehn Jahren umgebaut hatten. Sie hatten die Badewanne und die mit ihr verbundene, winzige Duschkabine herausreißen und statt dessen eine einssiebzig mal drei Meter große Dusche einbauen lassen. Sie war an drei Seiten mit Marmorkacheln ausgekleidet, die vierte bestand aus dickem Glas, genauso wie die Tür, deren vertikal ausgerichtete, U-förmige Handgriffe aus glänzendem Messing aussahen, als ob sie das dicke Hartglas durchbohrten. Kim liebte sein extravagantes Bad und hätte es sich durchaus als Motiv für ein doppelseitiges Foto in einer Design-Fachzeitschrift vorstellen können. Sein Frühstück nahm er wie immer auf dem Weg zur Arbeit ein. Er hielt an einem Dunkin'-Donuts-Imbiß in der Nähe seines Hauses, bestellte sich einen Donut und einen Milchkaffee und frühstückte, während er durch die Dunkelheit fuhr. Zudem nutzte er die Zeit, indem er sich Kassetten über medizinische Themen anhörte. Um sechs war er bereits in seiner Praxis und diktierte Briefe oder füllte Schecks aus, um die unzähligen Rechnungen zu begleichen. Pünktlich um Viertel vor sieben war er im Krankenhaus und machte seine Lehrrunde mit den Ärzten, die eine Fach-

ausbildung als Thoraxchirurg absolvierten. Er legte großen Wert darauf, bei diesen Rundgängen seine eigenen Patienten zu besuchen. Um halb acht mußte er sich zu der täglich stattfindenden Krankenhausbesprechung im Konferenzraum einfinden. An diesem Morgen ging es um Referenzen und Einweisungsprivilegien.

Anschließend traf er sich mit Kollegen aus der Herzchirurgie, deren Forschungsarbeiten er überwachte oder an denen er selber mitarbeitete. Als er auch diese Besprechung hinter sich gebracht hatte, kam er ein paar Minuten zu spät zur sogenannten großen Chirurgenrunde, wo er an diesem Morgen den Fall eines dreifachen Herzklappenersatzes präsentierte. Um zehn war er endlich wieder in seiner Praxis und mit seinem Zeitplan bereits in Verzug, denn Ginger hatte die Termine für die ersten Notfall-Patienten schon für halb zehn und Viertel vor zehn vergeben. Seine Arzthelferin, Cheryl Constantine, hatte die Patienten bereits in die beiden Untersuchungsräume geführt.

Der Morgen verging, und Kim untersuchte einen Patienten nach dem anderen. Sein Mittagessen bestand aus einem Sandwich, das Ginger ihm bestellt hatte. Während er aß, studierte er Katheter- und Röntgen-Ergebnisse. Anschließend fand er sogar noch Zeit, einen Kardiologen aus Salt Lake City zurückzurufen, der ihn wegen einer bevorstehenden dreifachen Herzklappenersatz-Operation um Rat gebeten hatte. Der Nachmittag war genauso stressig wie der Vormittag. Der Strom der Patienten riß nicht ab, und zudem mußte Ginger auch noch ein paar Notfälle in den ohnehin schon engen Terminplan einschieben. Um vier unterbrach Kim seinen Praxisbetrieb und eilte zum Krankenhaus hinüber, wo er sich um einen seiner stationären Patienten kümmern mußte, bei dem ein kleineres Problem aufgetreten war. Da er schon einmal dort war, machte er auch gleich seine Nachmittagsvisite.

Zurück in der Praxis versuchte er vergeblich, den Rückstand wieder aufzuholen. Etliche Stunden später, in denen er zahlreiche Patienten untersucht hatte, gönnte er sich eine kurze Verschnaufpause, bevor er den sogenannten Untersuchungsraum A betrat. Er warf einen Blick auf die Krankenakte und war erleichtert, daß bei seinem nächsten Patienten lediglich die nach jeder Operation anfallende Routineunter-

suchung anstand. Damit standen die Chancen gut, daß er schnell mit ihm fertig sein würde. Bei dem Patienten handelte es sich um Phil Norton, und als Kim den Untersuchungsraum betrat, saß er bereits mit nacktem Oberkörper auf der Untersuchungsliege.

»Glückwunsch, Mr. Norton«, begrüßte Kim seinen Patienten und blickte von der Krankenakte auf. »Der letzte Belastungstest hat ganz normale Werte ergeben.«

»Gott sei Dank!« entgegnete Phil.

Danken Sie lieber der modernen Herzchirurgie, dachte Kim, ohne den Gedanken jedoch laut zu äußern. Er bückte sich ein wenig und untersuchte die längs über Phils Brustkorb verlaufende Narbe. Dann palpizierte er vorsichtig mit den Fingerspitzen die durch den Heilungsprozeß entstandene Schwellung. Diese Art der Beobachtung und Abtastung erlaubte es ihm, Rückschlüsse auf den inneren Zustand der Wunde zu ziehen. »Die Narbe sieht hervorragend aus«, stellte Kim fest und richtete sich wieder auf. »Von mir aus können Sie für den Boston Marathon trainieren.«

»Das muß wohl nicht gerade sein«, entgegnete Phil und lachte. »Aber auf dem Golfplatz würde ich mich im nächsten Frühjahr schon gerne wieder blicken lassen.«

Kim klopfte seinem Patienten auf die Schulter und schüttelte ihm die Hand. »Machen Sie's gut! Aber vergessen Sie nicht, auch weiterhin gesund zu leben und die kleinen Regeln einzuhalten, die ich Ihnen mit auf den Weg gegeben habe.«

»Keine Angst«, versprach Phil. »Ich habe alles gelesen, was Sie mir mitgegeben haben. Und ich habe mir die Ratschläge wirklich zu Herzen genommen. Ich werde bestimmt nie wieder eine Zigarette anfasen.«

»Denken Sie auch daran, Diät zu halten und sich ausreichend zu bewegen!« riet Kim.

»Das tue ich ganz gewiß«, versicherte Phil. »Schließlich will ich nicht ein zweites Mal bei Ihnen auf dem OP-Tisch landen.«

»So schlimm war es ja nun auch wieder nicht«, entgegnete Kim.

»Nein«, stimmte Phil ihm zu. »Aber mir war trotzdem ziemlich mulmig zumute.«

Kim klopfte ihm noch einmal aufmunternd auf den Rücken, kritzelte schnell ein paar Notizen in die Akte und verließ den Untersuchungsraum. Er überquerte den Flur und steuerte auf Untersuchungsraum B zu, doch zu seiner Überraschung steckte keine Patientenakte in der Halterung an der Tür. »Mr. Norton war Ihr letzter Patient«, erklärte Cheryl, die plötzlich hinter ihm stand.

Kim drehte sich um und lächelte seine Arzthelferin an. »Gut«, sagte er und fuhr sich müde mit der Hand durch sein zerwühltes Haar. »Wie spät ist es eigentlich?«

»Schon nach sieben«, erwiderte Cheryl. »Danke, daß Sie so lange geblieben sind«, sagte Kim. »Nichts zu danken«, entgegnete Cheryl. »Ich hoffe, Sie bekommen wegen Ihrer ständigen Überstunden keinen Ärger mit Ihrer Familie.«

»Das ist kein Problem«, erklärte Cheryl. »Ich habe mich schon daran gewöhnt, und mein Mann auch. Wenn ich länger arbeite, holt er unseren Sohn aus der Kindertagesstätte ab.« Kim drehte sich um, ging in sein Privatbüro und ließ sich in den Schreibtischsessel fallen. Vor ihm türmten sich unzählige Telefonanfragen, die er alle noch beantworten mußte, bevor er nach Hause gehen konnte. Er rieb sich die Augen. Obwohl er erschöpft war, fühlte er sich innerlich aufgedreht. Wie immer hatte sich der Streß des Tages in ihm aufgestaut. Am liebsten hätte er mal wieder Tennis gespielt. Vielleicht sollte er auf dem Nachhauseweg am Fitneßcenter anhalten und sich ein bißchen auf dem Stairmaster austoben.

Die Tür ging auf, und Ginger steckte ihren Kopf durch den Spalt.

»Tracy hat gerade angerufen«, verkündete sie leicht gereizt. »Was wollte sie denn?« fragte Kim.

»Das hat sie mir nicht verraten«, erwiderte Ginger. »Sie hat nur gesagt, daß sie zurückgerufen werden möchte.«

»Und warum bist du sauer?«

Ginger seufzte und verlagerte ihr Gewicht. »Sie ist immer so unhöflich. Dabei gebe ich mir wirklich Mühe, freundlich zu ihr zu sein. Ich habe sie sogar nach Becky gefragt.«

»Und was hat sie gesagt?«

»Nur, daß du sie zurückrufen sollst.«

»Okay, danke«, murmelte Kim. Er griff zum Hörer und wählte Tracys Nummer.

»Ich gehe jetzt zu meinem Aerobic-Kurs«, sagte Ginger. Kim bedeutete ihr durch ein Handzeichen, daß er verstanden hatte.

»Du kannst mich ja später anrufen«, fügte Ginger hinzu. Kim nickte, und Ginger schloß die Tür. Am anderen Ende der Leitung meldete sich Tracy. »Was ist los?« fragte Kim ohne Einleitung. »Beckys Zustand hat sich verschlechtert«, erwiderte Tracy. »Wieso? Was ist mit ihr?«

»Die Krämpfe sind so schlimm geworden, daß sie vor Schmerzen weint. Außerdem hat sie Blut im Stuhl.«

»Welche Farbe?« wollte Kim wissen.

»Wie, zum Teufel, soll ich das denn verstehen?« fragte Tracy zurück.

»Hellrot oder dunkelrot?« konkretisierte Kim seine Frage. »Gelbgrün«, erwiderte Tracy ungehalten. »Ich meine es ernst«, sagte Kim. »Ist das Blut hellrot oder eher dunkel, beinahe braun?«

»Hellrot«, erwiderte Tracy. »Wieviel?«

»Woher soll ich das wissen?« Tracy war genervt. »Sie hat eben Blut im Stuhl, und es ist rot und macht mir angst. Reicht das nicht?«

»Bei Durchfall kann das schon mal vorkommen«, versuchte Kim sie zu beruhigen.

»Es gefällt mir aber nicht«, erklärte Tracy. »Okay, was willst du tun?«

»Das fragst du mich?« fuhr Tracy ihn ungläubig an. »Ich dachte, du bist der Arzt!«

»Vielleicht sollte ich George Turner in Boston anrufen«, schlug Kim vor.

»Und wie soll der ihr aus fast zweitausend Kilometern Entfernung helfen?« wandte Tracy ein. »Ich möchte, daß sie untersucht wird! Und zwar noch heute abend.«

»Ist ja schon gut«, entgegnete Kim. »Reg dich nicht auf!« Er zögerte einen Augenblick und dachte nach. Seitdem George Turner nach Boston gegangen war, hatte er in der näheren Umgebung keinen Kontakt mehr zu irgendeinem Kinderarzt. Er überlegte kurz, ob er

einen der flüchtig mit ihm befreundeten Internisten bitten sollte, sich Becky einmal anzusehen, doch dann verwarf er die Idee wieder. Irgendwie erschien es ihm übertrieben, wegen eines leichten, ein paar Tage anhaltenden Durchfalls abends einen Kollegen zu stören, selbst wenn der Durchfall mit einer Spur von hellrotem Blut durchsetzt war.

»Wie wär's, wenn wir uns im University Medical Center in der Notaufnahme treffen?« schlug Kim vor. »Wann?«

»Wann kannst du denn da sein?« fragte Kim. »In einer halben Stunde, schätze ich«, erwiderte Tracy. »Okay, dann bis gleich«, sagte Kim.

Da die Rush-hour schon vorbei war und er für den Weg zum Krankenhaus nur zehn Minuten brauchte, nutzte er die verbleibenden zwanzig Minuten, um möglichst viele seiner noch anstehenden Telefonate zu führen. In der Notaufnahme angekommen, stellte er fest, daß Tracy noch nicht da war. Er ging zur Aufnahmerampe und wartete. Während er dort stand, fuhren etliche Krankenwagen mit heulenden Sirenen vor. Die Sanitäter brachten eilig Patienten ins Krankenhaus, die dringend ärztlich versorgt werden mußten. Einer der Patienten mußte während des Transportes wiederbelebt werden. Kim sah den Helfern hinterher und wurde ein wenig nostalgisch; die Szene erinnerte ihn an seine Assistenzarztzeit, in der er sehr hart gearbeitet hatte. Damals hatte er jede Menge Lob eingeheimst. Viele hatten ihn für einen der besten jungen Ärzte gehalten, die je die Chirurgenausbildung durchlaufen hatten. Er wollte gerade sein Handy hervorholen und Tracy anrufen, als er ihren Volvo Kombi um die Ecke biegen und anhalten sah. Mit einem Satz war er auf dem Bürgersteig und eilte zu dem Wagen. Als die Türen sich öffneten, ging er zur Beifahrerseite und half Becky beim Aussteigen. Sie begrüßte ihn mit einem schwachen Lächeln.

»Wie geht's dir, mein Schatz?« fragte Kim. »Mein Bauch tut so weh«, erwiderte sie. »Darum kümmern wir uns jetzt«, versprach Kim und sah Tracy an, die gerade das Auto umrundete. Sie wirkte noch genauso wütend wie am Abend zuvor.

Kim führte die beiden zur Aufnahmerampe und die sechs Stufen

hinauf. Dann öffnete er die Schwingtür, und sie betraten das Krankenhaus.

In der im Mittleren Westen gelegenen, ständig wachsenden Großstadt war die Notaufnahme des University Medical Centers weit und breit die größte. Sie war völlig überfüllt und wirkte wie ein zentraler Busbahnhof. Wegen des Rückstaus vom Wochenende herrschte an Montagabenden besonders viel Hektik.

Den Arm um sie gelegt, führte Kim Becky an der Hauptaufnahme vorbei durch die Menschenmenge im Vorraum und weiter durch den überfüllten Warteraum. Als sie fast den Tresen passiert hatten, hinter dem die Schwestern ihre Schreiarbeit erledigten, versperrte ihnen eine der Schwestern den Weg. Sie sah aus wie Brunhilde aus dem Nibelungenlied. Kim und Becky konnten unmöglich an ihr vorbei. Auf ihrem Namensschild stand: Molly McFadden. Sie war so groß wie Kim und sah ihm direkt in die Augen.

»Tut mir leid«, sagte Molly. »Sie können hier nicht allein weitergehen. Sie müssen sich erst bei der Aufnahme anmelden.« Kim wollte sie einfach ignorieren, doch Molly wich nicht von der Stelle.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte Kim. »Ich bin Dr. Reggis. Ich arbeite hier im Krankenhaus, und ich muß meine Tochter untersuchen lassen.«

Molly lachte kurz auf. »Und wenn Sie der Papst persönlich wären«, entgegnete sie patzig. »Jeder, und damit meine ich ausnahmslos jeder, hat sich bei der Aufnahme anzumelden, es sei denn, er wird von den Sanitätern auf einer Bahre reingerollt.«

Kim war so perplex, daß es ihm für einen Moment die Sprache verschlug. Er konnte es einfach nicht fassen, daß die Schwester sich nicht nur seinem Wunsch widersetzte, sondern ihn auch noch offen herausforderte. Entgeistert starrte er in ihre angriffslustig funkelnden blauen Augen. Trotz ihres weißen Kittels wirkte sie so bedrohlich wie ein Sumo-Ringer. Falls sie mitbekommen haben sollte, daß er zur Ärzteschaft gehörte, gab sie das jedenfalls durch nichts zu verstehen. »Je schneller Sie sich anmelden, Doktor«, fügte Molly hinzu, »desto früher wird man Ihre Tochter untersuchen.«

»Sie haben mich also offenbar doch verstanden«, stellte Kim fest.

»Ich bin leitender Arzt in diesem Krankenhaus. Ich arbeite in der Herzchirurgie.«

»Natürlich habe ich Sie verstanden«, entgegnete Molly. »Aber offenbar haben Sie mich nicht richtig verstanden.« Kim starrte die Frau an, doch sie ließ sich nicht beirren. Tracy merkte, daß es nichts brachte, weiter mit der Schwester zu verhandeln. Da sie zudem das Temperament ihres Ex-Mannes kannte, nahm sie es selbst in die Hand, die Situation zu entschärfen.

»Komm, mein Schatz«, wandte sie sich an Becky und führte sie zurück in Richtung Eingang. »Wir tun, was die Schwester sagt und melden uns an.«

Kim warf Molly einen weiteren finsternen Blick zu. Dann drehte er sich um, folgte Tracy und Becky und reihte sich mit ihnen in die Schlange der Otto-Normal-Patienten ein, die sich vor der Anmeldung gebildet hatte. Innerlich war er kurz vorm Überkochen. »Ich werde mich über diese Frau beschweren«, wütete er. »So eine Unverschämtheit lasse ich mir nicht bieten! Was für eine Frechheit! Ich kann es nicht glauben!«

»Sie macht nur ihren Job«, entgegnete Tracy. Sie wollte den Zwischenfall am liebsten auf sich beruhen lassen und war erleichtert, daß Kim keine Szene gemacht hatte. »Ach, so siehst du das?« fuhr Kim sie an. »Willst du sie etwa auch noch in Schutz nehmen?«

»Nun beruhige dich doch!« entgegnete Tracy. »Sie befolgt wahrscheinlich nur die Vorschriften. Du glaubst doch nicht, daß sie sich das gerade aus den Fingern gesogen hat, oder?« Kim schüttelte den Kopf. Sie rückten ein paar Zentimeter vor. Im Moment war der Aufnahmeschalter nur mit einer Angestellten besetzt. Sie war dafür zuständig, sämtliche relevanten Informationen in das Aufnahmeformular einzutragen; unter anderem mußte sie klären, wie und ob die Patienten versichert waren, wenn sie nicht bei AmeriCare versorgungsberechtigt waren.

Plötzlich verzog Becky vor Schmerz das Gesicht und preßte sich leise wimmernd die Hände auf den Bauch. »Was ist los?« fragte Kim.

»Was soll schon los sein?« entgegnete Tracy. »Sie hat wieder einen

Krampf.«

Auf Beckys Stirn bildeten sich große Schweißperlen, und sie wurde kreidebleich. Anstatt etwas zu sagen, sah sie ihre Mutter nur flehend an.

»Es ist gleich wieder vorbei«, versuchte Tracy sie zu beruhigen und strich ihr übers Haar. Mit der anderen Hand wischte sie ihr den Schweiß aus dem Gesicht. »Möchtest du dich hinsetzen?«

Becky nickte.

»Halt du die Stellung!« forderte Tracy Kim auf. Kim sah den beiden nach. Sie steuerten einen der Plastikstühle an der Wand an, wo Becky sich hinsetzte. Da sie hin und wieder nickte, ging er davon aus, daß Tracy mit ihr sprach. Als wieder etwas Farbe in Beckys Gesicht war, gesellte Tracy sich wieder zu Kim. »Wie geht es ihr jetzt?« fragte Kim.

»Im Augenblick wieder etwas besser«, erwiderte Tracy, der jetzt erst auffiel, wie wenig sie vorangekommen waren, seitdem sie sich angestellt hatten. »Gibt es denn keine andere Möglichkeit, als hier stundenlang Schlange zu stehen?«

»Es ist Montag abend«, entgegnete Kim. »Ich fürchte, da sieht es überall so aus.«

»Schade, daß Dr. Turner nicht mehr hier ist«, seufzte Tracy laut.

Kim nickte und stellte sich auf die Zehenspitzen, um zu sehen, warum es nicht voranging. Doch er konnte den Grund nicht erkennen.

»So geht das nicht weiter!« schimpfte er. »Ich bin gleich zurück.«

Mit grimmiger Miene schlängelte er sich durch die wartende Menschenmenge und erreichte schließlich den Schalter, wo er sofort sah, warum es nicht mehr weiterging. Ein betrunkenen Mann in einem verschmutzten Anzug kämpfte sich durch die Aufnahmeformalitäten. Sämtliche Kreditkarten waren ihm aus der Brieftasche gefallen. Er hatte eine üble Kopfverletzung. »Hallo!« rief Kim und versuchte die Aufmerksamkeit der Angestellten auf sich zu lenken. Sie war eine junge Afro-Amerikanerin. »Ich bin Dr. Reggis. Ich gehöre zum Personal und arbeite in der Abteilung für Herzchirurgie. Meine...«

»Entschuldigen Sie bitte«, unterbrach sie Kim. »Ich kann mich nicht mit mehreren Personen gleichzeitig unterhalten.«

»Jetzt hören Sie mir gefälligst eine Sekunde zu!« befahl Kim. »Ich gehöre zum Personal...«

»Das ist mir vollkommen egal«, fuhr die Frau ihm dazwischen. »Wir behandeln hier alle Patienten gleich. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Das gilt für alle Routine-Notfälle.«

»Routine-Notfälle?« fragte Kim entgeistert. Diese Wortzusammenstellung war einfach lächerlich. Plötzlich erinnerte ihn das Gespräch mit dieser Angestellten an seine frustrierenden Telefonate mit all den Sachbearbeitern von Versicherungsgesellschaften oder Gesundheitsversorgungsprogrammen, die allesamt nichts von medizinischen Behandlungen verstanden und die er trotzdem immer einschalten mußte, um für seine Patienten grünes Licht zu bekommen. Diese lästige Pflicht war im modernen Praxisgeschäft zu einem wirklich leidigen Problem ausgeuffert.

»Bitte stellen Sie sich am Ende der Reihe an!« forderte die Frau ihn auf. »Wenn ich mich auf die Aufnahme der Leute konzentrieren kann, die vor Ihnen da waren, kommen Sie auch selber schneller dran.« Mit diesen Worten richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf den Betrunkenen, der es in der Zwischenzeit geschafft hatte, den Inhalt seiner Brieftasche aufzusammeln.

Kim war drauf und dran, sich mit der Frau anzulegen, doch es war offensichtlich, daß jede Unterhaltung mit ihr reine Zeitverschwendung war. Vielleicht hatte sie auch gar nicht verstanden, daß er zum Personal gehörte. Noch frustrierter und wütender als vor seinem kleinen Disput kehrte er zu Tracy zurück.

»Keine Ahnung, wo sie solche Idioten auflesen«, schimpfte Kim. »Sie funktionieren wie Automaten.«

»Ich bin wirklich beeindruckt, wieviel uns deine hohe Stellung hier im Krankenhaus nützt.«

»Dein Sarkasmus hilft uns jedenfalls auch nicht weiter«, raunzte Kim zurück. »Das liegt nur an dieser schwachsinnigen Krankenhauszusammenlegung. Man kennt mich hier unten eben nicht. Allerdings kann ich mich auch beim besten Willen nicht daran erinnern, jemals in dieser Notaufnahme gewesen zu sein.«

»Wenn du Beckys Beschwerden am Wochenende ernst genommen

hättest, wären wir jetzt wahrscheinlich gar nicht hier«, entgegnete Tracy.

»Ich habe sie ernst genommen«, verteidigte sich Kim. »Daß ich nicht lache«, gab Tracy zurück. »Weil du ihr ein harmloses Durchfallmittelchen verabreicht hast? Das war wirklich eine tolle Idee. Soll ich dir mal was sagen? Es wundert mich nicht im geringsten, daß du nicht mehr unternommen hast. Du hast es ja nie ernst genommen, wenn es Becky schlechtging. Und was mich betrifft, hast du dich genauso verhalten.«

»Das ist nicht wahr«, widersprach Kim wütend. »Oh doch!« schimpfte Tracy weiter. »Wahrscheinlich kann das aber sowieso nur jemand nach vollziehen, der mit einem Chirurgen verheiratet ist. Aus deiner Sicht ist doch jeder ein Simulant, der über Krankheitssymptome klagt, die nicht eine sofortige Operation am offenen Herzen erfordern.«

»Hör auf!« entgegnete Kim. »Mir reicht's jetzt.«

»Mir reicht es schon lange!«

»Okay, Mrs. Besserwisser«, fauchte Kim. »Was hätte ich denn deiner Meinung nach am Wochenende mit Becky tun sollen?«

»Sie untersuchen lassen. Zum Beispiel von irgendeinem deiner Kollegen. Du kennst doch lauter Ärzte. Oder wäre das zuviel verlangt gewesen?«

»Jetzt mach mal einen Punkt!« Kim bemühte sich, nicht die Beherrschung zu verlieren. »Becky hatte nichts weiter als ein bißchen Durchfall und leichte Bauchkrämpfe, und das erst seit kurzer Zeit. Und außerdem war Wochenende. Ich habe mich einfach gescheut, wegen so einer harmlos erscheinenden Geschichte einen Kollegen zu belästigen.«

»Mommy!« rief Becky, die plötzlich hinter ihnen stand. »Ich muß zur Toilette.«

Tracy drehte sich um. Beim Anblick ihrer leidenden Tochter war ihr Zorn sofort verraucht. Sie legte ihr einen Arm um die Schulter und sagte: »Tut mir leid, Schatz. Komm, wir suchen schnell eine Toilette.«

»Wartet!« rief Kim. »Wir brauchen eine Stuhlprobe. Die könnte un-

ter Umständen sehr nützlich sein. Ich hole schnell einen Behälter.«

»Du machst wohl Witze!« empörte sich Tracy. »Sie muß dringend. Siehst du das denn nicht?«

»Kannst du es noch einen Augenblick aushalten, Becky!« drängte Kim seine Tochter. »Ich bin sofort zurück.« Mit diesen Worten marschierte er eiligen Schrittes zielstrebig in die Tiefen der Notaufnahme. Ohne Becky und Tracy konnte er den Tresen, hinter dem die Schwestern saßen, unbehelligt passieren. Zudem war die robuste Molly McFadden nicht in Sicht.

Die Notaufnahme bestand aus etlichen großen Räumen, die durch an Deckenschienen aufgehängte Vorhänge in viele einzelne Untersuchungskabinen unterteilt waren. Zusätzlich gab es einige Traumäräume, die mit der modernsten Technik ausgestattet waren, sowie ein paar Behandlungszimmer, die vorwiegend für Psychofälle genutzt wurden. Im Inneren der Notaufnahme ging es genauso turbulent und chaotisch zu wie im Wartebereich. Sämtliche Traumäräume waren belegt; Ärzte, Spezialisten, Krankenschwestern und Pfleger eilten hektisch zwischen den Zimmern hin und her. Im Gehen hielt Kim nach einem bekannten Gesicht Ausschau, doch leider kannte er niemanden. Schließlich wandte er sich an einen Pfleger.

»Entschuldigen Sie«, sagte er. »Ich brauche dringend einen Stuhlprobe-Behälter.«

Der Pfleger musterte ihn flüchtig. »Wer sind Sie denn?«

»Dr. Reggis«, erwiderte Kim. »Haben Sie Ihre Kennkarte dabei?«

Kim zückte seine Karte, die ihn als Krankenhausangestellten auswies.

»Okay«, gab der Pfleger sich zufrieden. »Bin sofort zurück.« Kim sah dem Mann hinterher, der durch eine nicht gekennzeichnete, offenbar in einen Vorratsraum führende Tür verschwand.

»Achtung!« hörte er plötzlich jemanden rufen. Er drehte sich um und sah ein fahrbares Röntgengerät auf sich zukommen. Hastig sprang er zur Seite. Das schwere Gerät, das von einem Röntgenassistenten geschoben wurde, rumpelte vorbei. Einen Augenblick später kam der Pfleger zurück und reichte ihm zwei durchsichtige Plastiktüten, in denen sich jeweils ein Plastikbehälter befand. »Danke«, sagte

Kim.

»Gern geschehen«, entgegnete der Pfleger. Kim eilte zurück in den Empfangsbereich. Tracy und Becky standen immer noch an, aber sie hatten sich inzwischen ein gutes Stück vorgearbeitet. Becky hatte die Augen geschlossen; über ihre Wangen kullerten Tränen.

Kim reichte Tracy eine der Plastiktüten. »Ein Krampf?« fragte er.

»Natürlich«, fauchte sie ihn an. »Wie kannst du nur so blöd fragen!« Dann nahm sie Becky bei der Hand und führte sie zur Toilette.

Kim nahm ihren Platz in der Schlange ein. Da gerade jemand abgefertigt worden war, ging es ein paar Zentimeter voran. Am Schalter saßen jetzt zwei Angestellte. Offenbar hatte die eine ihre Pause beendet.

Gegen Viertel nach neun war die Notaufnahme so überfüllt, daß kaum noch jemand hineinpaßte. Alle Plastikstühle waren besetzt. Diejenigen, die keinen Sitzplatz gefunden hatten, lehnten an den Wänden oder hockten auf dem Boden. Kaum jemand sagte etwas. In einer Ecke des Wartebereichs hing unter der Decke ein Fernseher, in dem CNN lief. Doch ein paar zeternde Kleinkinder übertönten den Nachrichtensprecher mit ihrem herzerreißenden Geschrei. Draußen hatte es angefangen zu regnen. In der Luft hing der Geruch von feuchter Wolle.

Tracy, Kim und Becky hatten schließlich nebeneinander Sitzplätze gefunden und sich bis auf Becky, die noch ein paarmal die Toilette aufsuchen mußte, nicht mehr vom Fleck gerührt. Kim hatte den Behälter mit der Stuhlprobe in der Hand. Anfangs waren nur ein paar vereinzelte hellrote Blutflecken zu sehen gewesen, doch inzwischen hatte der gesamte Inhalt eine durchgängig hellbraune Farbe angenommen. Becky schämte sich und fühlte sich hundeelend. Tracy war der Verzweiflung nahe. Kim schäumte noch immer vor Wut.

»Ich kann es einfach nicht glauben«, brauste er plötzlich auf. »Das gibt es doch gar nicht! Jeden Augenblick denke ich, daß wir endlich aufgerufen werden, aber nichts passiert!« Er warf einen Blick auf die Uhr. »Wir warten jetzt schon eineinhalb Stunden.«

»Da siehst du mal, wie es im wirklichen Leben zugeht«, kommen-

tierte Tracy. »Darüber hätte Kelly Anderson in ihrem Beitrag über die Krankenhauszusammenlegung berichten sollen«, ereiferte sich Kim. »Es ist doch absurd, daß AmeriCare die Notaufnahme im Samaritan Hospital geschlossen hat, um Kosten zu sparen, und jetzt alle hierherkommen müssen. Denen geht es doch nur darum, noch mehr Geld zu verdienen.«

»Und den Patienten noch mehr Unannehmlichkeiten zu bereiten«, fügte Tracy hinzu.

»Stimmt«, bestätigte Kim. »AmeriCare will die Leute offenbar davon abhalten, in die Notaufnahme zu kommen.«

»Das hätte ihnen kaum besser gelingen können«, stellte Tracy fest.

»Ich kann es einfach nicht fassen, daß mich von all den Angestellten hier nicht einer kennt«, klagte Kim. »Das gibt es doch gar nicht! Ich bin doch, zum Teufel noch mal, der bekannteste Herzchirurg in dieser Riesenklinik.«

»Kannst du nicht irgend etwas tun?« drängte Tracy. »Becky fühlt sich so elend.«

»Okay«, erwiderte Kim und stand auf. »Ich versuche es noch einmal.«

»Aber verlier nicht gleich wieder die Beherrschung!« ermahnte sie ihn. »Dadurch wird alles nur noch schlimmer.«

»Kann es denn noch schlimmer werden?« entgegnete Kim. Er verließ den Wartebereich und steuerte auf den Schwesterntresen zu. Nach ein paar Schritten hörte er die heulende Sirene eines Krankentransportwagens. Einen Augenblick später sah er hinter der Glastür des Haupteingangs ein blinkendes rotes Licht. Die Sirene verstummte, und die Tür wurde aufgestoßen. Notarzhelfer rollten mehrere blutende, auf Bahren liegende Menschen herein. Vermutlich waren sie Opfer eines Verkehrsunfalls.

Kim fragte sich, ob die Einlieferung dieser Patienten wohl für Becky bedeutete, daß sie noch länger warten mußte. Er ging auf den Tresen zu und hielt nach Molly McFadden Ausschau, doch zum Glück konnte er sie nirgends entdecken. Im Moment waren nur zwei Angestellte am Platz: eine Sekretärin, die telefonierte und dabei emsig Laborwerte notierte, und eine Schwester, die gerade Schreibar-

beiten erledigte und dabei Kaffee trank. Auf ihrem Namensschild stand: Monica Hoskins, Krankenschwester Notaufnahme. Er riß sich zusammen und zwang sich ruhig zu bleiben. Dann klopfte er auf den Tresen, um jemanden auf sich aufmerksam zu machen.

»Guten Abend«, begrüßte er die Schwester, als sie aufsah. »Kennen Sie mich vielleicht?«

Monica kniff die Augen ein wenig zusammen und musterte ihn.

»Nein, ich glaube nicht«, erwiderte sie. »Sollte ich?«

»Ich bin Chirurg und arbeite auch in diesem Krankenhaus«, erklärte Kim. »Aber im Moment bin ich mit meiner Tochter hier, und wir warten schon seit mehr als eineinhalb Stunden. Könnten Sie mir vielleicht sagen, wann sie dran ist?«

»Heute abend herrscht bei uns Hochbetrieb«, entgegnete Monica. »Liegt vor allem an den Autounfällen. Wie heißt Ihre Tochter denn?«

»Rebecca Reggis«, erwiderte Kim.

Monica zog einen Stapel Aufnahmeformulare zu sich heran, benetzte mit der Zunge die Spitze ihres Zeigefingers und blätterte flink die Seiten durch.

»Da ist sie ja«, sagte sie und zog ein Blatt heraus. Sie überflog, unter welchen Beschwerden Becky litt, und sah dann mit hochgezogenen Brauen zu Kim auf.

»Zwei Tage anhaltender Durchfall«, stellte sie fest. »Klingt nicht gerade nach einem dringenden Notfall.« Kim hob den Behälter mit der Stuhlprobe hoch, damit die Schwester ihn sehen konnte. »Sie hat Blut im Stuhl.« Monica beugte sich vor. »Sieht nicht wie Blut aus.«

»Als die Probe frisch war, war es deutlich zu sehen«, entgegnete Kim. »Außerdem macht sich Beckys Mutter große Sorgen.«

»Wir rufen Ihre Tochter so schnell wie möglich auf«, erklärte Monica unverbindlich und schob Beckys Aufnahmeformular wieder in den Stapel zurück. »Mehr kann ich Ihnen nicht versprechen.«

»Jetzt passen Sie mal auf«, entgegnete Kim mit bemüht kontrollierter Stimme. »Als Angehöriger der Krankenhausbelegschaft erwarte ich, daß man mir ein kleines bißchen entgegenkommt. Und da wir jetzt schon ziemlich lange warten, möchte ich, daß meine Tochter umgehend untersucht wird. Ich hoffe, ich habe mich klar genug aus-

gedrückt. Es geht ihr nämlich ziemlich schlecht.«

Monica bedachte ihn mit einem falschen Lächeln. »Wir rufen Ihre Tochter so schnell wie möglich auf. Das sagte ich Ihnen doch bereits. Unsere Kapazitäten sind nun einmal begrenzt. Wenn Sie wirklich seit eineinhalb Stunden hier sind, haben Sie ja sicher mitbekommen, daß etliche Verkehrsoffer eingeliefert wurden. Und gerade hat uns die Polizei angekündigt, daß ein Schußverletzter unterwegs ist.«

Monica hatte kaum zu Ende gesprochen, als wieder das Sirenengeheul eines näher kommenden Krankenwagens zu hören war.

»Das wird er wohl sein«, stellte sie fest und stand auf. Sie ging an die Sprechanlage, drückte auf einen Knopf und forderte das Team in einem der Traumaräume auf, sich für den nächsten Einsatz bereitzuhalten. Dann verschwand sie ebenfalls in den hinteren Bereich der Notaufnahme.

Unzufrieden, weil er wieder nichts erreicht hatte, wandte Kim sich ab. Durch den Haupteingang kamen die Sanitäter mit dem auf einer Bahre liegenden Schußverletzten. Der Mann hatte eine Sauerstoffmaske vor dem Gesicht und war an eine Infusionsflasche angeschlossen. Er war kreidebleich.

»Und?« fragte Tracy, als Kim neben ihr Platz nahm. »Sie wollen uns so schnell wie möglich aufrufen«, erklärte Kim. Den Rest der Unterhaltung behielt er beschämt für sich. Becky hatte sich so gut es ging auf ihrem Stuhl zusammengerollt und die Augen geschlossen.

»Klingt ziemlich vage«, stellte Tracy fest. »Was soll das heißen? In fünfzehn Minuten, in einer Stunde oder morgen früh?«

»Es heißt, so schnell wie möglich - wie ich gesagt habe«, fuhr Kim sie an. »Wie du vielleicht gesehen hast, wurde eben ein Schwerverletzter eingeliefert und ein paar Minuten zuvor mehrere Unfallopfer. Das Personal ist völlig überlastet.«

Tracy seufzte und schüttelte frustriert den Kopf. »Wie geht es Becky?« fragte Kim.

»Sie hatte gerade wieder einen Krampf«, erwiderte Tracy. »Da kannst du dir sicher denken, wie es ihr geht. Du bist doch Arzt.«

Kim sah weg und biß die Zähne zusammen. Er konnte sich kaum noch zusammenreißen. Außerdem bekam er allmählich einen Rie-

senhungers.

In der folgenden Stunde blieb er stumm und grübelte mißmutig über seine unglaubliche Erfahrung in der Notaufnahme nach. Er brannte darauf, seinen Kollegen davon zu berichten, denn die würden ihn mit Sicherheit verstehen. Becky und Tracy hatten sich offenbar mit der Warterei abgefunden. Jedesmal wenn eine der Schwestern einen Patienten aufrief, hoffte Kim, den Namen seiner Tochter zu hören. Doch nichts dergleichen passierte. Schließlich sah er erneut auf die Uhr.

»Jetzt warten wir schon seit zweieinhalb Stunden!« rief er und sprang auf. »Das kann einfach nicht wahr sein! Wenn ich auch nur ein kleines bißchen paranoid wäre, würde ich annehmen, hier hätten sich alle gegen uns verschworen. Aber jetzt reicht's! Ich werde etwas unternehmen. Ich bin gleich zurück.«

Tracy sah ihren Ex-Mann an. Unter normalen Umständen hätte sie sich wegen seiner leicht aufbrausenden Art Sorgen gemacht, doch nachdem sie nun schon eine Ewigkeit warteten, war ihr alles egal. Sie wollte nur noch, daß man Becky so schnell wie möglich half. Deshalb sagte sie nichts, als er davonstürmte.

Kim marschierte schnurstracks auf den Schwesterntresen zu, hinter dem einige Pfleger standen und sich unterhielten; hin und wieder lachten sie.

Am Tresen angekommen, nahm Kim die Mitarbeiter ins Visier. Er hoffte immer noch, vielleicht ein vertrautes Gesicht zu entdecken, doch er kannte niemanden, und niemand erkannte ihn. Der einzige, der ihn überhaupt auch nur wahrnahm, war ein junger Mann im Collegealter, vermutlich eine studentische Aushilfskraft.

»Ich bin Dr. Reggis. Was ist hier los?« fragte Kim und deutete auf die untätigen Krankenhausmitarbeiter. »Sie machen eine kurze Pause«, erwiderte der Gehilfe. »Der Schußverletzte und die letzten Unfallopfer sind gerade in den OP gebracht worden.«

»Wer leitet heute die Spätschicht in der Notaufnahme?« wollte Kim wissen. »Dr. David Washington.«

»Ist er hier?« fragte Kim.

Der junge Mann sah sich kurz um. Offenbar war er sich nicht si-

cher. »Nein«, sagte er schließlich. »Ich glaube, er kümmert sich gerade um einen Fall in der Orthopädie.«

»Und wo ist die Oberschwester?« fragte Kim. »Mrs. Labat ist gerade mit einem psychisch Kranken beschäftigt.«

»Aha«, murmelte Kim. »Vielen Dank.«

Er ging ein Stück am Tresen entlang, bis er genau in der Mitte stand. Dann hob er die Hand und rief: »Entschuldigen Sie bitte! Hallo!«

Niemand kümmerte sich um ihn.

Er sah sich noch ein paar Sekunden hilfesuchend um und versuchte mit einem der Pfleger Augenkontakt aufzunehmen. Doch keiner von ihnen schenkte ihm Beachtung. Daraufhin schnappte er sich ein metallenes Ablagekörbchen, hielt es einen Augenblick über seinen Kopf und wartete, ob ihn jetzt vielleicht jemand wahrnahm. Doch er wurde auch weiterhin ignoriert.

Völlig außer sich schmetterte er das Metallkörbchen erst einmal und dann noch zwei weitere Male mit voller Wucht auf den Tresen. Bei jedem Mal haute er kräftiger zu, bis das Körbchen so verbogen war, daß es einem dreidimensionalen Parallelogramm glich.

Mit seinem Wutanfall zog er die Aufmerksamkeit aller Versammelten schlagartig auf sich. Gespräche brachen mitten im Satz ab, die Ärzte, Schwestern und Pfleger starrten ihn fassungslos an. Ein Mann vom Sicherheitsdienst, der in der Nähe der Fahrstühle gestanden hatte, kam angelaufen. Während er rannte, preßte er eine Hand gegen den dicken, an seinem Gürtel befestigten Schlüsselbund.

Da Kim vor Wut außer sich war, zitterte seine Stimme ein wenig. »Ich weiß, daß Sie alle viel zu tun haben«, rief er. »Auch wenn Sie im Augenblick nicht gerade einen besonders gestreßten Eindruck machen. Ich bin mit meiner kranken Tochter hier und warte jetzt seit zweieinhalb Stunden. Dabei könnte ich meine Zeit durchaus sinnvoller nutzen. Ich bin nämlich selber Facharzt.«

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte der Mann vom Sicherheitsdienst und packte ihn am Arm.

Kim riß sich los und drehte sich zu ihm um. »Wagen Sie es nicht, mich noch einmal anzufassen!« fuhr er ihn an. Der Mann wich klu-

gerweise einen Schritt zurück und griff nach seinem Funkgerät. Kim war nicht nur fast einen Kopf größer als er, er war auch deutlich kräftiger.

»Sparen Sie sich die Mühe, Unterstützung herbeizuholen!« Kim zog seine Krankenhauskennkarte aus der Tasche und hielt sie dem Mann vors Gesicht. »Ich arbeite hier, obwohl das in der Notaufnahme offenbar niemand wahrhaben will.« Blinzelnd entzifferte der Uniformierte die Kennkarte. »Tut mir leid, Doktor«, entschuldigte er sich dann. »Ist schon gut«, entgegnete Kim mit beherrschter Stimme. Inzwischen war Monica Hoskins wieder hinter dem Tresen aufgetaucht.

»Ich möchte mit Dr. Washington sprechen«, sagte Kim. »Es tut mir leid, daß Sie warten mußten«, versuchte Monica ihn zu beschwichtigen. »Wir tun alle unser Bestes.«

»Ich möchte trotzdem mit dem diensthabenden Arzt sprechen«, insistierte Kim.

»Dr. Washington kümmert sich gerade um einen Pneumothorax«, erklärte Molly.

»Ich möchte ihn jetzt sprechen!« wiederholte Kim gelassen.

»Es wird ja wohl irgendeinen Assistenzarzt geben, der einen Pneumothorax behandeln kann.«

»Einen Augenblick bitte«, sagte Monica und trat ein paar Schritte zurück, um sich außerhalb von Kims Hörweite mit Molly zu beraten. Nach einer knappen Minute kam sie zurück zu Kim. Gleichzeitig griff eine der Schwestern im Hintergrund zum Telefon.

»Es wird sofort jemand da sein, mit dem Sie sich unterhalten können«, erklärte Monica.

»Das wurde auch langsam Zeit«, entgegnete Kim. Sein kleiner Ausbruch hatte die plaudernden Angestellten soweit aus der Ruhe gebracht, daß die meisten von ihnen den Arbeitsplatz der Schwestern verließen und in die eigentliche Notaufnahme verschwanden. Monica nahm das Ablagekörbchen und versuchte es vergeblich wieder in seine ursprüngliche Form zu bringen.

Kims Herz jagte vor Aufregung, als hinter ihm plötzlich ein kleiner Tumult ausbrach. Er drehte sich um und sah ein schluchzendes Mäd-

chen, das von einigen Sanitätern durch den Raum geleitet wurde. Ihre Handgelenke waren mit blutigen Geschirrtüchern umwickelt - ein eindeutiger Selbstmordversuch. Für Kim war klar, daß es sich um einen verzweifelten Hilfeschrei der jungen Frau handelte.

Nachdem die Verletzte hinter einer Tür verschwunden war, starrte er erneut erwartungsvoll ins Innere der Notaufnahme. Er ging davon aus, daß der leitende Arzt jeden Augenblick aufkreuzen mußte. Statt dessen tippte ihm jemand von hinten auf die Schulter.

Er drehte sich um und war überrascht, Tracy zu sehen. »Wo ist Becky?« fragte er.

»Auf der Toilette«, erwiderte Tracy. »Ich muß gleich wieder zu ihr zurück. Ich wollte dich nur bitten, nicht wieder einen deiner narzißtischen Wutanfälle zu bekommen. Als du eben aufgesprungen bist, dachte ich, es sei mir egal, ob du die Beherrschung verlierst, aber es ist mir nicht egal. Unsere Situation bessert sich keinen Deut, wenn du hier ausrastest und die Leute gegen dich aufbringst. Am Ende muß Becky dann noch länger warten.«

»Verschon mich bitte mit deinem Psychogesabbel!« fuhr Kim sie an. »Ich habe nichts weiter vor, als mit dem Leiter dieser Station ein paar unmißverständliche Worte zu wechseln. Wie man hier mit uns umspringt, ist schlicht und einfach ein Skandal.«

»Versuch dich wenigstens zusammenzureißen!« entgegnete Tracy frostig. »Wenn du fertig bist, weißt du ja, wo du uns findest.« Sie drehte sich um und ging zurück in den Wartebereich.

Kim trommelte ungeduldig mit den Fingern auf dem Tresen herum. Nach einer Weile sah er erneut auf die Uhr. Es waren schon wieder fünf Minuten verstrichen. Er beugte sich noch einmal vor und starrte in den Gang, der zu den einzelnen Behandlungszimmern führte. Er sah jede Menge Ärzte, Schwestern und Pfleger hin- und herlaufen, aber niemand kam in seine Richtung. Als er kurz dem Studenten in die Augen sah, wandte dieser sofort seinen Blick ab. Die übrigen Mitarbeiter mieden es ebenfalls, ihn anzusehen und beschäftigten sich mit ihrem Papierkram.

Eine gedämpfte Klingel kündigte die Ankunft eines Fahrstuhls an. Kim wandte sich um und sah einen kräftigen Mann in einem altmo-

dischen grauen Anzug aussteigen. Zu seiner Überraschung steuerte er direkt auf ihn zu.

»Dr. Reggis?« fragte der Mann. Er hatte eine kräftige Kommandostimme.

»Ja, der bin ich«, erwiderte Kim.

»Mein Name ist Barclay Bradford«, erklärte der Mann steif. »Ich bin der stellvertretende Krankenhausdirektor und der diensthabende Verwaltungsleiter für die Spätschicht.«

»Wie nett«, entgegnete Kim. »Dann gebe ich Ihnen einen guten Rat: Gehen Sie sofort da hinten rein, und holen Sie den Kerl her, der diese verdammte Station leitet! Ich habe nämlich ein Hühnchen mit ihm zu rupfen. Falls Sie es noch nicht wissen - ich warte seit zweieinhalb Stunden darauf, daß sich jemand meine Tochter ansieht.«

»Dr. Reggis«, begann Barclay Bradford, als ob er Kims Worte gar nicht gehört hätte. »Als Angehöriger der Ärzteschaft, und erst recht als Herzchirurg, sollten Sie doch wohl am besten wissen, daß die Patienten im hektischen Betrieb einer Notaufnahme nicht stur der Reihe nach behandelt werden können.

Menschen mit lebensbedrohlichen Verletzungen müssen Vorrang haben vor einem simplen Fall von Durchfall.«

»Natürlich müssen Schwerstverletzte bevorzugt behandelt werden«, schoß Kim zurück. »Das versteht sich von selbst. Ich habe während meiner gesamten Assistenzarztzeit in der Notaufnahme gearbeitet. Aber vielleicht interessiert es Sie, wie es hier in Wirklichkeit zugeht. Als ich vor zehn Minuten hier herkam, stand ein gutes Dutzend Mitarbeiter der Notaufnahme hinter dem Tresen und hielt ein Kaffeekränzchen.«

»Momentane Eindrücke spiegeln nie die wirkliche Lage wider«, entgegnete Barclay Bradford von oben herab und fügte besänftigend hinzu: »Wahrscheinlich haben sie über einen schwierigen Fall gesprochen. Aber was auch immer vorgefallen ist - Ihr kindisches Benehmen kann ich auf keinen Fall dulden. Sie können doch nicht einfach einen Ablagekorb auf dem Tresen zerschmettern! Außerdem ist Ihr Verlangen nach einer Vorzugsbehandlung gänzlich unangebracht.«

»Habe ich richtig gehört!« Kim explodierte. »Vorzugsbehandlung! Kindisches Benehmen!« Er wurde knallrot, und vor Zorn traten seine Augen hervor. Der Verwalter verkörperte auf einmal all seine Frustrationen, ob es nun die jüngste Erfahrung in der Notaufnahme, die Krankenhauszusammenlegung, AmeriCare oder die moderne Medizin im allgemeinen war. Seine Wut steigerte sich plötzlich derart, daß er vollkommen die Kontrolle über sich verlor und dem Mann einen kräftigen Kinnhaken verpaßte.

Er hatte so heftig zugeschlagen, daß ihm die Knöchel wehtaten und er seine Hand schütteln mußte. Gleichzeitig wich Barclay Bradford zurück, schwankte einmal und fiel dann zu Boden. Schlagartig wurde Kim bewußt, was er getan hatte. Betroffen tat er einen Schritt nach vorn und spürte einen heftigen Impuls, dem am Boden liegenden Mann hochzuhelfen. Er hörte, wie die Mitarbeiter hinter dem Tresen die Luft anhielten. Der Mann vom Sicherheitsdienst eilte herbei. Über die Sprechanlage rief der Student: »Alarm am Empfang!« Im nächsten Augenblick strömten jede Menge Ärzte, Schwestern und Pfleger aus allen Räumen. Sogar Tracy eilte herbei, nachdem sie den Notruf gehört hatte. Um Kim und Barclay Bradford bildete sich eine Mensentraube. Der stellvertretende Krankenhausdirektor hatte sich inzwischen aufgerichtet und betastete mit dem Handrücken seine blutende Lippe. »Mein Gott, Kim!« rief Tracy. »Ich habe dich doch extra um Beherrschung gebeten!«

»Ihr Benehmen ist völlig inakzeptabel«, sagte Monica und fügte an den Studenten gewandt hinzu: »Rufen Sie die Polizei!«

»Stop! Rufen Sie niemanden!« rief eine tiefe, sonore Stimme. Die Mensentraube machte einem kräftig gebauten, gutaussehenden Afro-Amerikaner Platz, der in die Mitte trat und sich seine Latex-Handschuhe von den Händen streifte. Auf seinem Namensschild stand: Dr. David Washington, Diensthabender Leiter der Notaufnahme. Er ließ seinen Blick zwischen Kim und dem am Boden hockenden Mr. Bradford hin- und herschweifen. »Was geht hier vor?«

»Dieser Mann hat Mr. Bradford niedergeschlagen«, erklärte Monica und zeigte auf Kim. »Und vorher hat er einen Ablagekorb so auf den Tresen gedonnert, daß er nicht mehr zu gebrauchen ist!«

»Und ob Sie's glauben oder nicht - er ist Arzt und arbeitet in unserem Krankenhaus«, fügte Molly hinzu. Dr. Washington reichte Mr. Bradford die Hand und zog ihn auf die Füße. Dann begutachtete er die gespaltene Lippe und tastete den Kiefer des Verletzten ab.

»Geht's wieder?« fragte er den Mann von der Verwaltung. »Ich denke, ja«, erwiderte Mr. Bradford. Er zog ein Taschentuch aus der Hosentasche und betupfte seine blutende Lippe. An Monica gewandt ordnete Dr. Washington an: »Nehmen Sie Mr. Bradford mit nach hinten, und säubern Sie die Wunde. Und bitten Sie Dr. Krugger hinzu. Er soll entscheiden, ob eine Röntgenaufnahme nötig ist.«

»Okay«, entgegnete Monica. Sie nahm Mr. Bradford am Oberarm und manövrierte ihn aus dem Gedränge, doch bevor er sich wegführen ließ, warf er Kim einen finsternen Blick zu. »Bitte gehen Sie jetzt alle wieder an Ihre Arbeit«, rief Dr. Washington und unterstrich seine Worte mit einer Handbewegung. Dann wandte er sich an Kim, der sich inzwischen etwas beruhigt zu haben schien. »Wie heißen Sie?« fragte er. »Dr. Kim Reggis.«

»Haben Sie Mr. Bradford wirklich geschlagen?« fragte Dr. Washington ungläubig. »Ich fürchte ja«, erwiderte Kim.

»Was hat Sie denn dazu gebracht?« wollte Dr. Washington wissen.

Kim holte tief Luft. »Dieser Schnösel hat mich von oben herab belehrt, ich hätte kein Recht auf eine Vorzugsbehandlung - und das, nachdem ich bereits seit zweieinhalb Stunden mit meiner kranken Tochter darauf warte, daß sie endlich untersucht wird.«

Dr. Washington starrte Kim an. Es war ihm völlig schleierhaft, wie ein Kollege derart ausrasten konnte. »Wie heißt Ihre Tochter?« fragte er schließlich. »Rebecca Reggis«, erwiderte Kim.

Dr. Washington wandte sich an den Studenten und bat um Beckys Aufnahmeformular. Der junge Mann suchte den Stapel durch.

»Gehören Sie wirklich zur Belegschaft des University Medical Centers?« fragte Dr. Washington, während er auf das Formular wartete.

»Erst seit der Zusammenlegung«, erklärte Kim. »Ich bin Herzchirurg, aber hier in der Notaufnahme hat man mich eher wie einen Aussätzigen behandelt.«

»Wir tun unser Bestes«, entgegnete Dr. Washington. »Ja, den Spruch habe ich heute abend schon mehrmals gehört.« Dr. Washington sah Kim in die Augen. »Wissen Sie eigentlich, daß Sie sich schämen sollten? Erst zerschmettern Sie einen Ablagekorb, dann schlagen Sie einen Mann nieder! Sie benehmen sich wie ein aufsässiger Teenager.«

»Lecken Sie mich doch!« entgegnete Kim. »Diese Bemerkung will ich Ihnen im Augenblick ausnahmsweise durchgehen lassen«, sagte Dr. Washington. »Schließlich stehen Sie unter Streß.«

»Werden Sie bloß nicht überheblich!« fuhr Kim ihn an. »Hier ist es«, unterbrach der Student ihre kleine Auseinandersetzung und reichte Dr. Washington das gesuchte Formular. Dr. Washington warf einen Blick auf das Blatt und sah dann auf seine Uhr. »Wenigstens stimmt Ihre Zeitangabe. Sie warten jetzt seit fast drei Stunden. Das rechtfertigt zwar noch lange nicht Ihr Verhalten, aber die Wartezeit ist in der Tat zu lang.«

Dann drehte er sich zu Tracy um. »Sind Sie Mrs. Reggis?«

»Ich bin Rebeccas Mutter«, erwiderte Tracy. »Würden Sie bitte Ihre Tochter holen? Dann sehe ich sie mir gleich mal an.«

»Vielen Dank«, entgegnete Tracy und eilte in den Wartebereich.

Dr. Washington ging hinter den Tresen und nahm sich ein Klemmbrett, auf dem er das Aufnahmeformular befestigte. Dann rief er über die Sprechanlage eine Schwester aus. Als er zurückkehrte, war auch Tracy mit Becky im Schlepptau wieder da. Kurz darauf erschien die Krankenschwester. Laut ihres Namensschildes hieß sie Nicole Michaels.

»Wie geht es dir denn, junge Dame?« wandte sich Dr. Washington an Becky.

»Nicht so gut«, gestand Becky. »Ich möchte nach Hause.«

»Das glaube ich dir«, entgegnete Dr. Washington. »Aber zuerst sollten wir dich untersuchen. Wie wär's, wenn du schon mal mit Schwester Nicole vorgehst? Sie bringt dich in eine Untersuchungskabine.«

Tracy, Becky und Kim setzten sich in Bewegung. Doch Dr. Washington hielt Kim am Ärmel fest.

»Es wäre mir lieber, wenn Sie hierbleiben«, erklärte Dr. Washington.

»Ich bleibe bei meiner Tochter«, beharrte Kim. »Das tun Sie nicht!« entgegnete Dr. Washington bestimmt. »Sie haben bereits bewiesen, daß Sie ziemlich genervt sind. Sie gehen ja bei der kleinsten Kleinigkeit an die Decke!« Kim zögerte. Dr. Washington hatte nicht ganz unrecht, das mußte er zugeben. Er war wütend und fühlte sich erniedrigt.

»Geben Sie sich einen Ruck«, sagte Dr. Washington. »Ich bin sicher, Sie verstehen mich.«

Kim warf einen Blick in die Richtung, in die Becky und Tracy verschwanden. Dann sah er erneut Dr. Washington an, der sich weder durch Worte noch Taten einschüchtern ließ. »Aber...«, begann Kim.

»Kein Aber«, fiel der Leiter der Notaufnahme ihm ins Wort. »Wenn Sie sich nicht fügen, muß ich die Polizei rufen.« Zögernd drehte Kim sich um und ging zurück in den Wartebereich. Da die Stühle alle besetzt waren, lehnte er sich in der Nähe des Eingangs an die Wand und versuchte fernzusehen. Doch er konnte sich nicht auf den Bildschirm konzentrieren. Statt dessen hob er seine Hand und betrachtete sie; sie zitterte.

Nach einer halben Stunde kamen Tracy und Becky aus dem Untersuchungsbereich zurück. Kim hatte Glück, daß er sie überhaupt sah, als sie die Station verließen. Sie gingen hinaus, ohne sich nach ihm umzusehen.

Er schnappte sich eilig seinen Mantel und seine Handschuhe und lief ihnen hinterher. Erst am Auto holte er sie ein. Tracy half Becky gerade beim Einsteigen. »Was soll das?« fragte Kim. »Wieso ignorierst du mich?« Tracy antwortete nicht. Sie schloß die Beifahrertür und ging um den Wagen.

Kim folgte ihr und legte seine Hand auf die Tür, damit Tracy sie nicht öffnen konnte.

»Mach uns bitte nicht noch mehr Ärger«, sagte Tracy. »Du hast uns schon zur Genüge in Verlegenheit gebracht.« Völlig perplex, daß er schon wieder gemaßregelt wurde, zog Kim seine Hand weg und ließ Tracy einsteigen. Bevor sie die Tür schloß, zögerte sie und sah ihrem

Ex-Mann in die Augen. Er wirkte überrascht und verletzt. »Geh nach Hause und schlaf dich aus!« riet sie ihm. »Das tun wir jetzt auch.«

»Was haben sie da drinnen mit Becky gemacht?« fragte er. »Was haben sie gesagt?«

»Nicht viel«, erwiderte Tracy. »Offenbar sind ihre Blutwerte und der Elektrolythaushalt normal. Ich soll ihr Brühe und viel zu trinken geben und Milchprodukte von ihrem Speiseplan streichen.«

»Das ist alles?« fragte Kim.

»Ja«, erwiderte Tracy. »Und daß es ihr so schlechtgeht, kann sehr wohl an Gingers Hähnchen liegen. Angeblich kommen ständig Leute mit einer Lebensmittelvergiftung in die Notaufnahme, die zuvor Hühnerfleisch gegessen haben.«

»Das ist unmöglich!« fuhr Kim sie an. »Frag doch Becky! Ihr ging es schon am Samstag morgen schlecht, und das Hähnchen gab es erst am Samstag abend.« Er beugte sich in den Wagen, damit Becky ihm Recht geben konnte. »Das stimmt doch, mein Schatz, nicht wahr?«

»Ich möchte nach Hause«, jammerte Becky, die geradeaus durch die Windschutzscheibe starrte.

»Gute Nacht, Kim«, sagte Tracy. Sie knallte die Tür zu, ließ den Motor an und fuhr davon.

Kim sah dem Auto hinterher, bis es hinter der Ecke des Krankenhauses verschwand. Dann ging er langsam zum Ärzteparkplatz. Er fühlte sich so einsam wie noch nie zuvor.

Kapitel 7

Dienstag, 20. Januar

Die OP-Tür flog auf, und Kim und Tom betraten den Vorraum von OP Nummer zwanzig. Im Gehen lösten sie ihre Gesichtsmasken, die ihnen daraufhin auf die Brust hinabrutschten. Dann wuschen sie sich das Talkpuder von den Händen.

»Danke, daß du mir so kurzfristig helfen konntest«, sagte Tom. »Das mache ich doch gern«, entgegnete Kim und meinte es ehrlich.

Die beiden Männer gingen den Flur entlang in Richtung Aufenthaltsraum.

»Du wirkst so deprimiert«, stellte Tom fest. »Was ist los? Hat dich gerade dein Buchhalter angerufen und dir deine Einnahmen unter Berücksichtigung der neuen Medicare-Erstattungssätze durchgegeben?«

Kim lachte nicht. Er reagierte überhaupt nicht. »Ist alles okay mit dir?« fragte Tom, der sich nun wirklich Sorgen machte.

»Ich denke schon«, erwiderte Kim völlig emotionslos. »Ich habe nur jede Menge Ärger am Hals.« Dann erzählte er Tom, was er am Abend zuvor in der Notaufnahme erlebt hatte. »O mein Gott!« staunte Tom, als Kim fertig war. »Was für ein Horror! Aber mach dir bloß keine Vorwürfe, weil du diesem Bradford einen Haken verpaßt hast. Ich hatte auch schon mal einen kleinen Zusammenstoß mit ihm. Diese dämlichen Verwaltungsheinis! Wie ich gestern abend in einer Zeitschrift gelesen habe, gibt es in den Vereinigten Staaten derzeit pro eineinhalb Ärzte und Schwestern einen Verwaltungsangestellten. Kannst du dir das vorstellen?«

»Nur zu gut«, erwiderte Kim. »Sie kosten ein Heidengeld und sind der Hauptgrund für unser schier unbezahlbares Gesundheitssystem.«

»Genau das stand auch in dem Artikel«, sagte Tom. »Ich kann jedenfalls gut nachvollziehen, warum dir die Hand ausgerutscht ist. An deiner Stelle wäre ich auch auf hundertachtzig gewesen. Drei Stun-

den! Da hätte ich ihm auch einen Haken verpaßt!«

»Danke«, entgegnete Kim. »Ein bißchen seelischen Beistand kann ich gut gebrauchen. Aber das Schlimmste an der Sache ist, daß ich nach der ganzen Warterei und nach all dem Ärger nicht einmal mit dem Arzt sprechen durfte, der Becky untersucht hat.«

»Wie geht es ihr denn heute?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Kim. »Als ich aufgestanden bin, war es noch zu früh zum Anrufen, und Tracy hat sich auch nicht bei mir gemeldet. Aber es wird ihr schon wieder bessergehen. Schließlich waren ihre Blutwerte gut, und Fieber hatte sie auch nicht.«

»Dr. Reggis!« rief eine Stimme.

Kim drehte sich um und sah, daß Deborah Silverman, die Oberschwester im OP-Bereich, ihn zu sich heranwinkte. »Als Sie im OP waren, hat Dr. Biddle angerufen«, sagte Deborah. »Er läßt Ihnen ausrichten, Sie möchten sich umgehend in seinem Büro einfinden.«

Kim nahm den Notizzettel. Die Nachricht war mit etlichen Ausrufezeichen versehen. Offenbar ging es um etwas Ernstes. »Oje«, bemerkte Tom, der Kim über die Schulter sah. »Klingt ganz so, als wollte der Chef dir auch noch Ärger machen.« Die beiden trennten sich vor der Tür zum Aufenthaltsraum. Kim ging in den Umkleideraum. Obwohl Forrester Biddle ihn offenbar dringend zu sprechen wünschte, ließ er sich Zeit. Es war unschwer zu erraten, warum sein Chef ihn zu sich bestellt hatte. Das Problem war nur, daß Kim selber nicht so genau wußte, wie er derart die Beherrschung hatte verlieren können. Er duschte und ließ die Ereignisse des vergangenen Abends noch einmal Revue passieren. Dabei fiel ihm jedoch auch keine bessere Erklärung für sein Verhalten ein, als daß er ziemlich unter Streß gestanden hatte. Nachdem er sich frische OP-Kleidung angezogen hatte, rief er bei Ginger in der Praxis an, um mit ihr seinen Nachmittags-Terminplan zu besprechen. Erst danach machte er sich auf den Weg zum Chefbüro im Verwaltungstrakt.

Dr. Forrester Biddle war der Inbegriff eines konservativen Neuengländers. Er war hager wie ein puritanischer Priester, was seine strenge, gebieterische Art noch unterstrich. Das einzig Positive an ihm war, daß er ein hervorragender Chirurg war.

»Kommen Sie rein, und schließen Sie die Tür!« forderte er Kim auf, als dieser das enge, mit Fachzeitschriften vollgestopfte Büro betrat. »Setzen Sie sich!«

Kim nahm Platz. Dr. Biddle ließ ihn eine Weile warten und erledigte zunächst seine angefangene Schreibearbeit. Kim ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. Er selber hatte zu seiner Chefzeit im Samaritan Hospital ein weitaus luxuriöseres Büro gehabt.

Nachdem er seine Unterschrift mit einem schwungvollen Schnörkel versehen hatte, legte Dr. Biddle seinen Füller zur Seite. »Ich komme gleich zur Sache«, sagte er und setzte eine noch strengere Miene auf als sonst. »Mit Ihrem Benehmen gestern abend in der Notaufnahme haben Sie unsere Abteilung und die gesamte Ärzteschaft blamiert.«

»Meine Tochter hatte Schmerzen«, entgegnete Kim ohne Umschweife. Es war eine Erklärung, keine Entschuldigung. Er war nicht geneigt, Reue zu zeigen.

»Für Gewalttätigkeiten gibt es keine Entschuldigung«, bemerkte Dr. Biddle. »Mr. Bradford überlegt, ob er Sie verklagen soll. Ich könnte es ihm nicht verdenken.«

»Wenn jemand verklagt werden sollte, dann ja wohl AmeriCare«, entgegnete Kim. »Ich habe mehr als drei Stunden gewartet, und zwar in erster Linie deswegen, weil AmeriCare vor allem an Profit denkt.«

»Über einen Verwalter herzufallen ist keine geeignete Art, Gesellschaftskritik zu üben«, stellte Dr. Biddle klar. »Und genauso unangebracht ist es, sich direkt an die Medien zu wenden - wenn ich das hinzufügen darf. Eigentlich hatte ich vor, nichts zu Ihrem Fernsehkommentar zu sagen, der Freitag abend ausgestrahlt wurde. Aber das war vor diesem unentschuldbaren Zwischenfall. Öffentlich zu behaupten, das University Medical Center und das Samaritan Hospital seien einzig und allein deshalb zusammengelegt worden, weil AmeriCare mehr Gewinn machen will, schadet dem Ruf dieser Klinik.« Kim stand auf. Offenbar war nicht vorgesehen, daß auch er zu Wort kam, und er hatte keine Lust, noch länger sitzen zu bleiben und sich wie ein ungezogener Schuljunge maßregeln zu lassen. »Wenn das alles war, gehe ich jetzt. Meine Patienten warten auf mich.«

Dr. Biddle schob seinen Stuhl zurück und erhob sich ebenfalls.

»Eins sollten Sie nicht vergessen, Dr. Reggis«, sagte er zum Abschied. »Vor der Zusammenlegung hat man in dieser Abteilung darüber nachgedacht, für den Bereich Herzklappenersatz einen Vollzeit-chirurgen anzustellen, anstatt Ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Aufgrund Ihres jüngsten Verhaltens werden wir diese Alternative vermutlich noch einmal in Erwägung ziehen.«

Kim drehte sich um und verließ wortlos das Büro. Es war sinnlos, auf eine derartige Drohung einzugehen, zumal sie bei ihm kaum die beabsichtigte Wirkung erzielte. Er erhielt ständig Angebote von angesehenen Kliniken aus dem ganzen Land. Der einzige Grund, warum er immer noch im University Medical Center arbeitete, war, daß Tracy und er sich das Sorgerecht für Becky teilten und Tracy wegen ihres Studienplatzes nicht umziehen konnte.

Kim war wieder einmal wütend. In letzter Zeit schien das sein Dauergemütszustand zu sein. Beim Verlassen des Verwaltungstraktes lief er direkt Kelly Anderson und ihrem Kameramann Brian in die Arme.

»Dr. Reggis!« rief Kelly begeistert. »Auf Sie hatte ich gewartet.«

Kim warf der Fernsehjournalistin einen finsternen Blick zu und ging schnellen Schrittes weiter den Flur entlang. Kelly rannte hinter ihm her. Brian blieb ihr trotz seiner schweren Ausrüstung dicht auf den Fersen.

»Mein Gott, Dr. Reggis«, keuchte Kelly. »Trainieren Sie für einen Marathonlauf? Nun warten Sie doch mal! Ich muß mit Ihnen reden.«

»Ich habe keine Veranlassung, mit Ihnen zu reden«, entgegnete Kim.

»Aber ich möchte gerne hören, was Sie zu dem Zwischenfall gestern abend in der Notaufnahme zu sagen haben«, insistierte Kelly.

Kim blieb so abrupt stehen, daß Brian in ihn hineinrannte. Brian entschuldigte sich überschwenglich, doch Kim ignorierte ihn; er starrte Kelly entgeistert an. »Wie, zum Teufel, haben Sie das denn schon wieder spitzgekriegt?«

»Da staunen Sie, stimmt's?« entgegnete Kelly mit einem verschmitzten, selbstbewußten Grinsen. »Aber Sie verstehen sicher, daß ich meine Quellen nicht bekanntgeben darf. Ich mache so oft Medizin-Stories, daß ich hier inzwischen über meine eigene fünfte Kolon-

ne verfüge, die mich mit Informationen versorgt. Sie würden sich wundern, was für Geschichten mir manchmal zugetragen werden. Leider sind sie meistens belanglos - wer es gerade mit wem treibt und so. Aber manchmal gibt mir auch jemand einen wirklich guten Tip - zum Beispiel über den Zwischenfall in der Notaufnahme gestern abend: Herzchirurg schlägt Krankenhausverwalter k. o. Wenn das keine Nachricht ist!«

»Ich habe Ihnen nichts zu sagen!« Kim marschierte wieder los. »Da bin ich aber anderer Meinung«, erklärte Kelly, als sie ihn eingeholt hatte. »Drei Stunden mit einem kranken Kind in der Notaufnahme warten zu müssen - das war bestimmt kein Zuckerschlecken. Und genau darüber würde ich gerne mit Ihnen reden.«

»Schade für Sie«, entgegnete Kim. »Für mein Statement über die Profitgier von AmeriCare habe ich mir nämlich eben erst einen Rüffel eingefangen. Ich werde mir auf keinen Fall noch mal den Mund verbrennen.«

»Dann will die Verwaltung also vor der Wahrheit die Augen verschließen«, fuhr Kelly unbeirrt fort. »Das an sich ist schon ein interessanter Aspekt.«

»Ich rede nicht mit Ihnen«, wiederholte Kim. »Sparen Sie sich die Mühe.«

»Nun kommen Sie schon, Dr. Reggis«, insistierte Kelly. »Die Warterei in der Notaufnahme dürfte unseren Zuschauern nur allzu bekannt vorkommen, und daß es mit Ihnen ausgerechnet einen Arzt getroffen hat, verleiht der Geschichte eine ganz besondere Note. Über die Handgreiflichkeit müssen wir ja nicht sprechen, wenn Sie nicht wollen.«

»Und das soll ich Ihnen abnehmen«, entgegnete Kim. »Können Sie«, versprach Kelly. »Ich glaube, die langen Wartezeiten haben auch etwas mit der Krankenhauszusammenlegung zu tun. Bestimmt hängt es damit zusammen, daß AmeriCare so stark gewinnorientiert ist. Oder? Was meinen Sie?« Kim sah Kelly im Gehen an. Ihre klaren blaugrünen Augen funkelten. Er mußte zugeben, daß sie ganz schön clever und gewitzt war, auch wenn sie ihn nervte.

»Das haben Sie gesagt, nicht ich. Von mir kriegen Sie keinen O-

Ton mehr. Ich habe im Augenblick wirklich genug Ärger am Hals. Machen Sie mir das Leben nicht noch schwerer! Auf Wiedersehen, Miss Anderson.«

Mit diesen Worten verschwand er durch eine Schwingtür in den OP-Trakt. Zu Brians Erleichterung blieb Kelly endlich stehen. Sie waren beide außer Atem.

»Immerhin haben wir es versucht«, sagte Kelly. »Dabei kann ich seine Wut diesmal voll und ganz verstehen. Vor einem Monat haben sie mich mit meiner Tochter genauso lange warten lassen.«

Kim betrat seine Praxis durch die Hintertür. So gelangte er in sein Privatbüro, ohne den Wartebereich durchqueren zu müssen. Noch während er sich sein Jackett auszog, griff er zum Telefon und wählte Gingers Nummer am Empfang. »Ich bin zurück«, informierte er sie. Den Hörer zwischen Ohr und Schulter geklemmt, ging er zur Garderobe. Die Schnur war gerade lang genug.

»Das Wartezimmer ist gerammelt voll«, sagte Ginger. »Dank Toms Notoperation hinkst du zwei Stunden hinter dem Zeitplan her.«

»Gab es irgendwelche wichtigen Anrufe?« fragte Kim, während er sein Jackett aufhängte und seinen kurzen, weißen Arztkittel vom Haken nahm.

»Nichts, das nicht warten könnte«, erwiderte Ginger. »Kein Anruf von Tracy?«

»Nein«, erwiderte Ginger.

»Okay«, sagte Kim. »Dann kann Cheryl jetzt die Patienten in die Untersuchungsräume bringen.«

Nachdem er sich den Kittel übergezogen und ein paar Stifte sowie seine sonstigen Utensilien zusammengesucht hatte, wählte er Tracys Nummer.

Als ob sie direkt neben dem Telefon gewartet hätte, nahm Tracy beim ersten Klingeln ab.

»Na, wie geht's unserer kleinen Patientin?« fragte Kim und bemühte sich, möglichst aufmunternd zu klingen. »Weder besser noch schlechter«, erwiderte Tracy. »Hat sie Fieber?«

»Nein.«

»Und die Bauchkrämpfe?« fragte Kim.

»Hin und wieder«, erwiderte Tracy. »Immerhin konnte ich ihr ein bißchen Hühnerbrühe einflößen.«

Kim war drauf und dran, ihr unter die Nase zu reiben, daß Ginger am Sonntag ebenfalls versucht hatte, Becky etwas Hühnerbrühe zu geben, doch dann überlegte er es sich anders. Statt dessen sagte er: »Klingt so, als ob es bergauf ginge. Jede Wette, daß Becky in Null Komma nichts wieder auf dem Damm ist.«

»Hoffentlich hast du recht«, entgegnete Tracy. »Es sieht doch ganz danach aus«, bekräftigte Kim. »Da sie kein Fieber hat und die Anzahl ihrer weißen Blutkörperchen normal ist, scheint ihr Körper die Infektion in den Griff bekommen zu haben. Aber halt mich auf dem laufenden, okay?«

»Mache ich«, versprach Tracy und fügte hinzu. »Tut mir leid, daß ich gestern so fies zu dir war.«

»Du mußt dich nicht entschuldigen«, entgegnete Kim. »Ich glaube, ich habe dir ein paar ziemlich gemeine Sachen an den Kopf geworfen«, fuhr Tracy fort. »Ich war auch etwas ungehalten.«

»Ich bitte dich«, entgegnete Kim. »Wenn jemand aus der Rolle gefallen ist, dann ja wohl ich.«

»Wenn es etwas Neues gibt, rufe ich dich an«, versprach Tracy. »Du erreichst mich entweder hier oder zu Hause«, beendete Kim das Gespräch.

Er legte auf und war zum ersten Mal an diesem Tag zufrieden. Er trat auf den Flur hinaus, lächelte Cheryl freundlich zu und nahm sich die erste Patientenkarte.

Vor dem Garagentor schaltete Kim die Scheinwerfer aus. Mit einem Schlag war es stockdunkel. Es war zwar erst acht Uhr, doch es hätte genausogut schon Mitternacht sein können. Die Nacht war mondlos, nur am östlichen Horizont, wo die Lichter der Stadt von der tiefhängenden Wolkendecke reflektiert wurden, schimmerte ein schwacher Lichtstreif. Das Haus war absolut dunkel und türmte sich wie ein großer Fels vor ihm auf.

Kim öffnete die Wagentür. Die angehende Innenbeleuchtung er-

laubte ihm, die Pappschachteln mit dem chinesischen Fast food zusammenzusuchen, das er sich auf dem Nachhauseweg geholt hatte. Sein letzter Patient war Viertel nach sieben gegangen.

Beladen mit dem Essen und der Schreibarbeit, die er an diesem Abend zu erledigen hoffte, ging er Richtung Haustür. So dunkel, wie es war, konnte man sich kaum vorstellen, daß im Sommer um diese Uhrzeit noch nicht einmal die Sonne untergegangen war.

Er hörte das Telefon, noch bevor er die Tür erreicht hatte. Es bimmelte aufdringlich durch die Dunkelheit. Ohne zu wissen warum, verspürte er einen Anfall von Panik. Er ließ den Papierstapel fallen und suchte hektisch nach seinem Schlüsselbund. Als er ihn hatte, fand er den richtigen Schlüssel nicht und mußte auch noch die Essensschachteln abstellen, um beide Hände frei zu haben. Schließlich bekam er die Tür auf und stürmte hinein.

Er knipste das Licht in der Diele an und stürzte zum Telefon. Irgendwie war er von der irrationalen Angst geplagt, daß der Anrufer, wer auch immer es sein mochte, wieder auflegte, bevor er den Hörer abnahm. Doch er hatte Glück. Es war Tracy. »Becky geht es schlechter!« Sie klang verzweifelt und war den Tränen nahe.

»Was ist passiert?« fragte Kim, während ihm vor Schreck beinahe das Herz stehenblieb.

»Sie hat starke Blutungen!« schrie Tracy hysterisch. »Die ganze Toilette ist voller Blut.«

»Ist sie bei klarem Verstand?« fragte Kim schnell. »Ja«, erwiderte Tracy. »Sie ist sogar ruhiger als ich. Im Moment liegt sie auf der Couch.«

»Kann sie sich auf den Beinen halten?« wollte Kim wissen. »Oder ist ihr schwindelig?«

»Gehen kann sie«, erwiderte Tracy. Allmählich wirkte sie wieder etwas gefaßter. »Ein Glück, daß ich dich erreicht habe. Ich wollte schon den Notarzt anrufen.«

»Dann setz sie ins Auto, und fahr mit ihr zur Notaufnahme! Vorausgesetzt natürlich, du fühlst dich in der Lage zu fahren. Sonst kann ich euch auch einen Krankenwagen schicken.«

»Ich kann selber fahren«, sagte Tracy.

»Dann treffen wir uns gleich in der Notaufnahme«, sagte Kim und legte auf. Er stürzte ins Arbeitszimmer und riß die mittlere Schublade seines Schreibtisches auf. Hastig durchwühlte er den Inhalt nach seinem Adreßbuch. Als er es gefunden hatte, klappte er die Seite mit dem Buchstaben T auf und fuhr mit dem Finger über die Einträge, bis er den Namen George Turner gefunden hatte. Er holte sein Handy hervor, tippte die Nummer ein und drückte auf »Wählen«.

Das Telefon ans Ohr gepreßt, rannte er zurück zum Auto. Als er in den Wagen stieg, meldete sich Mrs. Turner. Ohne irgendwelche einleitenden Höflichkeitsfloskeln fragte er, ob er mit George reden könne. Als dieser an den Apparat kam, schoß Kim bereits rückwärts aus der Einfahrt.

»Tut mir leid, daß ich Sie stören muß«, begann Kim. »Sie stören mich nicht«, entgegnete Dr. Turner. »Was gibt's? Nichts Ernstes, hoffe ich.«

»Ich fürchte doch«, erwiderte Kim und schränkte dann schnell ein: »Na ja, es steht nicht gerade der Weltuntergang bevor. Becky ist krank. Sie hat Dysenterie-Symptome: Krämpfe, Durchfall und seit neuestem auch Darmblutungen. Allerdings hat sie kein Fieber.«

»Oh!« entgegnete Dr. Turner. »Tut mir leid, das zu hören.«

»Wir haben uns nie um einen neuen Kinderarzt gekümmert, nachdem Sie weggezogen sind«, erklärte Kim schuldbewußt. »Und die wenigen, die ich sonst noch kannte, haben die Stadt verlassen, genauso wie Sie. Deshalb mußten wir Becky gestern abend in die Notaufnahme des University Med Centers bringen, was ziemlich furchtbar war: Wir mußten geschlagene drei Stunden warten.«

»Mein Gott!« entgegnete Dr. Turner. »Das ist ja der reine Horror.«

»Es ist mir zwar peinlich, aber ich muß gestehen, daß ich dem AmeriCare-Verwalter im Eifer des Gefechts einen Kinnhaken verpaßt habe«, fuhr Kim fort. »Jedenfalls haben sie Becky nach Hause geschickt, ohne sie irgendwie behandelt zu haben. Medikamente haben sie ihr auch nicht verschrieben. Und gerade hat meine Ex-Frau mich angerufen und mir mitgeteilt, daß Becky Blutungen hat. Wie stark sie sind, weiß ich noch nicht. Tracy war nämlich ein bißchen hysterisch. Ich treffe die beiden gleich in der Notaufnahme. Aber nun zu meiner

eigentlichen Frage: Was für einen Arzt sollte ich Ihrer Meinung nach hinzuziehen?»

»Hmm«, grummelte Dr. Turner. »Wie sich das anhört, ist ein Kinderarzt in diesem Fall nicht mal unbedingt die beste Wahl. Vielleicht sollten Sie sich lieber an einen Spezialisten für Infektionskrankheiten oder an einen Magen-Darm-Experten wenden.«

»Okay«, entgegnete Kim. »Aber an wen? Können Sie mir einen empfehlen? Die Fachärzte, mit denen ich zu tun habe, behandeln normalerweise nie Kinder.«

»Es gibt bei Ihnen jede Menge hervorragender Ärzte«, erwiderte Dr. Turner. »Fürs erste würde ich Ihnen zu einem Spezialisten für Infektionskrankheiten raten. Versuchen Sie's mal bei Dr. Claude Faraday. Auf seinem Gebiet ist er der Beste.«

»Vielen Dank«, seufzte Kim erleichtert.

»Keine Ursache«, entgegnete Dr. Turner. »Schade, daß ich so weit weg bin.«

»Das finde ich auch«, bestätigte Kim. »Halten Sie mich auf dem laufenden«, bat Dr. Turner. »Mache ich«, beendete Kim das Gespräch. Er wählte über die Schnellwahltaste das Krankenhaus an. Als er eine Verbindung hatte, bat er darum, mit Dr. Faraday verbunden zu werden.

Er erklärte ihm sein Anliegen mit ähnlichen Worten wie zuvor Dr. Turner. Dr. Faraday hörte zu, stellte ein paar Fragen und bot dann netterweise an, sofort in die Notaufnahme zu kommen. Kim bog zum Krankenhaus ab und fuhr diesmal direkt auf den Parkplatz der Notaufnahme. Er hielt kurz nach Tracys Kombi Ausschau. Als er ihn nicht sah, rannte er die Treppe zur Aufnahmerampe hinauf und stürmte durch die Tür. In der Notaufnahme war es beinahe genauso hektisch und betriebsam wie am Abend zuvor; allerdings gab es heute im Wartebereich ein paar leere Stühle. Er steuerte direkt auf den Schwesterntresen zu, hinter dem ausgerechnet Monica und Molly saßen. Die beiden tauschten nervöse Blicke aus. »Ist meine Tochter eben hier reingebracht worden?« fragte Kim.

»Nicht daß ich wüßte«, erwiderte Molly. Sie wirkte desinteressiert, schien aber auf der Hut zu sein. »Ich habe sie auch nicht gesehen«,

bestätigte Monica. »Kommt sie denn noch einmal zu uns?« fragte Molly. Kim sparte sich die Antwort, er war schon im Flur zu den Behandlungsräumen.

»He, wo wollen Sie denn hin?« rief Molly und sprang auf. Sie wollte Kim wie am Abend zuvor den Weg versperren, doch er war ihr längst entwischt. Ohne zu zögern, eilte sie hinter ihm her.

Monica schnipste mit den Fingern, um den Mann vom Sicherheitsdienst zu alarmieren. Der Mann nickte und setzte sich ebenfalls in Bewegung. Im Laufen zog er sein Funkgerät aus der Halterung.

Kim marschierte durch den ersten der großen Räume und stecke im Gehen seine Nase in jede einzelne Kabine. Schließlich holte Molly ihn ein. »Was bilden Sie sich eigentlich ein?« fuhr sie ihn an.

Kim ignorierte sie, obwohl sie inzwischen Verstärkung durch den Mann vom Sicherheitsdienst bekommen hatte. »Was soll ich tun?« fragte der Sicherheitsbeauftragte. »Immerhin ist er Arzt.«

»Keine Ahnung«, erwiderte Molly.

In einer Untersuchungskabine stieß Kim auf Dr. Washington, der gerade die verletzte Hand eines Kindes nähte. Eine Schwester assistierte ihm. Dr. Washington schaute Kim über den Rand seiner Brille hinweg an.

»Meine Tochter ist auf dem Weg hierher«, verkündete Kim. »Offenbar hat sie jede Menge Blut im Stuhl.«

»Oh, das tut mir leid«, entgegnete Dr. Washington. »Haben Sie ihren Blutdruck gemessen?«

»Nein«, gestand Kim. »Meine Ex-Frau ist mit ihr unterwegs. Ich habe sie noch gar nicht gesehen.«

Seine in sterilen Handschuhen steckenden Hände hochhaltend, drehte Dr. Washington sich zu Molly um und bat sie, eine Kabine vorzubereiten und für alle Fälle auch eine Rollbahre und Plasmaexpander bereitzustellen. Molly nickte und verschwand. »Ich möchte, daß meine Tochter diesmal sofort untersucht wird«, sagte Kim. »Außerdem bestehe ich darauf, daß ein Spezialist für Infektionskrankheiten hinzugezogen wird.«

»Dr. Reggis«, setzte Dr. Washington an. »Versuchen wir's doch mal auf die freundliche Art. Es wäre hilfreich, wenn Sie zur Kenntnis

nehmen würden, daß ich der Leiter dieser Station bin.«

»Ich habe schon mit Dr. Faraday gesprochen«, fuhr Kim fort, als hätte er Dr. Washington gar nicht gehört. »Er ist unterwegs. Ich nehme an, Sie kennen ihn?«

»Natürlich kenne ich ihn«, entgegnete Dr. Washington. »Aber das ist nicht der springende Punkt. Wie Sie eigentlich wissen sollten, dürfen wir laut Vorschrift nur dann einen Facharzt von außen hinzuziehen, wenn kein geeigneter AmeriCare-Vertragsarzt zur Verfügung steht. Diese Bestimmung nimmt man bei AmeriCare sehr genau.«

»Ich will, daß sie von Dr. Faraday untersucht wird«, sagte Kim mit Nachdruck.

»Ist ja schon gut«, entgegnete Dr. Washington. »Aber nehmen Sie wenigstens zur Kenntnis, daß wir Ihnen damit einen Gefallen tun. So läuft das hier normalerweise nicht.«

»Danke«, murmelte Kim und drehte sich um. Er ging durch den langen Raum zurück und suchte den Empfangsbereich nach Tracy und Becky ab. Als er sie nirgends entdecken konnte, ging er hinaus und wartete wie am Abend zuvor an der Aufnahmerampe.

Wenige Minuten später sah er Tracys Kombi um die Ecke biegen. Sie fuhr direkt vor die Rampe. Kim sprang hinunter und stand bereits neben dem Wagen, als Tracy noch die Handbremse zog.

Er öffnete die Tür und beugte sich in den Wagen. Becky lag auf der Rückbank. Sie sah blaß aus, aber sie lächelte ihn an. Eine Welle der Erleichterung überkam ihn. »Wie geht es dir, mein Schatz?« fragte er. »Schon besser«, erwiderte Becky. »Der Krampf ist vorbei.«

»Schön«, entgegnete Kim. »Komm, ich trage dich.«

»Ich kann gehen«, erklärte Becky. »Egal«, sagte Kim. »Ich trage dich.«

Er schob ihr den rechten Arm unter die Knie und zog sie behutsam heraus, so daß er mit dem linken Arm ihren Oberkörper stützen konnte. Dann hob er sie hoch. Sie legte ihre Arme um seinen Nacken und vergrub ihr Gesicht unter seinem Kinn.

»Okay«, versuchte Kim sie zu beruhigen. »Daddy hat dich.«

»Ist sie nicht zu schwer?« fragte Tracy. »Überhaupt nicht«, erwiderte Kim. Er ging voraus; erst die Treppe hinauf und dann durch die

Schwingtür. Als er, gefolgt von Tracy, den Aufnahmeschalter passierte, rief ihm eine der Angestellten hinterher, daß er sich anmelden müsse. Kim ignorierte sie. Tracy war die Situation unangenehm, doch sie sagte nichts.

Hinter dem Schwesterntresen saß Monica. Als sie ihre Kollegin vom Aufnahmeschalter rufen hörte, blickte sie hoch und sah Kim. Sie sprang auf und versuchte ihm den Weg zu versperren. Doch sie war nicht Molly.

»So nicht!« fuhr sie Kim an. »Sie bringen das Kind nicht dort hinein, ohne ein Aufnahmeformular ausgefüllt zu haben!« Kim ging unbeirrt weiter. Monica wich ein paar Schritte zurück. »Das geht nicht«, protestierte sie. Tracy zog Kim am Ärmel. »Mach bitte keine Szene!« Unerschütterlich wie eine Dampfwalze setzte Kim seinen Weg fort. Da Monica nicht Mollys Statur hatte, drängte er sie einfach beiseite.

»Alle notwendigen Informationen stehen auf dem Aufnahmeblatt von gestern abend«, rief Kim ihr über die Schulter hinweg zu.

Monica ging hinter den Tresen und piepste Dr. Washington an. Kim trug Becky in die erste freie Kabine und legte sie auf eine Rollbahre. Tracy stellte sich auf die andere Seite der Bahre und hielt ihr die Hand. Kim legte ihr eine Blutdruckmanschette um den Arm. Nachdem Monica Dr. Washington alarmiert hatte, erschien sie in der Kabine und wollte Kims Platz einnehmen, doch er dachte gar nicht daran, sich vertreiben zu lassen. Er stöpselte sich ein Stethoskop in die Ohren und begann die Manschette aufzublasen.

Währenddessen betraten Dr. Washington und Molly McFadden die Kabine. Dr. Washington nickte Tracy zur Begrüßung zu und wartete, bis Kim den Blutdruck gemessen hatte. Monica bedeutete er, die Kabine zu verlassen.

»Sie scheinen Vorschriften generell zu mißachten«, stellte Dr. Washington fest, während Kim sich von dem Stethoskop befreite.

»Ihr Blutdruck ist neunzig zu fünfzig«, erklärte Kim. »Sie braucht sofort eine Infusion. Außerdem sollten wir vorsichtshalber ihre Blutgruppe bestimmen und die Kreuzprobe durchführen. Und...«

»Schluß jetzt!« fiel Dr. Washington ihm ins Wort und hob gebiete-

risch die Hand. Dann fügte er mit ruhiger Stimme hinzu: »Bei allem Respekt, Dr. Reggis, Sie haben schon wieder vergessen, daß Sie hier nicht das Sagen haben.«

»Ich kümmere mich nur um das Wesentliche«, erklärte Kim. »Miss McFadden, würden Sie mir bitte eine Kanüle, einen Stauschlauch und etwas Klebeband besorgen?« Dr. Washington gab Molly zu verstehen, daß sie die Aufforderung ignorieren solle. Dann ging er auf Kim zu und packte ihn mit seinen riesigen Händen am Unterarm. »Ich fordere Sie nur ein einziges Mal auf«, sagte er in seinem ruhigen, aber bestimmten Tonfall. »Sie verlassen sofort die Kabine und warten draußen! Damit helfen Sie vor allem Ihrer Tochter. Wenn Sie auch nur einen Augenblick nachdenken würden, müßten Sie mich eigentlich verstehen.« Kims Augen verengten sich. Er starrte Dr. Washington finster an. Dann sah er auf seinen Arm hinab, den der Mann fest umklammert hielt. Für ein paar Sekunden sagte niemand ein Wort. Aus der Kabine nebenan piepte ein Herzmonitor, ansonsten war es absolut still.

Tracy spürte die in der Luft liegende Spannung. Es kam ihr vor, wie die Ruhe vor dem Sturm. Um eine weitere unangenehme Szene zu verhindern, eilte sie um das Fußende der Bahre und legte Kim einen Arm auf die Schulter. »Bitte Kim!« flehte sie ihn an und versuchte ihn wegzuziehen. »Laß Dr. Washington tun, was er für richtig hält.«

Tracys Bitte zeitigte Wirkung - Kim beruhigte sich sichtlich. Dr. Washington löste seine Hand.

»Okay.« Kim gab sich geschlagen und nickte Tracy zu. Dann drehte er sich zu Becky um und griff nach ihrem schmalen Arm. »Ich warte draußen, mein Schatz.«

»Ich möchte nicht, daß sie mich mit einer Nadel stechen«, bettelte sie.

»Sie müssen dir ein wenig Flüssigkeit zuführen«, erklärte er ihr, »aber es pikst nur ein kleines bißchen. Und nach einer Sekunde ist es schon vorbei. Ich weiß, daß das nicht angenehm ist, doch du mußt jetzt tapfer sein, damit du bald wieder gesund bist, okay?«

»Okay«, entgegnete Becky zögernd.

Tracy drückte ihr ebenfalls die Hand und teilte ihr mit, daß sie mit

ihrem Vater draußen warte. Sie versprach, in ein paar Minuten wieder bei ihr zu sein. Becky nickte, doch sie wirkte alles andere als glücklich. Sie schien wirklich Angst zu haben. Tracy folgte ihrem Ex-Mann durch den Vorhang nach draußen. Sie hörte, wie schnell er atmete, sagte aber nichts, bis sie den Schwesterntresen passiert hatten.

»Du mußt dich beruhigen, Kim«, sagte sie und legte ihm sanft eine Hand auf den Arm. »Du bist total verkrampft.«

»Dieser Dr. Washington bringt mich auf die Palme«, ereiferte er sich.

»Er macht nur seinen Job«, versuchte Tracy ihn zu besänftigen. »Wenn die Situation umgekehrt wäre und du dich um sein Kind zu kümmern hättest, würdest du dich genauso verhalten wie er. Du würdest auch keine Anweisungen von ihm ausführen.«

Während er die Schwingtür aufstieß, um nach draußen zu gehen, überdachte er Tracys Argumentation. Der frische, kalte Wind, der ihm ins Gesicht blies, tat ihm gut. Auf der Rampe blieb er stehen und atmete einmal tief durch. Dann ließ er die Luft langsam entweichen. Tracy hatte immer noch die Hand auf seinem Arm.

»Wahrscheinlich hast du recht«, sagte er schließlich. »Ich kann es einfach nicht ertragen, Becky so hilflos daliegen zu sehen.«

»Kann ich mir vorstellen«, entgegnete Tracy. »Das muß ja auch wirklich schwer für dich sein.«

Ihre Blicke begegneten sich. »Du verstehst mich?« fragte er entgeistert. »Im Ernst?«

»Ja, im Ernst«, erwiderte Tracy. »Schließlich bist du Chirurg. Du bist darauf getrimmt zu handeln. Und um wen will man sich wohl dringlicher kümmern als um sein eigenes Kind? Für dich muß es das Schlimmste auf der Welt sein, Becky leiden zu sehen und nichts tun zu können.«

»Da hast du vollkommen recht«, stimmte Kim ihr zu. »Natürlich habe ich recht«, entgegnete Tracy. »Das habe ich doch immer.«

Kim mußte lächeln. »Nun übertreibst du aber ein bißchen. Oft vielleicht, aber nicht immer.«

»Wenn wir jetzt wieder reingehen, gebe ich mich damit zufrieden«,

erklärte Tracy und lächelte ebenfalls. »Ich friere.«

»Natürlich, tut mir leid«, entgegnete Kim. »Ich mußte nur mal kurz frische Luft tanken.«

»Stört dich die Infusionskanüle?« fragte Kim seine Tochter. Becky hob die linke Hand, an der ein flaches Brettchen festgeklebt war. Ein langer, durchsichtiger Plastikschauch führte in den Verband auf ihrem Handrücken. »Ich spüre gar nichts«, erwiderte sie.

»So muß es auch sein«, erklärte Kim.

»Fühlt es sich kalt an?« fragte Tracy. »Ich erinnere mich, daß es mir kalt vorkam, als ich bei deiner Geburt im Krankenhaus war.«

»Ja, stimmt!« erwiderte Becky überrascht. »Das hatte ich noch gar nicht gemerkt. Mein ganzer Arm fühlt sich kühl an.« Dr. Washington hatte Becky gründlich durchgecheckt, ihr eine Infusion verabreicht und eine allgemeine Blut- und Urinuntersuchung angeordnet. Außerdem hatte er ihren Bauch geröntgt, einmal im Liegen und einmal im Stehen. Die Aufnahmen hatte er noch nicht gesehen, da sie noch nicht entwickelt waren, aber die Blut- und Urinwerte waren normal, woraus er schloß, daß der Blutverlust minimal gewesen sein mußte. Als ihm soviel klar war, hatte er Kim und Tracy gebeten, Becky Gesellschaft zu leisten und gemeinsam auf Dr. Faraday zu warten.

Der Spezialist war ein paar Minuten später bei ihnen. Er stellte sich zuerst Kim und Tracy vor, dann begrüßte er Becky. Er war schlank, hatte einen dunklen Teint und wirkte sehr ernsthaft. Zunächst hörte er sich aufmerksam an, worüber Becky klagte. Er ließ sich vom ersten Symptom am Samstag morgen bis zu der Blutung den gesamten Krankheitsverlauf genau berichten.

Dabei nickte er hin und wieder, vor allem wenn Becky selbst einige Details hinzufügte.

»Okay, Miss Reggis«, wandte er sich dann an Becky. »Dürfte ich dich jetzt vielleicht ein bißchen näher betrachten?« Becky sah Tracy an, als müßte sie sie erst um Erlaubnis bitten. »Dr. Faraday fragt dich, ob er dich untersuchen darf?« übersetzte Kim für seine Tochter.

»Ja«, erwiderte Becky. »Aber nur, wenn Sie mich nicht piksen.«

»Versprochen«, versicherte Dr. Faraday.

Er untersuchte Becky schnell und gründlich, indem er zunächst ihren Puls fühlte und dann die Spannung ihrer Haut prüfte. Er sah ihr in den Mund und in die Ohren und betrachtete mit Hilfe eines Augenspiegels ihren Augenhintergrund. Dann hörte er ihre Brust ab und untersuchte ihre Haut auf Ausschlag. Außerdem tastete er ihren ziemlich empfindlichen Unterleib nach vergrößerten Lymphknoten ab. »Bis auf deinen schlimmen Bauch scheinst du gesund zu sein«, stellte er schließlich fest. »Ich gehe jetzt mal kurz raus und unterhalte mich mit deinen Eltern. Okay?« Becky nickte.

Tracy beugte sich zu ihrer Tochter hinab und küßte sie auf die Stirn. Dann folgte sie Dr. Faraday und Kim auf den Flur. Da dort zuviel Betrieb herrschte, suchten sie sich eine Nische, in der sie von dem hektischen Treiben nicht viel mitbekamen. Dr. Washington, der die drei zusammenstehen sah, gesellte sich zu ihnen und begrüßte Dr. Faraday.

»Ich wollte den Eltern gerade erzählen, wie ich die Lage einschätze«, sagte Dr. Faraday an Dr. Washington gewandt. »Darf ich zuhören?« fragte Dr. Washington. Dr. Faraday sah Kim und Tracy an. »Natürlich«, erwiderte Tracy.

»Alles in allem macht sie einen gesunden Eindruck«, begann Dr. Faraday. »Sie ist natürlich ein bißchen blaß und leidet unter dem Flüssigkeitsverlust. Außerdem habe ich festgestellt, daß ihr gesamter Unterbauchbereich empfindlich reagiert. Ansonsten ist mir bei der körperlichen Untersuchung nichts Anormales aufgefallen.«

»Aber wo kommt dann das ganze Blut her?« fragte Tracy. Sie hatte Angst, daß Dr. Faraday ihre Tochter nicht weiter behandeln würde.

»Ich bin noch nicht ganz fertig«, entgegnete Dr. Faraday. »Ich habe mir auch ihre Laborwerte angesehen. Verglichen mit gestern Abend ist der Hämoglobingehalt im Blut leicht gesunken. Eigentlich ist der Abfall noch nicht besorgniserregend, aber wenn man bedenkt, daß sie zur Zeit unter einer leichten Dehydration leidet, könnte er doch von Bedeutung sein, vor allem wenn man berücksichtigt, was der Blutung vorangegangen ist. Außerdem ist die Anzahl ihrer Thrombozyten leicht verringert. Alle anderen Werte liegen im Normbereich.«

»Und wie lautet Ihre vorläufige Diagnose?« fragte Kim. »Bakteriel-

le Lebensmittelvergiftung«, erwiderte Dr. Faraday. »Kein Virus?« fragte Kim.

»Nein, ich denke, wir haben es mit Bakterien zu tun«, erklärte Dr. Faraday und sah Dr. Washington an. »Diese Vermutung hatten Sie doch gestern Abend auch, nicht wahr?«

»Ja«, erwiderte Dr. Washington.

»Aufgrund der Tatsache, daß Ihre Tochter kein Fieber hat, gehe ich davon aus, daß die Symptome durch bakterielle Toxine ausgelöst wurden und nicht durch eine Infektion«, führte Dr. Faraday weiter aus. »Dafür spricht auch ihre normale Anzahl weißer Blutkörperchen.«

»Was ist mit der Kultur von gestern Abend?« fragte Kim. »Haben Sie schon die vorläufige Vierundzwanzig-Stunden-Auswertung?«

»Ich weiß nichts von einer Kultur«, erwiderte Dr. Faraday und sah Dr. Washington fragend an.

»Wir haben gestern keine Kultur angelegt«, erklärte Dr. Washington.

Kim schüttelte ungläubig den Kopf. »Was, zum Teufel, soll das heißen? Ich habe Ihnen doch extra eine Stuhlprobe gegeben.«

»Bei Durchfall legen wir in der Notaufnahme keine Kulturen an«, entgegnete Dr. Washington. Kim schlug sich entsetzt mit der Hand vor die Stirn. »Moment mal! Sie haben doch gerade bestätigt, daß auch Ihre vorläufige Diagnose bakterielle Lebensmittelvergiftung war. Warum haben Sie dann keine Kultur angelegt? Das ist doch der erste Schritt. Wie wollen Sie denn sonst eine vernünftige Behandlung einleiten?«

»Die Vorschriften von AmeriCare verbieten in einem solchen Fall das routinemäßige Anlegen von Kulturen«, erklärte Dr. Washington. »Es ist nicht rentabel.«

Kim wurde rot vor Wut, doch nur Tracy fiel die Veränderung auf. Sie griff nach seinem Arm, doch er riß sich los. »Rentabel? So eine hirnverbrannte Entschuldigung habe ich noch nie gehört! Was für einen katastrophalen Laden leiten Sie hier eigentlich? Sie wollen mir wirklich erzählen, daß Sie keine Kultur angelegt haben, um ein paar beschissene Dollars zu sparen?«

»Jetzt hören Sie mir mal zu, Sie Wichtigtuer!« ereiferte sich nun auch Dr. Washington. »Wie ich Ihnen gerade erklärt habe, werden Kulturen bei uns nicht routinemäßig angelegt. Nicht für Sie, und auch nicht für sonst irgend jemanden.« Wie am Abend zuvor verlor Kim jetzt endgültig die Beherrschung. Er packte Dr. Washington am Kragen seines weißen Kittels. »Einen Wichtigtuer nennen Sie mich? Durch Ihr idiotisches Festhalten an einer Vorschrift haben wir einen ganzen Tag verloren!«

Tracy stürzte sich auf Kim und zerrte an seinem Arm. »Nein, Kim! Nicht schon wieder!«

»Lassen Sie mich sofort los, Sie arroganter Fatzke!« fuhr Dr. Washington ihn an.

»Beruhigen Sie sich doch!« schaltete sich Dr. Faraday ein und drängte sich zwischen die beiden erheblich größeren Kollegen. »Ist doch kein Problem. Wir legen die Kultur jetzt an. So viel Zeit haben wir auch nicht verloren. Ich rate ohnehin davon ab, ihr Medikamente zu geben.«

Kim ließ Dr. Washington los, der sich als erstes seinen Kittel glattstrich. Die beiden Männer warfen sich finstere Blicke zu. »Was glauben Sie denn in der Kultur zu entdecken?« fragte Tracy in der Hoffnung, die Situation durch ihre Frage ein wenig zu entspannen und die Unterhaltung wieder in die geordnete Bahn zu lenken. »Was für Bakterien könnten die Vergiftung Ihrer Meinung nach hervorgerufen haben?«

»Salmonellen, Shigellen oder auch neuere Stämme von E. coli«, erwiderte Dr. Faraday. »Aber es könnten auch jede Menge andere Bakterien in Frage kommen.«

»Das Blut hat mir einen riesigen Schrecken eingejagt«, erklärte Tracy. »Wahrscheinlich sah es nach mehr aus, als es in Wirklichkeit war. Soll Becky im Krankenhaus bleiben?« Dr. Faraday sah Dr. Washington an. »Keine schlechte Idee. Aber das kann ich nicht entscheiden.«

»Ich glaube, wir sollten sie hierbehalten«, sagte Dr. Washington. »Sie braucht Flüssigkeit. Außerdem können wir so die Möglichkeit einer Anämie im Auge behalten und sicherstellen, daß sie keine wei-

teren Blutungen hat.«

»Wie sieht es mit Antibiotika aus?« fragte Tracy. »Ich würde sagen, wir geben ihr nichts«, erwiderte Dr. Faraday. »Jedenfalls nicht zum jetzigen Zeitpunkt. Wir sollten unbedingt erst die definitive Diagnose abwarten.«

»Genau deshalb hätte die verdammte Kultur schon gestern abend angelegt werden müssen!« ereiferte sich Kim erneut. »Bitte, Kim«, drängte Tracy. »Es ist nun mal so, wie es ist. Damit müssen wir uns für den Augenblick abfinden. Ich fände es schön, wenn du dich bemühen würdest, ein bißchen kooperativer zu sein.«

»Ist ja schon gut«, resignierte Kim. »Wäre es denn nicht trotzdem sinnvoll, ihr ein Breitband-Antibiotikum zu geben - da wir nun schon keine Kultur haben. Wenn wir den bakteriellen Organismus und seine Sensitivitäten kennen, können wir doch immer noch zu einem anderen Mittel wechseln.«

»Ich würde davon abraten«, wiederholte Dr. Faraday. »Falls es sich bei dem Erreger nämlich um einen der aberrierenden Stämme von E. coli handelt, können Antibiotika die Situation noch verschlimmern.«

»Wieso das denn?« fragte Kim. »Das ist doch absurd.«

»Nein, ganz und gar nicht«, erwiderte Dr. Faraday. »Antibiotika können die gesunde Darmflora dezimieren und den renitenten Koli-bakterien dadurch zusätzlichen Raum zum Gedeihen verschaffen.«

»Sind Sie persönlich für Becky zuständig, wenn sie eingewiesen wird?« wandte sich Tracy an Dr. Faraday. »Nein«, erwiderte er. »Das ist leider nicht möglich. AmeriCare läßt nur Vertragsärzte zu. Aber ich bin gerne bereit, nach Ihrer Tochter zu sehen, insbesondere, wenn der behandelnde Arzt die Hinzuziehung eines Spezialisten für Infektionskrankheiten veranlaßt.«

»Da Becky bei keinem speziellen Kinderarzt in Behandlung ist, ist Dr. Claire Stevens für sie zuständig«, erklärte Dr. Washington. »Sie ist zur Zeit im Dienst. Ich kann sie gleich anrufen.«

»Dr. Stevens ist gut«, bemerkte Dr. Faraday. »Kennen Sie sie?« fragte Tracy.

»Sehr gut sogar«, erwiderte er. »Sie haben Glück, daß sie sich um Ihre Tochter kümmern wird. Meine Kinder sind auch bei ihr in Be-

handlung.«

»Endlich mal was Positives«, seufzte Kim.

Kapitel 8

Mittwoch, 21. Januar

Als Kim auf den Krankenhausparkplatz einbog, war es erst kurz nach sechs. Entgegen seinem normalen morgendlichen Rhythmus hatte er diesmal keinen Zwischenstop in seiner Praxis eingelegt. Er wollte so schnell wie möglich nach Becky sehen und sich vergewissern, daß alles in Ordnung war.

Nach dem unangenehmen Zwischenfall mit Dr. Washington war am vergangenen Abend alles Weitere glatt gelaufen. Über den Pager war Dr. Claire Stevens herbeigerufen worden und innerhalb einer halben Stunde in der Notaufnahme erschienen. In der Zwischenzeit hatte Kim noch einmal bei Dr. Turner angerufen und ihn gefragt, was er von der Kinderärztin halte. Zu Kims und Tracys Erleichterung hatte Dr. Turner Dr. Faradays Meinung bestätigt.

Dr. Claire Stevens war schlank und fast so groß wie Kim. Sie hatte scharfe Gesichtszüge, die jedoch durch ihre freundliche, Sicherheit ausstrahlende Art etwas gemildert wurden. Kims persönlicher Eindruck fiel zu seiner vollen Zufriedenheit aus. Sie war etwa so alt wie er, was bedeutete, daß sie bereits etliche Jahre Klinikerfahrung hatte. Und was noch wichtiger war - sie stellte ihre Kompetenz vom ersten Augenblick an sichtbar unter Beweis. Zudem war er ermutigend, daß sie sich sofort um ein gutes Verhältnis zu Becky bemühte.

Kim öffnete behutsam die Tür zu Beckys Zimmer. An der Seite zum Flur befand sich ein Nachtlicht unter der Decke, das den ganzen Raum in ein angenehmes Schimmerlicht hüllte. Er schlich leise ans Bett und betrachtete seine schlafende Tochter. Ihr von dunklen Haaren gerahmtes Gesicht wirkte beinahe elfenbeinfarben. Ihre blaß schimmernde Haut ließ sie so verletzlich erscheinen, als wäre sie aus Porzellan. Natürlich war Kim klar, daß Becky unter den gegebenen Umständen im Krankenhaus am besten aufgehoben war, doch gleichzeitig plagte ihn genau deswegen ein mulmiges Gefühl. Aus

langjähriger Klinikerfahrung wußte er, daß Krankenhäuser auch der Ort waren, an dem Katastrophen lauerten. Becky atmete tief und regelmäßig. Durch die Infusionskanüle tropfte langsam Flüssigkeit in ihren Körper. Kim war froh, sie so tief schlafen zu sehen und zog sich leise zurück. Er wollte sie nicht wecken.

Im Schwesternzimmer zog er Beckys Krankenblatt aus dem Fach. Er überflog zunächst die Einweisungsbemerkungen von Dr. Stevens und nahm sich dann die Notizen der Schwestern vor. Becky war in der Nacht zweimal aufgestanden und hatte jedesmal Durchfall gehabt. Ihren eigenen Angaben zufolge hatte sie angeblich wieder Blut im Stuhl gehabt, doch keine der Schwestern hatte es gesehen.

Ein Blick auf das Anforderungsformular stimmte ihn zufrieden: Dr. Stevens hatte Wort gehalten und einen Kinder-Gastroenterologen angefordert, der sich Becky noch heute ansehen sollte.

»Ist sie nicht ein süßes Mädchen?« hörte er hinter sich eine fröhliche Frauenstimme.

Kim sah auf. Über seine Schulter lugte eine pummelige Schwester mit einem vor Erschöpfung geröteten Gesicht. Ihr blondes Haar kringelte sich in unzähligen, dauergewellten Löckchen. Außerdem hatte sie kleine Grübchen. Ihrem Namensschild zufolge hieß sie Janet Emery. »Haben Sie heute nacht nach ihr gesehen?« fragte Kim. »Ja«, erwiderte Janet. »Ihr Zimmer gehört zu meinem Bereich. Ein ganz schön cleverer kleiner Fratz.«

»Wie ging es ihr denn während der Nacht?« fragte Kim. »Einigermaßen okay«, erwiderte Janet wenig überzeugend. »Das klingt ja nicht gerade gut.« Kim spürte, wie es ihm heiß und kalt den Rücken herunterlief. »Als sie das letzte Mal auf war, erschien sie mir etwas wacklig auf den Beinen«, erklärte Janet. »Vielleicht lag es aber auch daran, daß sie im Halbschlaf war. Sie hat geklingelt und mich gebeten, sie zurück zum Bett zu begleiten.«

»Wie ich den Aufzeichnungen entnehme, haben Sie nicht gesehen, wieviel Blut sie verloren hat«, stellte Kim fest. »Richtig«, bestätigte Janet. »Sie schämt sich so. Sie sagt mir nicht Bescheid. Dabei habe ich ihr ausdrücklich erklärt, daß sie nicht die Spülung ziehen soll, wenn sie auf der Toilette war. Aber sie tut es trotzdem. Was soll man

da machen?« Kim beschloß, später mit Dr. Stevens und auch mit Becky über dieses Problem zu sprechen. Es war wichtig zu wissen, ob sie nur ein paar Tropfen Blut ausschied oder ob es mehr war. »Sind Sie der Spezialist, der Becky heute untersuchen soll?« fragte Janet.

»Nein«, erwiderte Kim. »Ich bin Dr. Reggis, Beckys Vater.«

»Ach, du meine Güte!« rief Janet. »Und ich dachte, Sie wären der Facharzt. Ich hoffe, ich habe nichts Falsches gesagt.«

»Nein, ganz und gar nicht«, entgegnete Kim. »Ich habe den Eindruck, daß Sie sich sehr um meine Tochter bemühen.«

»Tue ich auch«, erklärte Janet. »Ich liebe Kinder. Deshalb arbeite ich ja auf dieser Station.«

Kim verabschiedete sich und machte sich auf den Weg zu seinen stationären Patienten. Danach nahm er an verschiedenen Krankenhauskonferenzen teil. Genau wie montags mußte er auch mittwochs immer allen möglichen Verwaltungsverpflichtungen nachkommen. So war es bereits kurz vor zehn, als er erneut Beckys Station aufsuchte. Dort angelangt informierte ihn die Stationssekretärin, daß Becky gerade zum Röntgen gebracht worden war. Außerdem erfuhr er, daß Tracy bereits da war und Becky begleitete.

»Wissen Sie etwas über den Gastroenterologen, der hinzugezogen werden soll?« fragte Kim. »Er ist bestellt«, erwiderte die Sekretärin. »Falls Sie das meinen.«

»Wissen Sie auch, wann er kommt?« hakte Kim nach. »Irgendwann heute nachmittag, glaube ich«, erwiderte die Sekretärin.

»Könnten Sie mir vielleicht Bescheid geben, wenn er da ist?« bat Kim und reichte der Sekretärin eine seiner Visitenkarten.

»Gerne«, entgegnete sie.

Kim bedankte sich und eilte in seine Praxis. Lieber hätte er Becky besucht und wenigstens kurz mit ihr gesprochen, doch er hatte keine Zeit mehr, denn er war schon wieder mit seinem Terminplan in Verzug. Da ihm das dauernd passierte, ließ er sich dadurch jedoch nicht aus der Ruhe bringen.

»Gut, Mr. Amendola«, sagte Kim. »Haben Sie noch irgendwelche

Fragen?»

Mr. Amendola war ein sechzigjähriger Klempner. Er war ziemlich dick, und die moderne Medizin flößte ihm Angst ein. Deshalb traf ihn Kims Urteil ins Mark: Eine seiner Herzklappen mußte ersetzt werden. Vor ein paar Wochen war er noch herrlich ahnungslos gewesen und hatte nicht einmal gewußt, daß er überhaupt Herzklappen besaß. Nachdem er dann ein paar beängstigende Symptome gespürt hatte, wußte er jetzt, daß eine der Klappen so schlecht funktionierte, daß sie ihn das Leben kosten konnte.

Während Mr. Amendola nachdachte, fuhr Kim sich nervös mit der Hand durchs Haar und ließ seinen Blick durch das Fenster in die Ferne schweifen. Der Himmel war winterlich trüb. Seit Tracys Anruf vor einer Stunde machte er sich große Sorgen. Sie hatte ihm erzählt, daß Becky ihrer Meinung nach überhaupt nicht gut aussehe; sie habe glasige Augen und wirke völlig apathisch.

Da sein Wartezimmer überfüllt gewesen war, hatte er Tracy geraten, Dr. Stevens rufen zu lassen und sie über Beckys Veränderung zu informieren. Außerdem hatte er Tracy gebeten, die Stationssekretärin daran zu erinnern, ihn bei Eintreffen des Gastroenterologen sofort anzurufen. »Vielleicht sollte ich erst einmal mit meinen Kindern darüber reden«, sagte Mr. Amendola.

»Wie bitte?« entgegnete Kim. Er hatte vergessen, was er den Mann gefragt hatte.

»Ich sagte, daß ich vielleicht meine Kinder fragen sollte, was sie ihrem alten Dad raten«, wiederholte Mr. Amendola. »Eine gute Idee«, entgegnete Kim und stand auf. »Reden Sie erst mit Ihrer Familie. Und wenn Sie noch Fragen haben, rufen Sie mich an.«

Er führte seinen Patienten zur Tür.

»Und Sie glauben wirklich, daß das Untersuchungsergebnis stimmt?« fragte Mr. Amendola. »Vielleicht ist meine Herzklappe ja doch nicht so schlecht.«

»Sie ist schlecht. Wir haben sogar ein Gegengutachten eingeholt, erinnern Sie sich?«

»Ja«, erwiderte Mr. Amendola resigniert. »Okay, ich melde mich dann.«

Kim wartete auf dem Flur, bis er sicher war, daß Mr. Amendola zur Rezeption ging. Dann nahm er die schwere Akte des nächsten Patienten aus der an der Tür zum zweiten Untersuchungsraum angebrachten Halterung.

Noch bevor er den Namen gelesen hatte, erschien Ginger am Ende des Flurs. Sie trat zur Seite, damit Mr. Amendola an ihr vorbei konnte.

»Ich habe gerade einen Anruf von Beckys Station bekommen«, rief sie Kim zu. »Ich soll dir ausrichten, daß der Gastro-irgend-was-Arzt jetzt da ist und Becky gerade untersucht.«

»Dann muß ich sofort los«, erklärte Kim. Er schob die Akte zurück und ging in sein Privatbüro. Als er sein Jackett von der Garderobe nahm, kam Ginger herein.

»Wo willst du denn hin?« fragte sie.

»Ins Krankenhaus«, erwiderte Kim.

»Und wann bist du wieder hier?« fragte Ginger.

»Keine Ahnung«, erklärte Kim und zog sich seinen Wintermantel über. »Sag bitte Cheryl Bescheid, damit der Patient nicht ewig im Untersuchungszimmer sitzt und wartet.«

»Und was ist mit den anderen Patienten?« wollte Ginger wissen.

»Sag ihnen, daß ich mich um einen Notfall kümmern muß. Wahrscheinlich bin ich erst in einer oder eineinhalb Stunden zurück.«

Er schnappte sich seine Autoschlüssel und eilte zum Hinterausgang.

Ginger schüttelte den Kopf. Schließlich blieb es an ihr hängen, den Patienten die Verzögerung zu erklären, und sie wußte, daß sich einige mit Sicherheit aufregen würden, vor allem die, die von außerhalb angereist waren.

»Versuch, sie so gut es geht zu besänftigen«, riet Kim ihr, als hätte er ihre Gedanken gelesen.

Er stürmte zu seinem Auto, sprang hinein und ließ den Motor an. Dann bog er in die verstopfte Straße ein und riskierte pausenlos auf die Hupe drückend ein Überholmanöver nach dem anderen. Er war der Verzweiflung nahe. Nach Tracys beunruhigenden Beobachtungen wollte er unbedingt selbst mit dem Gastroenterologen sprechen.

Im Foyer des Krankenhauses drückte er mehrmals nervös auf den

Fahrstuhlknopf, als könne er den Aufzug dadurch beschleunigen. Die mit ihm wartenden Besucher sahen ihn verstohlen von der Seite an.

Als er Beckys Station endlich erreicht hatte, rannte er den Flur entlang. Keuchend öffnete er die Tür zu ihrem Zimmer. Tracy stand an der Seite und sprach mit einer Frau, die einen langen weißen Arztkittel trug. Ein kurzer Blick verriet ihm, daß Tracy niedergeschlagen war.

Becky lag flach auf dem Rücken im Bett. Ihr Kopf ruhte auf dem Kissen, ihre dunklen Augen starrten ins Leere. Außer der kontinuierlich aus der Infusionsflasche sickernden Flüssigkeit schien sich momentan nichts zu bewegen. Kim trat ans Bett. »Wie geht es dir, mein Schatz?« fragte er seine Tochter und hob ihre Hand. Sie fühlte sich schlaff an. »Ich bin so müde«, seufzte Becky.

»Das kann ich mir vorstellen, mein Liebling«, entgegnete Kim und maß instinktiv ihren Puls. Er war hoch, aber noch im normalen Bereich. Dann zog er vorsichtig eines ihrer Augenlider herunter und prüfte ihre Bindehaut. Sie war fahl, aber nicht fahler als am Abend zuvor. Er befühlte auch ihre Wangen und ihre Stirn. Sie war weder besonders heiß noch feucht, und der Flüssigkeitsmangel schien einigermaßen behoben zu sein.

Plötzlich begann sein eigenes Herz zu rasen. Er sah, was Tracy am Telefon gemeint hatte. Becky hatte sich tatsächlich verändert; sie hatte einen glasigen Blick und wirkte apathisch. Ihre unerschöpfliche Lebenskraft schien mit einem Schlag wie weggeblasen. Sie war völlig lethargisch.

»Ich unterhalte mich mal kurz mit Mom«, erklärte Kim. »Okay«, entgegnete Becky. Kim ging zu Tracy. Er sah, daß sie leicht zitterte. »Darf ich vorstellen«, sagte sie, »Dr. Kathleen Morgan.«

»Sind Sie die Gastroenterologin?« fragte Kim. »So ist es«, erwiderte Dr. Morgan.

Kim musterte sie. Obwohl sie etwa so alt war wie Dr. Stevens, war sie in vielerlei Hinsicht das genaue Gegenteil von der Kinderärztin. Sie maß nicht einmal einssechzig und hatte ein rundes, weich und freundlich wirkendes Gesicht. Ihre Drahtgestell-Brille verlieh ihr die Aura einer Schulmeisterin. In ihrem dunklen Haar waren bereits erste

graue Strähnen zu sehen.

»Dr. Morgan meint, daß es ernst um Becky bestellt ist«, brachte Tracy hervor.

»Das ist ja eine großartige Aussage«, stellte Kim spöttisch fest. »Sie meinen also, daß es ernst ist? Das müssen Sie mir nicht erzählen. Wenn sie nicht ernstlich krank wäre, wäre sie wohl kaum in diesem verdammten Krankenhaus. Ich will wissen, was sie hat und wie man sie behandeln und heilen kann.«

»Sobald man etwas Genaues sagen kann, gibt das Labor mir Bescheid«, entgegnete Dr. Morgan ruhig und besonnen. Mit so einer heftigen Reaktion hatte sie nicht gerechnet. »Bis dahin können wir nicht viel machen.«

»Haben Sie meine Tochter untersucht?« wollte Kim wissen. »Ja«, erwiderte Dr. Morgan. »Außerdem liegen mir bereits einige Laborwerte vor.«

»Und?« fragte Kim ungeduldig.

»Ich komme zu dem gleichen Schluß wie Dr. Faraday«, erklärte Dr. Morgan. »Ihre Tochter hat eine bakterielle Lebensmittelvergiftung.«

»Es scheint ihr schlechter zu gehen«, stellte Kim fest.

»Das sehe ich genauso«, fügte Tracy hinzu. »Die Veränderung zwischen gestern abend und jetzt ist ganz eindeutig. Sie scheint gar nicht mehr sie selbst zu sein. Sonst ist sie immer so lebendig und aufgeweckt.«

Dr. Morgan sah voller Unbehagen im Beckys Richtung. Erleichtert stellte sie fest, daß das Mädchen die Unterhaltung nicht mitverfolgte. Trotzdem schlug sie vor, das Gespräch im Flur weiterzuführen.

»Da ich sie zum ersten Mal sehe, kann ich dazu nichts sagen«, erklärte sie dann. »In den Aufzeichnungen der Schwestern steht nichts von einer Verschlechterung ihres Zustands.«

»Ich möchte, daß sie intensiver überwacht wird«, erklärte Kim. »Wie wär's, wenn Sie sie in eines der Isolierzimmer auf der Intensivstation verlegen?«

»Ich bin nur als externe Spezialistin hinzugezogen worden«, wandte Dr. Morgan ein. »Offiziell ist Dr. Stevens, die von AmeriCare bestellte Kinderärztin, für Becky zuständig.«

»Und wie wär's, wenn Sie Dr. Stevens davon überzeugen würden, daß meine Tochter auf der Intensivstation besser aufgehoben ist?« schlug Kim vor. »Als ich ihr das gestern abend vorgeschlagen habe, hatte ich den Eindruck, sie richtet sich vor allem nach AmeriCare und scheut die Extrakosten.«

»Das paßt eigentlich nicht zu Dr. Stevens«, entgegnete Dr. Morgan. »Aber um ehrlich zu sein - ich finde auch nicht, daß Ihre Tochter auf die Intensivstation gehört. Zumindest noch nicht.«

»Eine äußerst ermutigende Aussage«, fuhr Kim sie an. »Mit anderen Worten gehen Sie also davon aus, daß sich ihr Zustand noch weiter verschlechtern wird, und trotzdem sitzen Sie alle nur herum und tun nichts.«

»Das ist sehr unfair, Dr. Reggis«, entgegnete Dr. Morgan beleidigt.

»Ist es nicht, Dr. Morgan«, raunzte Kim. Er betonte ihren Namen abfälliger, als er es eigentlich meinte. »Nicht aus meiner Sicht. Als Chirurg stelle ich eine Diagnose, dann schneide ich meinen Patienten auf und behebe den Schaden. Mit anderen Worten: Ich tue etwas, wohingegen ich im Augenblick das unerträgliche Gefühl habe, daß es meiner Tochter zusehends schlechter geht und niemand etwas unternimmt.«

»Hör auf, Kim!« flehte Tracy. Sie war den Tränen nahe. Die Sorge um Becky machte ihr schon genug zu schaffen. Auf Kims Streitsucht konnte sie in dieser Situation gut verzichten.

»Womit soll ich aufhören?« giftete Kim.

»Mit der Zankerei«, brachte Tracy hervor. »Deine ständige Streiterei mit den Ärzten und Schwestern bringt uns doch nicht weiter. Und mir raubst du damit noch den letzten Nerv.« Er starrte Tracy an. Daß sie ihn so schonungslos attackierte, wo es doch um Becky ging, konnte er kaum fassen. »Kommen Sie bitte mit mir mit, Dr. Reggis!« forderte Dr. Morgan ihn plötzlich auf und bedeutete ihm durch ein Handzeichen, ihr ins Schwesternzimmer zu folgen. »Geh schon!« ermutigte ihn Tracy. »Gib dir einen Ruck!« Während Tracy zurück in Beckys Zimmer ging, lief er hinter der davonestürmenden Ärztin her und holte sie ein. Sie hatte die Lippen zusammengepreßt und legte mit ihren relativ kurzen Beinen ein erstaunliches Tempo vor.

»Wohin gehen wir?« fragte Kim.

»In den Sichtraum hinter dem Schwesternzimmer«, erwiderte Dr. Morgan. »Ich will Ihnen etwas zeigen. Außerdem denke ich, daß wir ein Gespräch unter vier Augen führen sollten - unter Kollegen sozusagen.«

Im Schwesternzimmer herrschte hektische Betriebsamkeit. Während die Frühschicht sich auf den Feierabend vorbereitete, traten die Schwestern und Pfleger der Spätschicht ihren Dienst an. Dr. Morgan schlängelte sich behende durch die Menschenansammlung, hielt Kim die Tür zum Sichtraum auf und gab ihm durch einen Wink zu verstehen, daß er eintreten solle.

Nachdem sie die Tür geschlossen hatte, war von dem Stimmengewirr fast nichts mehr zu hören. Der Sichtraum war eine fensterlose Kammer mit mehreren Arbeitsflächen und einer Sichtwand für Röntgenaufnahmen. In einer Ecke stand die Kaffeemaschine. Wortlos zog Dr. Morgan einige Röntgenaufnahmen aus den Hüllen und klemmte sie an der Sichtwand fest. Dann knipste sie das Licht an. Der Bauch eines Kindes wurde sichtbar.

»Sind das die Aufnahmen von Becky?« fragte Kim. Dr. Morgan nickte.

Kim beugte sich ein wenig vor und nahm die Bilder genau ins Visier. Mit Brustaufnahmen kannte er sich zwar besser aus, aber das Wesentliche erkannte er trotzdem. »Der Darm sieht gleichförmig ödematös aus«, sagte er nach ein paar Sekunden.

»Genau«, entgegnete Dr. Morgan beeindruckt. Sie hatte geglaubt, ihn auf die krankhaften Veränderungen hinweisen zu müssen. »Die Schleimhaut ist fast auf der gesamten Länge des Darms angeschwollen.«

Kim richtete sich wieder auf. »Und was sagt Ihnen das?« fragte er. Was er auf den Bildern sah, gefiel ihm ganz und gar nicht, aber er wußte nicht, welchem klinischen Symptom er das krankhafte Erscheinungsbild zuordnen sollte.

»Ich befürchte, daß wir es mit E. coli O157-H7 zu tun haben«, erklärte Dr. Morgan. »Ähnliche Aufnahmen findet man auch bei durch Shigellen hervorgerufener Dysenterie, aber die Patientin hätte wahr-

scheinlich Fieber. Und wie Sie ja wissen, ist Becky fieberfrei.«

»Wie sieht es mit Antibiotika aus?« fragte Kim. »Dr. Faraday hat davon abgeraten. Er fürchtet, daß sie die gesunde Darmflora zerstören. Sind Sie der gleichen Meinung?«

»Ja«, erwiderte Dr. Morgan. »Und zwar nicht nur, um die gesunde Flora nicht zu zerstören. Antibiotika wären vermutlich unwirksam. Da Becky kein Fieber hat, stehen die Chancen gar nicht schlecht, daß die Erreger ihren Darm bereits verlassen haben.«

»Gesetzt den Fall, wir haben es mit einer Toxämie zu tun«, überlegte Kim weiter, »wie stellen Sie dann die Diagnose?«

»Man könnte direkt auf das Toxin untersuchen«, erwiderte Dr. Morgan. »Leider hat AmeriCare unser Labor nicht autorisiert, den Test durchzuführen.«

»Erzählen Sie mir nicht, um Kosten zu sparen«, erboste sich Kim.

»Doch, ich fürchte, das ist der Grund«, entgegnete Dr. Morgan. »Der Test ist in den Augen der Verwaltung nicht rentabel.«

»Das darf doch wohl nicht wahr sein!« explodierte Kim und schlug mit der Faust auf die Arbeitsfläche. »Wenn ich das Wort ›rentabel‹ noch einmal höre, kriege ich einen Tobsuchtsanfall. Seitdem es Becky so schlechtgeht, scheint mich die Profitgier von AmeriCare auf Schritt und Tritt zu verfolgen.«

»Wir müssen uns leider alle mit den Realitäten des gewinnorientierten Gesundheitswesens arrangieren«, entgegnete Dr. Morgan. »Aber zu Ihrer Beruhigung: Ich habe entschieden, den Test trotzdem zu machen. Die Probe wird im Sherring-Labor untersucht. In vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden haben wir das Ergebnis.«

»Gut«, sagte Kim. »Vielen Dank. Entschuldigen Sie, daß ich eben behauptet habe, Sie würden nichts tun. Geld sollte wirklich keine Rolle spielen, wenn es um Beckys Gesundheit geht.«

»Was wissen Sie über diesen speziellen E.-coli-Stamm und das Toxin, das er bildet?« fragte Dr. Morgan. »Wobei ich Sie nochmals darauf hinweisen möchte, daß die Diagnose noch nicht endgültig feststeht.«

»Nicht viel«, gestand Kim. »Ich wußte nicht einmal, daß Antibiotika dagegen nichts ausrichten können. Mit E. coli bin ich in meiner

Praxis noch nie konfrontiert worden. Allerdings hatte ich schon des öfteren mit vancomycin-resistenten Enterokokken zu tun. Herzchirurgen haben einen Horror vor den Dingen.«

»Ich verstehe, was Sie meinen«, entgegnete Dr. Morgan. »Zu dem Enterokokkenproblem kann ich wiederum nicht viel sagen, zu dem Kolibakterienstamm *E. coli* O157:H7 jedoch schon. Vielleicht weiß ich sogar ein bißchen zu viel darüber. Ich glaube, Sie und Ihre Frau sollten wissen, daß der Erreger sehr gefährlich sein kann.«

»Inwiefern?« fragte Kim nervös. Der Ton von Dr. Morgan gefiel ihm gar nicht und ebensowenig, was sie gerade gesagt hatte. Er machte sich nicht einmal die Mühe, sie zu korrigieren und klarzustellen, daß Tracy und er nicht mehr verheiratet waren.

»Vielleicht sollten wir uns erst mal hinsetzen«, schlug Dr. Morgan vor. Sie wußte noch nicht recht, wie sie Kim ihre Befürchtungen darlegen sollte, ohne ihn übermäßig zu beunruhigen. Offensichtlich war er sowieso schon kurz davor, die Beherrschung zu verlieren.

Kim folgte der Aufforderung und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Er wagte nicht, der Ärztin zu widersprechen. »Falls wir es bei Beckys derzeitigen Beschwerden tatsächlich mit *E. coli* zu tun haben, macht mir der Abfall ihrer Thrombozyten Sorgen«, begann Dr. Morgan. »Gestern abend war die Anzahl ihrer Thrombozyten nur leicht verringert, aber nachdem wir ihren Flüssigkeitshaushalt reguliert haben, ist der Abbau noch deutlicher zu erkennen. Er ist nicht gerade unerheblich. Deshalb fürchte ich, daß im schlimmsten Fall ein HUS eintreten könnte.«

»HUS?« fragte Kim. »Was, zum Teufel, soll ich denn darunter verstehen?«

»HUS steht für hämolytisch-urämisches Syndrom«, erwiderte Dr. Morgan. Es wird mit den shigella-ähnlichen Toxinen assoziiert, die *E. coli* O157:H7 zu bilden imstande sind. Sie müssen sich das so vorstellen: Diese Art Toxin kann eine intravaskuläre Thrombozytengerinnung und eine Zerstörung der roten Blutkörperchen hervorrufen. Und das wiederum kann zu multiplen Organversagen führen. Am häufigsten sind die Nieren betroffen, daher die Bezeichnung urämisches Syndrom.« Kim fiel vor Entsetzen die Kinnlade herunter.

Für einen Augenblick starrte er die Fachärztin sprachlos an und hoffte, daß sie ihn plötzlich anlächeln und sagen würde, sie habe nur einen schlechten Witz gemacht. Doch sein Wunsch ging nicht in Erfüllung.

»Glauben Sie, Becky hat dieses Syndrom?« fragte er ruhig, obwohl er völlig durcheinander war.

»Sagen wir so«, begann Dr. Morgan ausweichend und überlegte, wie sie ihre Worte abmildern konnte. »Ich befürchte es. Aber ich habe noch keinen Beweis. Im Augenblick sagt mir nur meine klinische Intuition, daß wir es mit dem HUS zu tun haben.«

Kim mußte schlucken. Sein Mund war auf einmal vollkommen ausgetrocknet.

»Und was können wir jetzt tun?« brachte er hervor.

»Leider nicht viel«, erwiderte Dr. Morgan. »Das Labor ist dabei, die Probe auf das Toxin zu untersuchen. Währenddessen schlage ich vor, einen Hämatologen und einen Nephrologen hinzuzuziehen. Ich halte es nicht für verfrüht, schon jetzt ihre Meinungen einzuholen.«

»Ja, am besten sofort!« platzte Kim heraus.

»Nicht so voreilig, Dr. Reggis«, mahnte Dr. Morgan. »Vergessen Sie nicht, daß ich nur eine Fachärztin von außerhalb bin. Die Hinzuziehung weiterer Spezialisten muß von Dr. Stevens beantragt werden. AmeriCare schreibt ganz klar vor, daß nur sie entscheidet, ob ein solcher Antrag gestellt wird oder nicht.«

»Dann rufen wir sie eben an«, ereiferte sich Kim. »Wir müssen doch etwas tun.«

»Sie wollen, daß ich sie jetzt auf der Stelle anrufe?« fragte Dr. Morgan.

»Unbedingt«, erwiderte Kim und schob ihr das Telefon hin. Während Dr. Morgan telefonierte, legte er den Kopf in seine aufgestützten Hände. Er hatte plötzlich solche Angst, daß alle Kraft aus seinem Körper wich. Der anfangs lästige, aber harmlos erscheinende Durchfall entpuppte sich zusehends als ein Drama. Aus Patientensicht einem schweren medizinischen Problem gegenüberzustehen, war für ihn eine gänzlich neue Erfahrung, und er wußte nicht recht, wie er damit umgehen sollte. Doch das mußte er lernen, und zwar schnell.

Sein Hirn arbeitete auf Hochtouren. Was konnte er tun? »Dr. Stevens ist einverstanden«, verkündete Dr. Morgan und legte den Hörer auf. »Sie können von Glück sagen, daß sie Ihre Tochter betreut. Wir haben nämlich schon bei früheren HUS-Fällen zusammengearbeitet.«

»Wann wird Becky von den Fachärzten untersucht?« drängte Kim.

»Dr. Stevens kümmert sich bestimmt so schnell wie möglich um die Termine«, erwiderte Dr. Morgan.

»Ich will, daß sie sofort untersucht wird!« verlangte Kim. »Noch heute nachmittag.«

»Beruhigen Sie sich, Dr. Reggis! Ich habe Sie in diesen Raum mitgenommen, damit wir uns in Ruhe unterhalten können, von Kollege zu Kollege.«

»Ich kann mich aber nicht beruhigen«, gestand Kim und seufzte laut. »Wie oft haben Sie mit diesem Syndrom zu tun?«

»In letzter Zeit immer häufiger«, erwiderte Dr. Morgan. »Normalerweise wird es durch E. coli O157:H7 verursacht, und davon gibt es im Jahr etwa zwanzigtausend Fälle. Immerhin tritt das Syndrom so oft auf, daß es zur Zeit die häufigste Ursache von Nierenversagen bei Kindern ist.«

»Ach du meine Güte!« stöhnte Kim und kratzte sich nervös am Kopf. »Zwanzigtausend Fälle im Jahr!«

»Das ist jedenfalls die Schätzung des Gesundheitsamts für Erkrankungen durch E. coli O157:H7«, erklärte Dr. Morgan. »HUS tritt aber nur bei einem kleinen Prozentsatz dieser Fälle ein.«

»Kann das Syndrom auch tödlich sein?« zwang Kim sich zu fragen.

»Glauben Sie wirklich, darüber sollten wir jetzt reden?« erwiderte Dr. Morgan. »Vergessen Sie nicht - wir haben E. coli noch gar nicht definitiv diagnostiziert. Ich wollte Sie nur darauf vorbereiten, daß wir es eventuell mit diesem Erregerstamm zu tun haben.«

»Beantworten Sie verdammt noch mal meine Frage!« fuhr Kim sie an.

Dr. Morgan seufzte resigniert. Sie hatte gehofft, Kim hätte die beunruhigenden Einzelheiten von sich aus lieber nicht hören wollen. Da er aber unbedingt Bescheid wissen wollte, blieb ihr keine Wahl. Sie räusperte sich. »Pro Jahr sterben etwa zweihundert bis fünfhun-

dert Menschen an E. coli O157:H7. Vor allem trifft es Kinder, und normalerweise ist das hämolytisch-urämische Syndrom die Todesursache.«

Kim brach der Schweiß aus. Er war sprachlos vor Entsetzen. »Zweihundert bis fünfhundert Todesfälle pro Jahr«, stammelte er schließlich. »Das ist ja unglaublich. Und ich habe noch nie etwas von diesem Syndrom gehört.«

»Wie ich schon sagte«, entgegnete Dr. Morgan. »Die Zahlen beruhen auf Schätzungen des Gesundheitsamtes.«

»Aber warum ist die Krankheit so wenig bekannt, wenn die Mortalitätsrate so hoch ist?« fragte Kim. Er hatte die seelischen Belastungen medizinischer Probleme schon immer am besten durch eine Intellektualisierung verarbeiten können. »Das kann ich Ihnen nicht beantworten«, erwiderte Dr. Morgan. »Ein paar der an diesem speziellen Bakterienstamm erkrankten Fälle haben hohe Wellen geschlagen. Denken Sie nur an den Skandal um die verseuchten Jack-in-the-Box-Hamburger 1992 und den Fleischrückruf bei Hudson Meat im Sommer 1997. Warum gerade diese Fälle für Aufsehen gesorgt haben, ist mir allerdings ziemlich schleierhaft.«

»An die Geschichten erinnere ich mich auch«, sagte Kim. »Ich bin wohl einfach davon ausgegangen, daß die Regierung und das Landwirtschaftsministerium sich um die Sache kümmern würden.«

Dr. Morgan lachte einmal zynisch auf. »Genau darauf haben das Landwirtschaftsministerium und die Fleischindustrie gesetzt, da können Sie Gift drauf nehmen.«

»Befallen die Erreger vor allem Rindfleisch?« fragte Kim. »In erster Linie Gehacktes«, erwiderte Dr. Morgan. »Gehacktes, das nicht ausreichend durchgebraten wird. Aber in ein paar wenigen Fällen waren auch andere Lebensmittel schuld, wie etwa Apfelsaft und Cidre oder nicht pasteurisierte Milch. Hauptursache einer Verseuchung ist der Kontakt mit den Fäkalien infizierter Kühe.«

»In meiner Kindheit hat es das Problem offenbar noch nicht gegeben«, bemerkte Kim. »Ich habe ständig Hamburger mit rohem Gehackten gegessen.«

»Die Erreger gibt es in der Tat noch nicht sehr lange«, bestätigte

Dr. Morgan. »Man geht davon aus, daß sie zum ersten Mal in den späten Siebzigern in Erscheinung getreten sind, vielleicht in Argentinien. Angeblich hat ein Shigella-Bakterium einem Escherichia-coli-Bakterium die notwendige DNA zur Bildung eines shigella-ähnlichen Toxins übertragen.«

»Genau. Die sexuelle Reproduktion findet bei Bakterien durch Konjugation statt, ein Mechanismus zur Übertragung von genetischem Material. In diesem Fall war die Sache allerdings etwas merkwürdig gelagert, denn normalerweise gibt es so eine Konjugation nur innerhalb einer Spezies. Am überraschendsten aber war, daß sich dieser neue Stamm von E. coli sofort nach seiner Entstehung in einem Wahnsinnstempo auf dem gesamten Globus ausgebreitet hat. Heute ist er in etwa drei Prozent der Rindergedärme vorhanden.«

»Erkranken die infizierten Rinder?« fragte Kim. »Nicht unbedingt«, erwiderte Dr. Morgan. »Sie können eine Art Rinderdiarrhoe bekommen, aber im allgemeinen scheinen sie, zumindest was ihr Organsystem angeht, gegen das Toxin weitgehend immun zu sein.«

»Seltsam!« staunte Kim. »Und aberwitzig! Als die Molekularbiologie noch in den Kinderschuhen steckte, hat man, wie ich mich erinnere, den Teufel an die Wand gemalt, was alles passieren könnte: zum Beispiel daß ein Forscher das Kolibakterium in die Lage versetzen könnte, das Botulismus-Toxin zu bilden, und daß diese manipulierten Bakterien dann womöglich unbeabsichtigt in die Natur gelangen würden.«

»Ein guter Vergleich«, entgegnete Dr. Morgan. »Vor allem wenn man bedenkt, daß E. coli O157:H7 wahrscheinlich nicht von selbst, sondern durch Zutun des Menschen entstanden ist.«

»Inwiefern?« fragte Kim.

»Ich bin davon überzeugt, daß die heutzutage üblichen, intensiven Ackerbau- und Viehzuchtmethoden für die Entstehung von E. coli O157:H7 verantwortlich sind«, erklärte Dr. Morgan. »Die ständig wachsende Nachfrage nach billigem Protein zur Verfütterung an die Tiere hat den Weg für kreative, aber auch ekelerregende Lösungen freigemacht. Kühe bekommen verendete Tiere zu fressen, sie fressen sogar ihresgleichen. Auch die Verfütterung von Hühnerdung ist gang

und gäbe.«

»Das soll wohl ein Witz sein!« staunte Kim. »Schön wär's«, entgegnete Dr. Morgan. »Aber es kommt noch schlimmer. Zusätzlich stopft man die Tiere nämlich auch noch mit Antibiotika voll. Und genau dieser Mischmasch ist es, der in den Gedärmen der Tiere die Entstehung neuer Erregerstämme fördert. Tatsache ist jedenfalls, daß E. coli O157:H7 durch die gemeinsame Übertragung der DNA des Shigella-Toxins und einer weiteren, für eine spezielle Antibiotikaresistenz verantwortlichen DNA entstanden ist.«

Kim schüttelte ungläubig den Kopf. Was er gerade erfahren hatte, interessierte ihn ungemein, doch plötzlich erinnerte er sich wieder daran, warum sie über das Thema sprachen: Es ging um Becky. Er war auf der Stelle ernüchtert. »Verursacher der ganzen Problematik sind also Rückstände von Rinderfäkalien in Gehacktem«, stellte Kim fest. Er klang wieder ängstlich und angespannt.

»Das könnte man wohl so sagen«, stimmte Dr. Morgan ihm zu. »Dann weiß ich, wie Becky sich infiziert hat«, erklärte Kim wütend. »Sie hat am Freitag abend bei Onion Ring einen halbprohen Hamburger gegessen.«

»Das könnte es gewesen sein«, bestätigte Dr. Morgan. »Obwohl E. coli O157:H7 normalerweise eine längere Inkubationszeit hat, manchmal bis zu einer Woche.« Plötzlich riß jemand die Tür zum Sichtraum auf. Kim und Dr. Morgan fuhren vor Schreck zusammen. Eine Schwester mit geröteten Wangen erschien auf der Schwelle. »Dr. Morgan!« rief sie panisch. »Wir haben einen Notfall! Es ist Ihre Patientin Rebecca Reggis!«

Kim und Dr. Morgan stürmten hinaus und rannten über den Flur zu Beckys Zimmer.

Kapitel 9

Mittwoch nachmittag, 21. Januar

Kim stürmte in das Zimmer seiner Tochter. An jeder Seite des Bettes hantierte eine Krankenschwester und kümmerte sich um Becky. Eine maß ihren Blutdruck, die andere ihre Temperatur. Becky atmete schwer und stöhnte. Sie war kreidebleich. Tracy stand ein wenig abseits an die Wand gelehnt und preßte sich eine Hand vor den Mund. Sie war beinahe so bleich wie Becky.

»Was ist passiert?« schrie Kim. Dr. Morgan war ihm dicht auf den Fersen. »Ich weiß es nicht«, schluchzte Tracy. »Wir haben uns ein bißchen unterhalten, und auf einmal hat sie geweint und gesagt, daß ihr der Magen und die linke Schulter entsetzlich weh täten. Und dann hat sie einen Schüttelanfall bekommen.« Die eine Schwester rief, Becky habe einen Blutdruck von fünfundneunzig zu sechzig.

Dr. Morgan trat an die linke Bettkante und fühlte Beckys Puls. »Haben Sie Dr. Stevens schon gerufen?«

»Ja«, erwiderte eine der Schwestern.

»Sie hat über vierzig Grad Fieber«, stellte die andere Schwester besorgt fest. Sie hieß Lorraine Phillips, ihre Kollegin Stephanie Gragoudos.

Kim stieß Lorraine zur Seite. Er war völlig außer sich. Seine Tochter derart leiden zu sehen, zerriß ihm das Herz. »Was ist los mit dir, mein Schatz?« fragte Kim. »Mein Bauch«, brachte Becky stöhnend hervor. »Er tut furchtbar weh, Daddy. Hilf mir!«

Kim zog die Bettdecke zurück. Schockiert stellte er fest, daß sich auf Beckys Brust ein schwach lilafarbener Streifen gebildet hatte - ein Hinweis auf subkutane Blutungen. Er sah zu Dr. Morgan auf. »Haben Sie diese Purpura schon gesehen?« Dr. Morgan nickte. »Ja, als ich Ihre Tochter untersucht habe.«

»Gestern nacht hatte sie die noch nicht.« Kim wandte sich wieder Becky zu.

»Zeig mir, wo es dir weh tut.« Becky deutete auf die rechte Seite ihres Bauchs. Dabei achtete sie tunlichst darauf, den Bereich nicht zu berühren. Kim legte vorsichtig Zeige-, Mittel- und Ringfinger auf die Stelle, auf die sie gezeigt hatte. Selbst bei dieser leichten Berührung krümmte Becky sich vor Schmerz.

»Bitte hör auf, Daddy!« flehte sie ihn an. Kim zog sofort seine Hand zurück. Becky riß die Augen auf; ihren ausgetrockneten Lippen entwich ein leiser Schrei. Dies war genau die Reaktion, die Kim nicht sehen wollte. Man bezeichnete sie als abdominelle Abwehrspannung - ein deutliches Anzeichen für Peritonitis, eine Entzündung des Bauchfells. Und es konnte nur eine Ursache dafür geben. Er richtete sich auf. »Ein akutes Abdomen!« schrie er. »Sie hat eine Perforation!«

Ohne zu zögern, stürzte er ans Kopfende des Bettes und löste den Stopper an den Rädern. »Beeilung! Jemand muß sich ans Fußende stellen!« kommandierte er. »Wir transportieren sie in diesem Bett. Sie muß sofort in den OP!«

»Ich glaube, wir sollten erst auf Dr. Stevens warten«, schlug Dr. Morgan mit ruhiger Stimme vor und bedeutete Stephanie, Kims Anweisung nicht zu folgen. Dann steuerte sie auf Kim zu.

»Zum Teufel mit Dr. Stevens!« ereiferte sich Kim. »Becky ist ein Notfall für die Chirurgie. Das Däumchendrehen hat jetzt ein Ende. Wir müssen etwas tun!«

Dr. Morgan legte Kim die Hand auf den Arm und ignorierte seinen panischen Blick.

»Das liegt nicht in Ihrem Zuständigkeitsbereich, Dr. Reggis. Sie müssen sich beruhigen.« In seiner aufgewühlten Verfassung nahm er Dr. Morgan nur noch als Hindernis wahr und nicht als Kollegin. Entschlossener denn je, Becky so schnell wie möglich in den OP zu bringen, fegte er die Ärztin buchstäblich zur Seite.

Um nicht hinzufallen versuchte Dr. Morgan sich am Nachttisch festzuhalten, und dabei riß sie sämtliche Gegenstände hinunter. Eine Wasserkaraffe, ein Glas, eine Blumenvase und ein Thermometer krachten neben ihr zu Boden. Während Lorraine versuchte, das Bett festzuhalten, rannte Stephanie auf den Flur und schrie um Hilfe. Ob-

wohl die Hinterräder nicht gelöst waren, schaffte Kim es, das Bett einen guten Meter in Richtung Tür zu bugsieren. Tracy stürzte sich auf ihren Ex-Mann. Sie zerrte an seinem Arm und bedrängte ihn, das Bett loszulassen.

»Hör auf, Kim!« schluchzte sie. »Bitte!«

Weitere Schwestern eilten herbei, unter anderem die Oberschwester und ein kräftiger Pfleger. Gemeinschaftlich versuchten sie Kim aufzuhalten, doch der war wild entschlossen, das Bett hinauszuschieben. Sogar Dr. Morgan stand auf und ging ihren Kollegen zur Hand. Schließlich hatten sie ihn überwältigt, und Kim ließ von dem Bett ab. Doch er war alles andere als glücklich. Er brüllte, daß sie alle unfähig seien, wenn sie nicht sähen, daß Becky ein Notfall für den OP war.

»Was machen sie denn mit mir, damit ich einschlafe?« fragte Becky. Ihre Stimme verriet, daß sie bereits kurz vorm Wegnicken war.

»Sie geben ein wenig Medizin in die Infusionskanüle«, erwiderte Kim. »Keine Angst, du spürst nichts. Wenn du wieder aufwachst, geht es dir besser.«

Becky lag auf einer Rollbahre im Anästhesie-Wartebereich des Operationssaals. Ihr Haar war unter einer OP-Haube verschwunden. Da sie starke Medikamente bekommen hatte, hatten ihre Schmerzen nachgelassen, aber sie hatte Angst vor der Operation.

Kim stand neben der Bahre. Um ihn herum warteten weitere auf Rollbahren liegende Patienten darauf, in einen der OPs gebracht zu werden. Kim trug OP-Kleidung, eine Haube auf dem Kopf und Plastiküberzüge über den Schuhen. Die Szene in Beckys Zimmer lag eineinhalb Stunden zurück, und er hatte sich inzwischen wieder gefangen. Er hatte sich bei Dr. Morgan entschuldigt, und sie hatte ihm versichert, daß sie ihn verstehen könne. Dr. Stevens war kurz nach dem Tumult erschienen und hatte umgehend einen Chirurgen hinzugezogen.

»Werde ich wieder gesund, Daddy?« fragte Becky.

»Ja, was meinst du denn?« fragte Kim zurück. Er bemühte sich, so zu klingen, als stünde das außer Zweifel. »Natürlich wirst du wieder

gesund. Sie öffnen dir nur den Bauch - ungefähr so, wie man einen Reißverschluß aufzieht - dann flicken sie das kleine Loch, und das war's.«

»Vielleicht werde ich bestraft, weil ich mich nicht für die Nationalmeisterschaft habe aufstellen lassen«, sagte Becky. »Es tut mir so leid, daß ich es nicht getan habe. Ich weiß genau, wie sehr du dich gefreut hättest.«

Kim spürte, wie ihm Tränen in die Augen traten. Er mußte einen Augenblick wegsehen, um seine Fassung wiederzugewinnen und sich eine passende Antwort zu überlegen. Seiner Tochter in dieser Situation etwas über Schicksal und Bestimmung zu erzählen, war nicht gerade einfach; schließlich suchte er selber verzweifelt nach einer Erklärung. Noch vor ein paar Tagen hatte sie vor jugendlicher Energie nur so gestrotzt, und jetzt schwebte sie am Rande des Abgrunds. Warum? fragte er sich verzweifelt.

»Ich bitte Mom, daß sie mir das Anmeldeformular ins Krankenhaus mitbringt«, fügte Becky hinzu. »Über die Nationalmeisterschaft brauchst du dir wirklich keine Sorgen zu machen«, entgegnete Kim. »Die ist mir völlig egal. Das einzige, was mich interessiert, bist du.«

»Okay, Becky«, rief eine fröhliche Stimme aus dem Hintergrund. »Es geht los.«

Kim hob den Kopf. Dr. Jane Flanagan, die Anästhesiologin, und Dr. James O'Donnel, der Gastrointestinal-Chirurg, waren aus dem OP gekommen, um Becky zu holen. Dr. Flanagan ging ans Kopfende der Bahre und löste den Stopper. Becky griff nach Kims Hand. Wenn man berücksichtigte, wie viele Medikamente sie schon bekommen hatte, hatte sie noch erstaunlich viel Kraft.

»Tut es weh?« fragte sie ihren Vater. »Wenn Jane sich um dich kümmerst, kannst du absolut beruhigt sein«, erwiderte Dr. O'Donnel, der die Frage mitbekommen hatte. »Sie ist das beste Sandmännchen, das du dir wünschen kannst.«

»Wir haben dir sogar einen schönen Traum bestellt«, witzelte die Anästhesiologin.

Kim kannte und schätzte die beiden. Er hatte selbst schon häufig mit Jane Flanagan zusammengearbeitet, und James O'Donnel kannte

er aus verschiedenen Krankenhaus-Ausschüssen. Er kam ebenfalls aus dem Samaritan Hospital und hatte den Ruf, der beste Magen-Darm-Chirurg der Stadt zu sein. Kim war sehr erleichtert gewesen, als Dr. O'Donnel sich bereit erklärt hatte, sofort alles stehen- und liegenzulassen, um Becky zu operieren.

Dr. O'Donnel trat ans Fußende der Bahre und übernahm das Lenken. Seine Kollegin ging rückwärts, und so manövierten sie Becky durch die Schwingtür in den OP-Flur. Kim ging neben dem Bett und hielt Beckys Hand. Dr. Flanagan versetzte der Schwingtür mit dem Hintern einen Stoß. Als sie die Rollbahre durch die Tür schoben, griff Dr. O'Donnel nach Kims Arm und hielt ihn zurück. Die Tür fiel zu, und Becky und die Anästhesiologin waren nicht mehr zu sehen. Kim musterte entgeistert die Hand, die seinen Arm umklammerte, dann sah er seinen Kollegen an. Dr. O'Donnells Nase war übersät mit Sommersprossen. Er war nicht ganz so groß wie Kim, aber kräftiger gebaut.

»Was soll das?« fragte Kim. »Lassen Sie meinen Arm los!«

»Ich habe gehört, was eben in Beckys Zimmer passiert ist«, erklärte Dr. O'Donnel. »Ich halte es für besser, wenn Sie nicht mit in den OP kommen.«

»Ich will aber mitkommen«, beharrte Kim. »Mag sein«, entgegnete Dr. O'Donnel. »Aber Sie bleiben draußen.«

»Kommt gar nicht in Frage«, widersprach Kim. »Becky ist meine Tochter, meine einzige Tochter.«

»Genau das ist der Punkt«, erklärte Dr. O'Donnel. »Entweder Sie warten draußen, oder ich operiere Ihre Tochter nicht. So einfach ist das.«

Kim lief vor Wut rot an. Er fühlte sich in die Ecke gedrängt und wußte nicht, wie er reagieren sollte. Er wollte unbedingt, daß Dr. O'Donnel die Operation durchführte, aber gleichzeitig wollte er sich auf keinen Fall von Becky trennen.

»Entscheiden Sie sich!« forderte Dr. O'Donnel ihn auf. »Je länger Sie überlegen, desto mehr muß Becky leiden.« Kim befreite wütend seinen Arm und wandte den Blick ab. Wortlos stürmte er in Richtung Umkleideraum davon. Auf seinem Weg durch den OP-

Aufenthaltsraum würdigte er die Anwesenden keines Blickes. Er war total verzweifelt. Doch sein Erscheinen blieb nicht unbemerkt.

Im Umkleideraum ging er als erstes ans Waschbecken. Er drehte das kalte Wasser auf und klatschte sich etliche Male eine Ladung ins Gesicht, bevor er sich schließlich aufrichtete und sich im Spiegel betrachtete. In diesem Moment sah er hinter seiner Schulter das verhärmte Gesicht von Forrester Biddle auftauchen.

»Ich will mit Ihnen reden«, sagte Biddle in scharfem Ton.

»Reden Sie!« forderte Kim ihn auf, während er sich das Gesicht abtrocknete. Er drehte sich nicht um. »Hatte ich Sie nicht ausdrücklich gebeten, Ihre Meinung nicht in den Medien kundzutun? Ich bin empört, daß diese Kelly Anderson Sie gestern abend schon wieder in den Elf-Uhr-Nachrichten zitiert hat.«

Kim lachte einmal kurz und freudlos auf. »Seltsam. Dabei habe ich mich geweigert, mit ihr zu sprechen.«

»Sie hat behauptet, Sie hätten das Gefühl, AmeriCare habe die Notaufnahme des Samaritan Hospital geschlossen, um Kosten zu sparen, und zwingt die Leute aus purer Gewinnsucht, die überlastete Notaufnahme im University Medical Center aufzusuchen.«

»Das habe nicht ich gesagt, sondern Kelly Anderson«, stelle Kim klar.

»Aber sie hat Sie zitiert«, widersprach Dr. Biddle. »Komisch«, entgegnete Kim beiläufig. Er war so aufgewühlt, daß es ihm eine perverse Freude bereitete, die Wut und Selbstgefälligkeit seines Vorgesetzten noch anzustacheln. Allerdings war er entschlossener denn je, nie wieder mit der Fernsehjournalistin zu reden.

»Ich warne Sie zum letzten Mal«, verkündete Dr. Biddle. »Die Verwaltung und auch ich haben Sie lange genug mit Nachsicht behandelt.«

»Okay«, entgegnete Kim. »Betrachten Sie mich als gewarnt.« Dr. Biddles Mund verzerrte sich zu einer grimmigen, lippenlosen Linie. »Sie können wirklich unausstehlich sein!« fuhr er Kim an. »Glauben Sie bloß nicht, daß Sie ein Anrecht auf Sonderbehandlung genießen, weil Sie im Samaritan die Herzchirurgie geleitet haben.«

»Das ist offensichtlich«, entgegnete Kim. Er warf das Papierhand-

tuch in den Mülleimer und verließ den Raum, ohne Dr. Biddle eines weiteren Blickes zu würdigen. Um seinem Vorgesetzten nicht noch einmal in die Arme zu laufen, telefonierte er aus einer der Diktierkabinen. Er teilte Ginger mit, daß er nicht mehr in die Praxis kommen werde. Sie hatte schon damit gerechnet und bereits alle Patienten nach Hause geschickt.

»Hat sich jemand aufgeregt?« fragte Kim. »Was für eine Frage«, entgegnete Ginger. »Natürlich haben sie sich aufgeregt. Aber nachdem ich ihnen erklärt habe, daß du dich um einen Notfall kümmern mußt, waren sie besänftigt. Du hast doch hoffentlich nichts dagegen, daß ich ihnen von deiner Tochter erzählt habe? Damit habe ich ihnen sofort den Wind aus den Segeln genommen.«

»Ist schon in Ordnung«, erwiderte Kim, obwohl er sein Privat- und Berufsleben eigentlich gern voneinander trennte. »Wie geht es Becky?« fragte Ginger.

Kim erzählte ihr, was passiert war und daß Becky gerade operiert wurde.

»Sie tut mir so leid«, entgegnete Ginger. »Kann ich irgend etwas tun?«

»Mir fällt nichts ein«, seufzte Kim.

»Ruf mich später an!« bat sie ihn. »Nach meinem Aerobic-Kurs bin ich zu Hause.«

»Okay«, versprach Kim und legte auf.

Wie er sich kannte, wußte er nur zu gut, daß er nicht untätig herumsitzen und warten konnte, während Becky operiert wurde. Deshalb ging er in die Krankenhausbibliothek. Er wollte soviel wie möglich über den gefährlichen Erreger *E. coli* O157:H7 und über das HUS erfahren.

Kim warf einen Blick auf die Uhr. Es war beinahe Mitternacht. Dann sah er wieder Becky an und bekam eine Gänsehaut. Ihr Gesicht war von einem durchsichtigen Plastikschauch verunstaltet, der sich aus einem ihrer Nasenlöcher schlängelte und den Schleim absaugte. Ihr dunkles Haar umrahmte in weichen Locken ihr engelhaftes, blaßes Gesicht. Tracy hatte ihr beinahe eine Stunde lang die Haare ge-

kämmt. Becky hatte das wie immer genossen und war dabei schließlich tief und fest eingeschlafen. Im Augenblick wirkte sie wie die Ruhe selbst.

Kim stand neben ihrem Bett. Genau wie am frühen Morgen tauchte das Nachtlicht unter der Decke den Raum in ein angenehmes Schummerlicht. Er fühlte sich körperlich und seelisch ausgelaugt.

Tracy hatte sich auf der anderen Seite des Bettes auf einem der beiden mit Vinyl bezogenen Stühle zurückgelehnt und die Augen geschlossen, doch Kim wußte, daß sie nicht schlief. Die Tür ging leise auf, und Janet Emery, die korpulente Nachtschwester, schlich in den Raum. Ihr dauergewelltes, blondes Haar glänzte in dem gedämpften Licht. Sie sagte kein Wort und stellte sich gegenüber von Kim neben das Bett. Ihre Schuhe hatten weiche Krepptsohlen, so daß ihre Schritte keinerlei Geräusch verursachten. Mit Hilfe einer kleinen Taschenlampe maß sie Beckys Blutdruck und Temperatur und fühlte ihren Puls. Becky bewegte sich einmal kurz, schlief aber weiter.

»Es ist alles okay«, flüsterte Janet. Kim nickte.

»Vielleicht sollten Sie besser nach Hause gehen«, schlug Janet vor.

»Ich passe schon gut auf Ihren kleinen Engel auf.«

»Danke«, erwiderte Kim. »Aber ich bleibe lieber hier.«

»Ich glaube, ein bißchen Schlaf könnte Ihnen nicht schaden«, fügte Janet hinzu. »Sie hatten einen langen Tag.«

»Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten!« grummelte Kim.

»Das tue ich ohne Zweifel«, entgegnete Janet freundlich. Sie ging zur Tür und verschwand so leise, wie sie gekommen war. Tracy öffnete die Augen und sah Kim an. Der Streß hatte ihm deutlich zugesetzt. Sein Haar war zerwühlt, auf seinen Wangen sprießten Bartstoppeln. Das Dämmerlicht ließ seine Augenhöhlen wie dunkle Krater erscheinen.

»Kim!« wandte sie sich an ihren Ex-Mann. »Kannst du dich nicht mal ein bißchen beherrschen? Du hilfst doch niemandem, wenn du jetzt auch noch die Schwester anpöbelst.« Sie wartete auf eine Reaktion, doch es kam keine. Kim stand da wie eine moderne Skulptur, die Angst und Schrecken verkörpern sollte.

Tracy seufzte und streckte sich. »Was macht Becky?«

»Im Moment ist ihr Zustand stabil«, erwiderte Kim. »Durch die Operation hat sie die unmittelbare Krise wohl erst einmal überstanden.«

Die Operation hatte nicht lange gedauert. Dr. O'Donnel hatte Kim berichtet, daß eine sorgfältige Dickdarmspülung die meiste Zeit in Anspruch genommen hatte. Sie sollte die Wahrscheinlichkeit einer Infektion verringern. Nach der Operation hatte Becky eine Weile im Aufwachraum gelegen und war dann auf ihre Station zurückgebracht worden. Kim hatte versucht, auf die Intensivstation zu gelangen, doch man hatte ihm erneut den Zutritt verwehrt.

»Wie war das noch mal mit dieser Kolostomie?« fragte Tracy. »Hast du gesagt, der künstliche Darmausgang kann in ein paar Wochen wieder geschlossen werden?«

»So ähnlich«, erwiderte Kim müde. »Wenn alles gutgeht.«

»Becky war total geschockt«, erklärte Tracy. »Über den Schlauch in ihrer Nase natürlich auch. Und sie fühlt sich hintergangen, weil ihr vorher niemand etwas davon erzählt hat.«

»Es ging nun mal nicht anders«, raunte Kim. Er ging einen Schritt zurück und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Die Ellbogen auf die harten Holzlehnen gestützt, vergrub er sein Gesicht in den Händen.

Tracy starrte zu ihm hinüber und versuchte, die Situation einmal aus seiner Sicht zu betrachten. Aufgrund ihrer Erfahrung als Therapeutin konnte sie sich vorstellen, wie schwer es für ihn sein mußte, mit Beckys Krankheit fertig zu werden, und zwar nicht nur wegen seiner chirurgischen Ausbildung, sondern vor allem weil er so egozentrisch war. Auf einmal schmolz ihre Wut auf ihn dahin.

»Kim«, rief sie leise. »Vielleicht solltest du wirklich besser nach Hause fahren. Ich glaube, du brauchst ein bißchen Abstand und Ruhe. Außerdem mußt du dich morgen um deine Patienten kümmern. Ich bleibe hier. Ich lasse meine Vorlesungen morgen ausfallen.«

»Ich könnte sowieso nicht schlafen«, entgegnete Kim, ohne den Kopf zu heben. »Selbst wenn ich nach Hause führe. Ich weiß einfach zuviel.«

Während Becky operiert worden war, hatte er in der Krankenhaus-

bibliothek recherchiert, was sich hinter dem HUS verbarg, dem ominösen hämolytisch-urämischem Syndrom. Er hatte alles bestätigt gefunden, was Dr. Morgan ihm erzählt hatte. HUS konnte furchtbar enden. Er konnte nur noch hoffen, daß Becky an etwas anderem erkrankt war. Das Problem war aber, daß alle Symptome, unter denen sie litt, auf das furchtbare Syndrom hindeuteten.

»So langsam beginne ich dich zu verstehen«, sagte Tracy mitleidig. »Es muß schlimm für dich sein, daß du Becky nicht helfen kannst.«

Kim hob den Kopf und sah Tracy an. »Bitte verschon mich mit deinem Psycho-Gesabbel! Das kann ich jetzt am allerwenigsten ertragen!«

»Nenn es, wie du willst«, entgegnete Tracy. »Mir ist jedenfalls gerade klar geworden, daß du wahrscheinlich zum ersten Mal im Leben vor einem Problem stehst, das du nicht durch deine Willenskraft oder dein Fachwissen lösen kannst. Und ich glaube, daß du deshalb besonders schwer unter Beckys Krankheit leidest.«

»Leidest du etwa nicht?«

»Doch, sehr sogar«, erwiderte Tracy. »Aber bei dir ist es anders. Ich glaube, du mußt im Augenblick zu Beckys Krankheit noch etwas anderes verarbeiten. Du siehst auf einmal neue Grenzen und Barrieren, die dich daran hindern, Becky zu helfen. Und dir das einzugestehen, fällt dir schwer.«

Kim blinzelte. Er hatte das Psychologisieren seiner Ex-Frau schon immer gehaßt, aber er mußte zugeben, daß sie nicht ganz unrecht hatte.

Kapitel 10

Donnerstag, 22. Januar

Kim war schließlich doch noch nach Hause gefahren, aber seine Befürchtungen hatten sich bewahrheitet: Er hatte kaum ein Auge zugetan. Als er dann endlich eingedöst war, hatten ihn schreckliche Träume geplagt. Mit den meisten konnte er nicht viel anfangen; unter anderem hatte er geträumt, daß man ihn im College wegen seiner schlechten Prüfungsergebnisse aufgezo-gen hatte. In dem furchtbarsten Alptraum aber war es um Becky gegangen, und dieser Traum war für ihn nicht schwer zu deuten. Becky war von einer Mole ins Meer gestürzt, und obwohl er selbst auf der Mole stand, bekam er sie einfach nicht zu fassen, sosehr er sich auch bemühte. Er war schweißgebadet aufgewacht.

Auch wenn er nur wenig Schlaf bekommen hatte, hatte er die Zeit zu Hause wenigstens zum Rasieren und Duschen genutzt und zumindest sein äußeres Erscheinungsbild verbessert. Kurz nach fünf hatte er sich ins Auto gesetzt. Auf den ausgestorbenen Straßen lag eine dicke, matschige Schneeschicht. Im Krankenhaus angekommen, fand er Becky unverändert vor. Im Schlaf wirkte sie täuschend friedlich. Tracy hatte sich mit einer Krankenhausdecke zugedeckt und es sich auf ihrem Stuhl so bequem wie möglich gemacht; sie schlief ebenfalls tief und fest.

Im Schwesternzimmer stieß Kim auf Janet Emery, die gerade dabei war, die Patientenakten auf den neuesten Stand zu bringen.

»Tut mir leid, daß ich Sie gestern nacht so angefahren habe«, entschuldigte sich Kim. Er ließ sich schwerfällig auf dem Stuhl neben Janet nieder und zog Beckys Akte aus dem Fach.

»Ich hab' es nicht persönlich genommen«, entgegnete Janet. »Ich weiß, wie stressig es für Eltern ist, wenn ihr Kind im Krankenhaus liegt. Mein Sohn lag auch schon mal in der Klinik, deshalb weiß ich, wovon ich spreche.«

»Wie ist es Becky heute nacht ergangen?« fragte Kim. »Gibt es irgend etwas, das ich wissen sollte?«

»Ihr Zustand ist stabil«, erwiderte Janet. »Vor allem ist ihre Temperatur normal.«

»Gott sei Dank«, seufzte Kim. Beim Durchforsten von Beckys Akte stieß er auf den Operationsbericht, den Dr. O'Donnel am Vorabend diktiert hatte. Er las ihn aufmerksam, erfuhr allerdings nichts, was er nicht bereits wußte. Da er nichts weiter tun konnte, fuhr er in seine Praxis und machte sich daran, den Berg von Papierkram abzuarbeiten, der sich inzwischen angesammelt hatte. Dabei behielt er ständig die Uhr im Auge. Als er meinte, daß es auch unter Berücksichtigung des Zeitunterschieds an der Ostküste spät genug war, rief er George Turner an.

Dr. Turner zeigte viel Mitgefühl, als Kim ihm von der Perforation und der darauffolgenden Operation erzählte. Kim bedankte sich und kam schnell auf sein eigentliches Anliegen zu sprechen: Er wollte den Kinderarzt fragen, was seiner Meinung nach zu tun war, wenn die Diagnose definitiv HUS als Folge einer Infektion mit E. coli O157:H7 lauten würde. Außerdem wollte er von Dr. Turner wissen, ob Becky in diesem Fall nicht besser in ein anderes Krankenhaus verlegt werden sollte.

»Davon würde ich abraten«, erklärte Dr. Turner. »Dr. Stevens und Dr. Morgan bilden zusammen ein exzellentes Team. Die beiden haben viel Erfahrung mit diesem Syndrom. Jedenfalls mindestens genausoviel wie sonst irgendjemand.«

»Haben Sie auch schon HUS-Fälle gehabt?« fragte Kim.

»Nur einen einzigen«, erwiderte Dr. Turner.

»Ist das Syndrom wirklich so schlimm, wie es beschrieben wird?« wollte Kim wissen. »Ich habe alles gelesen, was ich finden konnte. Sogar im Internet habe ich recherchiert. Aber viel habe ich nicht entdeckt.«

»Der Fall, mit dem ich zu tun hatte, ist mir ganz schön an die Nieren gegangen«, gestand Dr. Turner.

»Könnten Sie mir vielleicht ein bißchen mehr darüber erzählen?« bat Kim.

»Dieses Syndrom ist erbarmungslos und unberechenbar«, erklärte Dr. Turner. »Hoffentlich kommt bei der Untersuchung heraus, daß Becky etwas anderes hat.«

»Könnten Sie nicht ein bißchen konkreter werden«, bat Kim. »Lieber nicht«, erwiderte Dr. Turner. »Es ist ein proteisches Syndrom. Selbst wenn es bei Becky diagnostiziert würde, würde die Krankheit bei ihr vermutlich ganz anders verlaufen als in dem Fall, mit dem ich es zu tun hatte. Es war jedenfalls ziemlich deprimierend.«

Nach ein paar Minuten beendete Kim das Gespräch. Bevor er auflegte, mußte er Dr. Turner versprechen, ihn über Beckys Zustand auf dem laufenden zu halten.

Danach rief er im Schwesternzimmer der Station an, auf der Becky lag. Er hatte Janet am Apparat und fragte, ob Tracy noch da sei.

»Ja«, erwiderte Janet. »Inzwischen ist sie auch aufgewacht. Ich habe sie zum letzten Mal gesehen, als ich Beckys Temperatur und Blutdruck gemessen habe.«

»Könnten Sie sie vielleicht ans Telefon holen?« bat Kim.

»Kein Problem«, entgegnete Janet bereitwillig. Während er wartete, grübelte Kim über Dr. Turners Worte nach. Seine Erklärung, das Syndrom sei »erbarmungslos und unberechenbar«, gefiel ihm gar nicht, und ebensowenig, daß sein Fall »deprimierend« gewesen sei. Kim mußte an seinen Alptraum denken und spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach.

»Bist du's, Kim?« fragte Tracy.

Sie unterhielten sich kurz darüber, wie sie die vergangenen fünf Stunden verbracht hatten. Tracy hatte ebenfalls schlecht geschlafen. Dann kamen sie auf Becky zu sprechen. »Offenbar geht es ihr ein bißchen besser als gestern abend«, sagte Tracy. »Sie kommt mir klarer vor. Ich glaube, sie hat die Restwirkung der Narkose jetzt ausgeschlafen. Allerdings scheint sie ziemlich unter der transnasalen Magensonde zu leiden. Weißt du, wann sie entfernt werden kann?«

»Sobald ihr Magen-Darm-System wieder normal funktioniert«, erwiderte Kim. »Hoffentlich ist das bald«, seufzte Tracy. »Ich habe heute morgen mit Dr. Turner telefoniert«, berichtete Kim.

»Und?« wollte Tracy wissen.

»Er meint, daß sie bei Dr. Stevens und Dr. Morgan in guten Händen sei«, erwiderte Kim. »Vor allem wenn tatsächlich HUS diagnostiziert werden sollte. Seiner Meinung nach wäre Becky in einer anderen Klinik auch nicht besser aufgehoben.«

»Das ist beruhigend zu wissen.«

»Ich bleibe jetzt erst mal hier«, schlug Kim vor. »Ich muß mich dringend um einige Patienten kümmern; vor allem um die, die morgen für die OP vorgesehen sind. Ich hoffe, du hast nichts dagegen.«

»Nicht im geringsten«, entgegnete Tracy. »Ich finde, das ist eine gute Idee.«

»Es ist mir einfach unmöglich, rumzusitzen und nichts zu tun«, erklärte Kim.

»Kann ich gut verstehen«, versicherte Tracy. »Tu, was du zu tun hast. Ich bin ja hier, du brauchst dir keine Sorgen zu machen.

»Ruf mich an, wenn sich irgend etwas verändert«, bat Kim.

»Versprochen«, entgegnete Tracy. »Du erfährst es als erster.« Kurz vor neun traf Ginger ein. Kim bat sie, so viele Patienten wie möglich abzubestellen, da er vorhatte, am Nachmittag noch einmal ins Krankenhaus zu fahren. Ginger erkundigte sich nach Becky und meckerte ein bißchen, weil er sich am Abend nicht mehr bei ihr gemeldet hatte. Sie war enttäuscht gewesen und hatte sich die ganze Nacht Sorgen gemacht, sich aber nicht getraut anzurufen. Kim berichtete ihr, daß sich Beckys Zustand nach der Operation ein wenig gebessert habe. Außerdem erklärte er ihr, daß er erst nach Mitternacht nach Hause gekommen sei, zu spät also, um noch anzurufen.

Anfangs fiel es ihm schwer, sich auf seine Patienten zu konzentrieren, doch er riß sich zusammen. Schließlich zahlte sich seine Anstrengung aus, und gegen Mittag fühlte er sich schon ein wenig entspannter. Doch jedesmal wenn das Telefon klingelte, begann sein Herz zu jagen.

Da er keinen Hunger hatte, lag das Sandwich, das Ginger in der Mittagspause mitgebracht hatte, unangetastet auf seinem Schreibtisch. Statt zu essen, vertiefte er sich lieber in die Probleme seiner Patienten. Auf diese Weise konnte er sich von seinen eigenen ablenken.

Irgendwann am Nachmittag, als er mit einem Kardiologen aus Chicago telefonierte, steckte Ginger den Kopf durch die Tür. Ihr Gesichtsausdruck verriet ihm, daß etwas nicht stimmte. Er legte die Hand auf die Muschel.

»Tracy hat gerade angerufen«, flüsterte Ginger. »Sie war ziemlich aufgelöst. Beckys Zustand hat sich verschlechtert. Sie ist auf die Intensivstation verlegt worden.« Kims Herz begann zu rasen. Er beendete auf der Stelle sein Telefonat und legte auf. Dann streifte er sich sein Jackett über, nahm die Autoschlüssel und rannte zur Tür. »Was soll ich mit den restlichen Patienten machen?« fragte Ginger.

»Schick sie nach Hause«, erwiderte Kim kurz angebunden. Er fuhr konzertiert, überholte, wo immer er konnte, und versuchte so schnell wie möglich durch das nachmittägliche Verkehrschaos zu kommen. Zwar hatte er vor kurzem selber dafür plädiert, Becky auf die Intensivstation zu verlegen, doch nachdem es jetzt tatsächlich geschehen war, machte er sich furchtbare Sorgen. So hautnah, wie er die Sparpläne von AmeriCare in letzter Zeit zu spüren bekommen hatte, war ihm eins völlig klar: Becky war nicht aus prophylaktischen Gründen verlegt worden. Ihr Zustand mußte bedenklich sein. Um keine Zeit zu verlieren, fuhr er nicht auf den Ärzteparkplatz, sondern hielt direkt unterhalb der Krankenhausauffahrt. Er sprang aus dem Auto und warf dem überraschten Mann vom Sicherheitsdienst seine Autoschlüssel zu. Während der Fahrstuhl entsetzlich langsam zur Intensivstation hinauffuhr, trat er nervös von einem Bein aufs andere. Auf dem von Besuchern überfüllten Flur bahnte er sich zielstrebig seinen Weg. Schließlich erreichte er den Warteraum für Familienangehörige, wo er Tracy entdeckte. Als sie ihn sah, sprang sie auf und lief ihm entgegen.

Voller Verzweiflung umklammerte sie ihn. Sie erdrückte ihn fast und ließ ihn eine ganze Weile nicht mehr los. Schließlich schob er sie vorsichtig einen Schritt zurück und sah ihr in die Augen. Sie weinte.

»Was ist passiert?« fragte er. Er hatte Angst vor der Antwort. »Es geht ihr schlechter«, brachte Tracy hervor. »Viel schlechter. Es ist ganz schnell gegangen, genau wie bei der Perforation.«

»Was hat sie denn?« fragte Kim bestürzt. »Ihre Atmung«, stammel-

te Tracy. »Sie hat plötzlich keine Luft mehr bekommen.«

Kim versuchte, sich von ihr loszureißen, aber sie hielt ihn am Jackett fest. »Versprich mir, daß du nicht wieder die Beherrschung verlierst! Das bist du Becky schuldig.« Kim riß sich los und stürmte aus dem Raum. »Kim, warte!« rief Tracy und rannte hinter ihm her, doch er ignorierte sie.

Er rannte den Flur entlang und betrat die Intensivstation. In der Tür hielt er einen Augenblick inne und ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. Die meisten Betten waren belegt. Die Patienten schienen alle ernsthaft krank zu sein. An fast jedem Bett kümmerten sich Schwestern um die Kranken. Überall piepten elektronische Überwachungsinstrumente. Am turbulentesten ging es in einem kleinen, etwas abseits gelegenen Raum zu. Eine ganze Schar von Ärzten und Schwestern versuchte offenbar, eine akute Situation in den Griff zu bekommen.

Kim steuerte den Raum an und blieb in der Tür stehen. Er sah ein Beatmungsgerät und hörte das kontinuierliche Geräusch, das das Einblasen des Atemgases verursachte. Judy Carlson, eine der Schwestern, erblickte Kim und rief ihn beim Namen. Die um Beckys Bett versammelten Ärzte und Schwestern traten schweigend einen Schritt zurück, um Kim einen Blick auf seine Tochter zu ermöglichen. Becky war intubiert worden. Aus ihrem Mund ragte ein langer Schlauch, den man an ihrer Wange festgeklebt hatte. Sie wurde von einem Respirator beatmet!

Kim eilte an ihr Bett. Becky starrte ihn mit ängstlich aufgerissenen Augen an. Sie hatte zwar Beruhigungsmittel bekommen, aber sie war bei vollem Bewußtsein. Um sie daran zu hindern, sich den Endotrachealtubus herauszuziehen, hatten die Schwestern ihre Arme festgeschnallt.

Kim spürte, wie sich sein Herz zusammenkrampfte. Er durchlebte noch einmal den Alptraum, der ihn während der vergangenen Nacht geplagt hatte; doch diesmal war es kein Traum, sondern Realität.

»Es ist alles okay, mein Schatz, Daddy ist bei dir«, brachte er hervor und kämpfte gegen die Tränen an. Er nahm ihre Hand und verspürte ein inniges Verlangen, ihr etwas Beruhigendes zu sagen. Be-

cky versuchte etwas herauszubringen, doch mit dem Schlauch im Rachen gelang ihr das nicht. Kim sah die versammelten Helfer fragend an und richtete seinen Blick auf Dr. Stevens.

»Was ist mit Becky passiert?« fragte er und bemühte sich, leise zu sprechen.

»Vielleicht sollten wir nach draußen gehen«, schlug Dr. Stevens vor.

Kim nickte. Er drückte kurz Beckys Hand und versprach ihr, in ein paar Minuten wieder bei ihr zu sein. Becky versuchte zu antworten, doch sie brachte keinen Ton heraus. Die Ärzte verließen das kleine Zimmer und bildeten am Rande des großen Behandlungsraumes der Intensivstation einen Kreis. Kim verschränkte die Arme, damit niemand sah, wie er zitterte.

»Sagen Sie doch etwas!« forderte Kim seine Kollegen auf. »Ich möchte Ihnen zuerst die Spezialisten vorstellen, die ich hinzugezogen habe«, begann Dr. Stevens. »Dr. Morgan kennen Sie ja schon. Dr. Arthur Horowitz ist Nephrologe, Dr. Walter Ohanesian ist Hämatologe, und Kevin Blanchard ist Respirationsexperte.«

Während sie die Namen nannte, zeigte sie auf den jeweiligen Arzt. Sie nickten Kim zu, und Kim nickte zurück. »Was ist denn nun los?« fragte Kim ungeduldig. »Zunächst muß ich Ihnen sagen, daß wir es definitiv mit E. coli O157:H7 zu tun haben. Mit welchem speziellen Stamm, werden wir morgen nach der Elektrophorese wissen.«

»Warum ist sie intubiert?« fragte Kim.

»Die Toxämie hat die Lungenfunktion beeinträchtigt«, erwiderte Dr. Stevens. »Ihre Blutgase haben sich plötzlich verschlechtert.«

»Außerdem haben ihre Nieren versagt«, fügte Dr. Horowitz, der kahlköpfige, vollbärtige Nierenspezialist hinzu. »Wir haben mit einer Peritonealdialyse begonnen.«

»Warum ist sie nicht am Dialysegerät?« wollte Kim wissen. »Wäre das nicht effektiver?«

»Sie müßte eigentlich ganz gut mit der Peritonealdialyse zurechtkommen«, erwiderte Dr. Horowitz. »Aber sie ist gerade erst operiert worden«, wandte Kim ein. »Sie hatte einen Durchbruch.«

»Das haben wir berücksichtigt«, versicherte Dr. Horowitz. »Das

Problem ist, daß AmeriCare nur im Suburban Hospital Dialysegeräte zur Verfügung stellt. Wir hätten Ihre Tochter also verlegen müssen, und davon können wir im Augenblick nur abraten.«

»Das andere große Problem sind ihre Thrombozyten«, meldete sich Dr. Ohanesian zu Wort. Der Blutexperte war ein grauhaariger, älterer Mann, den Kim auf über siebzig schätzte. »Die Anzahl ihrer Blutplättchen ist so stark gesunken, daß wir beschlossen haben, sie zu ersetzen - trotz des damit verbundenen Risikos. Ansonsten könnte sie bald schwere Blutungen bekommen.«

»Ihre Leber ist auch nicht in Ordnung«, erklärte Dr. Stevens. »Die Leberenzyme sind stark angestiegen, woraus wir schließen...«

Kim schaltete ab. Er war so entsetzt, daß er nicht mehr imstande war, die Informationen aufzunehmen. Er sah die Ärzte sprechen, hörte sie aber nicht mehr. Wieder durchlebte er den schrecklichen Alptraum und sah Becky in der gefährlichen, tosenden See um ihr Leben kämpfen.

Eine halbe Stunde später verließ Kim benommen die Intensivstation und steuerte den Warteraum an. Tracy stand auf, als sie ihn erblickte. Er sah aus wie ein gebrochener Mann. Für einen Augenblick sahen sie sich in die Augen. Diesmal war Kim derjenige, der seine Tränen nicht mehr zurückhalten konnte. Tracy ging zu ihm, und sie fielen sich vor Angst und Kummer in die Arme.

Kapitel 11

Freitag, 23. Januar

Kim gönnte sich eine kurze Verschnaufpause und warf einen Blick auf die Uhr. Es war kurz vor zwei. Er kam gut voran. Dies war der letzte seiner drei Fälle.

Er wandte sich wieder der tiefen Wunde zu. Das Herz war vollkommen freigelegt. Er traf die notwendigen Vorbereitungen, um den Patienten an die Herz-Lungen-Maschine anschließen zu können. Sobald er damit fertig war, konnte das Herz angehalten und geöffnet werden; dann würde er die beschädigte Herzklappe ersetzen.

Der nächste Schritt war besonders kritisch: Um die Koronararterien zu versorgen, mußte er eine arterielle Infusionskanüle in die Aorta legen. Durch diese Kanüle würde dann die Kardioplegielösung eingeführt werden, die das Herz mit ihrem hohen Kaliumgehalt zum Stillstand bringen, kühlen und während der Operation versorgen würde. Der arterielle Druck stellte dabei das größte Problem dar. »Skalpell«, sagte Kim.

Die OP-Schwester gab ihm das Skalpell in die Hand. Kim ließ das scharfe Instrument in die Wunde hinabgleiten und richtete es auf die Aorta. Seine Hand zitterte, und er fragte sich, ob Tom es gemerkt hatte.

Blitzschnell ließ er das Skalpell in die Aorta fahren und bedeckte den Einschnitt sofort mit der Spitze seines linken Zeigefingers, damit die Wunde so wenig wie möglich blutete. Das bißchen Blut, das hervortrat, wischte Tom weg. »Arterielle Infusionskanüle«, forderte Kim. Die Schwester reichte ihm die Kanüle. Er führte sie in die Wunde und positionierte sie neben seinem Finger, wobei er den Einschnitt weiterhin zudrückte. Dann ließ er die Spitze der Kanüle unter seinen Finger gleiten und versuchte, sie in das pulsierende Gefäß zu schieben. Doch aus irgendeinem Grund wollte die Kanüle die Gefäßwand nicht durchdringen. Auf einmal spritzte Blut aus der Wunde.

Kim geriet in Panik, was ihm eigentlich nie passierte. Immer mehr Blut ergoß sich in die Wunde. In seiner Hektik schob er die Kanüle zu kräftig und verletzte die Aorta, wodurch sich die Öffnung vergrößerte. Jetzt war der Einschnitt zu groß, um die knollige Spitze der Kanüle zu umschließen. Das Blut spritzte in sein Gesicht und lief an seiner Plastikmaske ab. Plötzlich galt es, eine chirurgische Notsituation zu meistern. Zum Glück bekam Kim seine Panik wieder unter Kontrolle; jetzt machte sich seine langjährige Erfahrung bemerkbar. Er griff mit der linken Hand in die Wunde, und sein Finger fand das Loch in dem pulsierenden Gefäß blind. Er drückte es zu und brachte die Blutung teilweise zum Stillstand. Tom saugte schnell so viel Blut ab, daß Kim die Wunde einsehen konnte. »Nahtmaterial!« brüllte Kim.

Die Schwester drückte ihm einen Nadelhalter mit einem schwarzen Seidenfaden in die Hand. Geschickt zog er die Spitze der Nadel durch die Gefäßwand. Nach ein paar weiteren Stichen war das Loch geschlossen.

Kim und Tom sahen sich an. Die Notsituation war erfolgreich bewältigt. Tom schaute ihn fragend an, und Kim nickte. Zur Überraschung des Teams verließen die beiden Chirurgen den Operationstisch.

»Was hältst du davon, wenn ich die Operation zu Ende bringe?« flüsterte Tom. Der Vorschlag war nur für Kims Ohren bestimmt. »Jetzt hätte ich Gelegenheit, mich für deine Hilfe vor ein paar Wochen zu revanchieren, als bei mir eine Grippe im Anmarsch war. Erinnerst du dich?«

»Klar erinnere ich mich«, erwiderte Kim. »Du bist völlig am Ende«, fügte Tom hinzu. »Verständlicherweise.«

Kim mußte zugeben, daß Tom recht hatte: Er war total erschöpft. Er hatte fast die ganze Nacht mit Tracy im Warteraum der Intensivstation verbracht. Als Beckys Zustand sich unzweifelhaft stabilisiert hatte, hatte Tracy ihn überredet, sich in einem der Bereitschaftsräume für Assistenzärzte ein bißchen hinzulegen. Sie war es auch gewesen, die ihn davon überzeugt hatte, seine geplanten Operationen durchzuführen. Sie hatte gesagt, daß seine Patienten ihn brauchten. Da er für

Becky sowieso nichts tun könne, solle er lieber seiner normalen Arbeit nachgehen, hatte sie gemeint. Schließlich hatte sie ihn damit überzeugt, daß er ja im Krankenhaus sein würde und im Notfall erreichbar wäre.

»Wie haben wir das nur damals während unserer Ausbildung durchgestanden?« fragte Kim. »Da haben wir fast nie geschlafen.«

»Wenn man jung ist, geht das«, entgegnete Tom. »Nur leider sind wir nicht mehr jung.«

»Wie wahr«, bemerkte Kim und zögerte einen Moment. Einen Fall abzugeben, fiel ihm nicht leicht, selbst wenn er ihn an einen so qualifizierten Chirurgen wie Tom abtrat. »Okay«, sagte er schließlich. »Mach du weiter. Aber ich passe auf wie ein Luchs.«

»Etwas anderes hätte ich auch nicht erwartet.« Tom kannte Kim schon so lange, daß er wußte, wann er etwas im Scherz meinte.

Die beiden Chirurgen kehrten an den Operationstisch zurück. Diesmal stellte Tom sich auf die rechte Seite des Patienten. »Okay, weiter geht's«, sagte Tom. »Schieben wir also diese Kanüle rein. Skalpell bitte!«

Unter Toms Leitung lief die Operation glatt weiter. Obwohl Kim links neben dem Patienten stand, war er derjenige, der die Herzklappe plazierte und die ersten Nähte anlegte. Tom erledigte den Rest. Als das Brustbein geschlossen war, sagte Tom, daß er den Rest allein erledigen könne. »Wirklich?« hakte Kim nach.

»Klar«, entgegnete Tom. »Sieh zu, daß du auf die Intensivstation kommst und nach Becky schaust!«

»Danke«, sagte Kim. Er verließ den OP-Tisch und zog sich Kittel und Handschuhe aus.

Als er die schwere OP-Tür öffnete, rief Tom ihm hinterher: »Die Anweisungen für die OP-Nachsorge diktieren Jane und ich. Wenn ich sonst noch etwas für dich tun kann, ruf mich an!«

»Danke, das ist wirklich nett von dir«, entgegnete Kim und eilte in den OP-Umkleideraum. Er zog sich nicht um, sondern streifte nur einen langen, weißen Kittel über seine OP-Sachen. Vor und zwischen den Operationen war er jedesmal kurz zur Intensivstation hinüberge laufen und hatte nach Becky gesehen. Ihr Zustand hatte sich ein we-

nig gebessert, und die Ärzte überlegten bereits, ob sie das Beatmungsgerät abschalten konnten. Kim hatte sich keine allzu großen Hoffnungen gemacht; schließlich wurde sie noch keine vierundzwanzig Stunden beatmet.

Vor seiner ersten Operation hatte er sogar noch Zeit gehabt, ein weiteres Mal bei Dr. Turner anzurufen und ihn zu fragen, ob man seiner Meinung nach noch etwas für Becky tun könne. Leider war ihm außer einer Plasmapherese, von der er jedoch abriet, auch nichts eingefallen.

Bei einer Plasmapherese ersetzte man das Plasma des Patienten durch gepooltes, frischgefrorenes Plasma. Leider galt die Behandlung als umstritten und experimentell, da das Begleitrisko einer HIV-Infektion enorm hoch war, denn das neue Plasma stammte von Hunderten verschiedener Spender. Die Fahrstuhltüren glitten auf, und Kim war geschockt, als er sich einer Gruppe lachender Pfleger und Schwestern gegenüber sah, die ihre Schicht beendet hatten und sich auf den Feierabend freuten. Obwohl er wußte, daß es absurd war, ärgerte er sich über das fröhliche Geplapper.

Er verließ den Fahrstuhl und ging den Flur entlang in Richtung Intensivstation. Je mehr er sich seinem Ziel näherte, desto nervöser wurde er. Irgendwie hatte er eine ungute Vorahnung. An der Tür zum Warteraum blieb er stehen und sah nach Tracy. Sie hatte kurz nach Hause gehen wollen, um sich frisch zu machen und neue Sachen anzuziehen.

Er entdeckte sie auf einem Stuhl in der Nähe des Fensters. Beinahe im gleichen Augenblick erblickte sie ihn und stand auf.

Sie kam auf ihn zu, und er sah, daß sie weinte. Tränen liefen ihr über die Wangen.

»Was ist los?« fragte er bestürzt. »Ist etwas passiert?« Einen Augenblick brachte Tracy kein Wort heraus. Kims Frage löste einen neuen Weinkampf aus, den sie mit Mühe zu unterdrücken versuchte.

»Es geht ihr schlechter«, brachte sie schließlich hervor. »Dr. Stevens hat von einem rapide fortschreitenden Versagen der wichtigsten Organe gesprochen. Das meiste war mir unverständlich, aber sie hat mir geraten, mich auf das Schlimmste gefaßt zu machen. Ich glaube,

sie meint, daß Becky sterben könnte.«

»Becky stirbt nicht!« widersprach Kim so entschieden, daß es beinahe wütend klang. »Wie kommt sie dazu, so etwas auch nur anzunehmen?«

»Becky hatte einen Schlaganfall«, erklärte Tracy. »Sie glauben, daß sie blind ist.«

Kim schloß die Augen. Daß seine zehnjährige Tochter einen Schlaganfall gehabt haben sollte, war für ihn schier undenkbar. Andererseits war ihm klar, daß sich ihr Zustand seit dem Ausbruch der ersten Krankheitssymptome stetig verschlechtert hatte.

Er ließ Tracy im Warteraum stehen und stürmte zum Eingang der Intensivstation. Genau wie am Nachmittag zuvor, befand sich eine ganze Schar von Ärzten in Beckys winzigem Zimmer. Kim drängte sich hinein und erblickte ein neues Gesicht: Dr. Sidney Hampton. Sie war Neurologin. »Dr. Reggis«, rief Dr. Stevens.

Kim beachtete die Kinderärztin nicht. Umgeben von Drähten, Schläuchen und High-Tech war Becky nur noch ein Schatten ihrer selbst. Flüssigkristall-Sichtanzeigen und Kontrollbildschirme zeugten in Form von digitalen Meßwerten und Cursorlinien davon, daß sie lebte.

Ihre Augen waren geschlossen. Ihre Haut hatte eine durchsichtige, bläulichweiße Farbe.

»Becky, ich bin's, Dad«, flüsterte er ihr ins Ohr und musterte ihr erstarrtes Gesicht. Es gab keine Anzeichen, daß sie ihn gehört hatte.

»Sie ist leider nicht ansprechbar«, erklärte Dr. Stevens. Kim richtete sich auf. Er atmete flach und schnell. »Sie glauben, Becky hatte einen Schlaganfall?«

»Alle Anzeichen sprechen dafür«, erwiderte Dr. Hampton. Kim mußte sich ermahnen, seine Verzweiflung nicht dem Überbringer der schlechten Nachricht zuzuschreiben. »Das Hauptproblem ist, daß das Toxin die Thrombozyten so schnell zu zerstören scheint, wie wir sie ihr zuführen«, erklärte Dr. Ohanesian.

»Richtig«, bestätigte Dr. Hampton. »Wir haben keine Möglichkeit festzustellen, ob eine intrakranielle Blutung oder ein Thrombozytenembolus die Ursache war.«

»Oder sogar beides«, fügte Dr. Ohanesian hinzu. »Auch das könnte möglich sein«, stimmte Dr. Hampton ihm zu.

»Ob so oder so«, fuhr Dr. Ohanesian fort. »Die schnelle Zerstörung der Thrombozyten muß ihren Mikrokreislauf völlig zum Erliegen bringen. Wir haben jetzt eine Situation, die wir ganz und gar nicht mögen: Ihre wichtigsten Organe versagen eines nach dem anderen, und zwar rasend schnell.«

»Die Nieren- und Leberfunktion läßt definitiv nach«, bestätigte Dr. Horowitz. »Die Peritonealdialyse reicht nicht mehr aus.«

Kim mußte sich zusammenreißen, um bei all dem Gerede seiner Kollegen nicht auszurasen. Seiner Tochter halfen sie damit jedenfalls nicht. Er zwang sich nachzudenken und einen kühlen Kopf zu bewahren.

»Wenn die Peritonealdialyse nicht ausreicht«, begann Kim mit bemüht ruhiger Stimme, »sollten wir Becky vielleicht ins Suburban Hospital verlegen. Da kann sie zumindest an ein richtiges Dialysegerät angeschlossen werden.«

»Völlig ausgeschlossen«, sagte Dr. Stevens. »Ihr Zustand ist zu kritisch. Sie kann unmöglich transportiert werden.«

»Irgend etwas sollte aber vielleicht getan werden!« fauchte Kim. Er konnte seine Wut nun doch nicht mehr ganz unterdrücken. »Ich denke, wir tun schon alles, was wir können«, stellte Dr. Stevens klar. »Wir unterstützen aktiv ihre Atem- und Nierenfunktionen, und wir ersetzen ihre Thrombozyten.«

»Wie sieht es mit einer Plasmapherese aus?« fragte Kim. Dr. Stevens sah Dr. Ohanesian an.

»AmeriCare genehmigt Plasmapherese nur widerwillig«, erklärte Dr. Ohanesian.

»Zum Teufel mit AmeriCare!« ereiferte sich Kim. »Wenn es auch nur einen Funken Hoffnung gibt, daß der Plasmaaustausch Becky helfen könnte, dann fangen Sie sofort damit an!«

»Mäßigen Sie sich, Dr. Reggis!« entgegnete Dr. Ohanesian. Der grauhaarige Mann verlagerte sein Gewicht auf das andere Bein. Das Thema war ihm offenbar unangenehm.

»AmeriCare ist immerhin Eigentümerin dieses Krankenhauses. Wir

können nicht einfach auf ihre Vorschriften pfeifen. Plasmapherese ist teuer und experimentell. Bei Familien ohne medizinischen Background soll ich diese Behandlungsmöglichkeit nicht einmal erwähnen.«

»Was muß man tun, um von AmeriCare grünes Licht zu bekommen?« fragte Kim. »Am Geld soll es nicht liegen. Ich bezahle die Behandlung selbst.«

»Ich müßte mit Dr. Shapiro sprechen«, erwiderte Dr. Ohanesian. »Er ist der Vorsitzende der AmeriCare-Prüfungskommission.«

»Okay, rufen Sie ihn an!« forderte Kim den älteren Herrn auf. »Sofort!«

Dr. Ohanesian sah Dr. Stevens an. »Ein Anruf kann ja nicht schaden«, stellte sie mit einem Schulterzucken fest. »Von mir aus«, gab Dr. Ohanesian sich geschlagen. Er verließ den Raum und ging zur Rezeption der Intensivstation, um zu telefonieren.

»Sie klammern sich an einen Strohhalm, Dr. Reggis!« sagte Dr. Stevens. »Plasmapherese ist nicht das Allheilmittel. Ich glaube, Sie und Ihre Ex-Frau sollten sich auf das Schlimmste gefaßt machen.«

Kim sah rot. Er war absolut nicht bereit, »sich auf das Schlimmste gefaßt zu machen«, wie die Kinderärztin es euphemistisch umschrieb. Statt dessen wollte er lieber auf die losgehen, die für Beckys tragischen Zustand verantwortlich waren, und das schienen die im Raum versammelten Ärzte zu sein. »Verstehen Sie, was ich meine?« fragte Dr. Stevens vorsichtig. Kim antwortete nicht. Mit einem Mal wurde ihm klar, wie absurd es war, den Ärzten die Schuld an Beckys Elend zu geben, wo er doch wußte, wer die wirklich Verantwortlichen waren. Ohne ein weiteres Wort stürmte er aus der Intensivstation. Wut, Frust und das erniedrigende Gefühl der Machtlosigkeit trieben ihn zum Wahnsinn. Blind vor Zorn hastete er über den Flur.

Tracy saß noch immer im Warteraum. Als sie Kim sah, wußte sie sofort, daß er auf hundertachtzig war. Da er sie nicht eines Blickes würdigte, rannte sie hinter ihm her und holte ihn ein. Sie hatte Angst, daß er etwas Unüberlegtes tun würde. »Kim, bleib stehen!« rief sie und zog ihm am Ärmel. »Wo willst du denn hin?«

»Weg«, erwiderte er und riß sich los. »Wohin?«

Tracy mußte rennen, um mit ihm Schritt zu halten. Sein Gesichtsausdruck erschreckte sie so sehr, daß sie für einen Augenblick ihren eigenen Kummer vergaß. »Ich habe etwas zu erledigen«, erklärte er. »Ich kann nicht hier rumsitzen und Däumchen drehen. Wenn ich Becky schon nicht gesund machen kann, werde ich wenigstens herausfinden, wie sie krank geworden ist.«

»Wie willst du das denn herausfinden?« fragte Tracy. »Warte, Kim! Du mußt dich erst mal beruhigen.«

»Dr. Morgan hat mir erzählt, daß E. coli vor allem durch Hackfleisch übertragen werden«, entgegnete Kim. »Das weiß doch jeder«, erwiderte Tracy.

»Mag sein, aber ich wußte es nicht. Erinnerst du dich, daß ich vor einer Woche mit Becky im Onion Ring am Prairie Highway gegessen habe? Sie hatte sich einen Hamburger bestellt, und das Fleisch war innen noch roh. Sie kann nur davon krank geworden sein, eine andere Möglichkeit gibt es nicht.«

»Soll das heißen, daß du zum Onion Ring willst?« fragte Tracy ungläubig.

»Ja«, erwiderte Kim. »Da Becky sich in diesem Schuppen infiziert hat, fahre ich genau dort hin.«

»Es ist doch im Augenblick ganz egal, wo Becky sich infiziert hat«, widersprach Tracy. »Sie ist krank - und nur das zählt jetzt. Darum, wie und warum sie krank geworden ist, können wir uns später kümmern.«

»Dir mag es egal sein«, entgegnete Kim. »Mir aber nicht.«

»Kim, du bist völlig außer dir«, warnte Tracy ihn verzweifelt. »Kannst du nicht ein einziges Mal auch an andere denken - und nicht nur an dich selbst?«

»Was soll das heißen?« raunzte Kim. Er wurde immer wütender.

»Es geht wieder mal um dich, und nicht um Becky. Um dich und dein Doktor-Ego.«

»Schwachsinn!« widersprach er fuchsteufelswild. »Laß mich mit diesem entsetzlichen Psychoscheiß in Ruhe. Den kann ich im Moment am allerwenigsten ertragen.«

»Du hilfst niemandem, wenn du in diesem Zustand losrennst«, re-

dete Tracy weiter auf ihn ein. »Du gefährdest nur andere und dich selbst. Wenn du unbedingt in dieses Restaurant willst, dann warte wenigstens, bis du dich beruhigt hast.«

»Ich fahre ja in der Hoffnung, mich dadurch zu beruhigen«, entgegnete Kim. »Und vielleicht, um mir ein Fünkchen Genugtuung zu verschaffen.« Der Fahrstuhl kam, und er stieg ein.

»Aber du hast doch noch deine OP-Sachen an!« rief Tracy. Sie hoffte immer noch, ihn irgendwie zurückhalten zu können. »Ich fahre jetzt und so wie ich bin. Niemand hält mich davon ab.«

Kim bog so rasant in die Zufahrt zum Parkplatz ein, daß der Wagen am Randstein entlangschlitterte. Ein gedämpftes Krachen und ein Ruck erschütterten das Auto, doch Kim ließ sich davon nicht beeindrucken. Er steuerte die erste freie Parklücke an.

Nachdem er die Handbremse gezogen und den Motor abgestellt hatte, blieb er noch einen Augenblick sitzen und betrachtete das Restaurant durch die Windschutzscheibe. Es herrschte genausoviel Betrieb wie eine Woche zuvor. Während der Fahrt hatte sich seine Wut ein wenig gelegt, nicht aber seine Entschlossenheit, dem Onion Ring einen Besuch abzustatten. Er überlegte kurz, wie er sich im Restaurant verhalten sollte und stieg aus. Als er den Haupteingang passiert hatte, sah er, daß die Schlangen vor den Kassen beinahe bis zur Tür reichten. Da er nicht bereit war, sich anzustellen, drängte er sich an den Wartenden vorbei. Einige der Gäste beschwerten sich. Kim ignorierte sie.

Am Tresen wandte er sich an eine der Kassiererinnen. Auf ihrem Namensschild stand: Hi, ich bin Debbie. Sie war eine unscheinbare Jugendliche mit gebleichtem Haar und leichter Akne. Ihre Gesichtszüge verrieten, daß sie sich zu Tode langweilte.

»Entschuldigen Sie bitte«, sprach Kim die junge Frau an. Er bemühte sich, ruhig zu klingen. »Ich möchte mit dem Geschäftsführer sprechen.«

»Wenn Sie etwas bestellen wollen, müssen Sie sich hinten anstellen«, entgegnete Debbie. Sie warf Kim nur einen kurzen Blick zu.

»Ich möchte nichts bestellen«, erklärte Kim langsam und bestimmt.

»Ich möchte mit dem Geschäftsführer sprechen.«

»Er hat im Augenblick zu tun«, sagte Debbie und wandte sich wieder dem Gast zu, der gerade an der Reihe war. Sie bat ihn, seine Bestellung zu wiederholen.

Im selben Augenblick schlug Kim mit einer solchen Wucht auf den Tresen, daß ein paar Serviettenhalter zunächst vibrierten und dann mit lautem Getöse zu Boden fielen. Es klang wie eine Schrotgewehrsalve. Wie bei einer spannenden Szene im Kino war das ganze Restaurant mit einem Schlag mucksmäuschenstill. Debbie wurde krei-
debleich.

»Ich will Sie nicht noch einmal bitten müssen«, erklärte Kim. »Ich möchte den Geschäftsführer sprechen.« Ein Mann, der in der Nähe gestanden hatte, kam herbeigeeilt. Er trug eine zweifarbige Onion-Ring-Uniform. Auf seinem Namensschild stand: Hi, ich bin Roger.

»Ich bin der Geschäftsführer«, stellte er sich mit einem nervösen Kopfzucken vor. »Was haben Sie für ein Problem?«

»Das Problem ist meine Tochter«, erklärte Kim. »Sie liegt im Koma und schwebt zwischen Leben und Tod. Und wissen Sie, warum? Weil sie vor einer Woche einen Hamburger bei Ihnen gegessen hat.«

Kim sprach so laut, daß man ihn im ganzen Restaurant verstand. Die Gäste, die Hamburger vor sich hatten, musterten diese argwöhnisch.

»Tut mir leid, daß es Ihrer Tochter schlechtgeht«, entgegnete Roger. »Aber sie kann sich ihre Krankheit unmöglich in unserem Restaurant zugezogen haben - und am allerwenigsten durch einen unserer Hamburger.«

»Dies ist der einzige Ort, an dem sie Gehacktes gegessen hat«, sagte Kim. »Sie hat sich mit Kolibakterien infiziert, und die Erreger werden durch Hackfleisch übertragen.«

»Hören Sie, das mit Ihrer Tochter tut mir wirklich leid«, wiederholte Roger. »Aber unsere Hamburger sind alle gut durchgebraten, und wir haben, was Sauberkeit angeht, sehr strenge Vorschriften. Dieses Restaurant wird regelmäßig vom Gesundheitsamt überprüft.«

Genauso abrupt, wie es im Restaurant still geworden war, setzten die Geräusche wieder ein. Die Gäste unterhielten sich, als wären sie

gerade kollektiv zu dem Urteil gekommen, daß Kims Problem, was auch immer es sein mochte, sie nicht betraf. »Der Hamburger, den meine Tochter hier gegessen hat, war nicht gut durchgebraten«, erklärte Kim. »Das Fleisch war roh.«

»Unmöglich«, behauptete Roger und verdrehte die Augen. »Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Das Fleisch war in der Mitte rosa. Ich wollte Sie fragen...«

»Es kann nicht rosa gewesen sein«, fiel Roger ihm mit einer abwin-kenden Handbewegung ins Wort. »Absolut unmöglich. Und wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden. Ich habe zu tun.«

Mit diesen Worten wandte er sich ab, doch er hatte nicht mit Kim gerechnet, der blitzschnell reagierte. Mit seinen kräftigen Armen zog er den verdutzten Geschäftsführer mühelos über den Tresen zu sich heran, bis dessen Gesicht nur noch ein paar Zentimeter von seinem entfernt war. Der Mann lief knallrot an. Kims eiserner Griff blockierte die Blutzirkulation in seinem Nacken.

»Ein bißchen Reue hätte ich schon erwartet«, fuhr Kim ihn an. »Ihr pauschales Ableugnen empfinde ich als Affront.« Roger gluckste irgend etwas Unverständliches, während er sich vergeblich aus Kims Umklammerung zu befreien versuchte.

Im nächsten Augenblick stieß Kim den Geschäftsführer unsanft zurück und ließ von ihm ab. Roger fiel auf den Boden. Die Kassierer, das Küchenpersonal und die in den Schlangen wartenden Gäste hielten die Luft an. Keiner rührte sich vom Fleck. Kim umrundete den Tresen. Er wollte den Koch zur Rede stellen.

Roger richtete sich auf. Als er Kim in den Küchenbereich eindringen sah, versuchte er ihn zurückzuhalten. »Sie haben hier keinen Zutritt«, brachte er lahm hervor. »Nur Mitarbeiter dürfen...«

Kim ließ ihn seinen Satz nicht zu Ende bringen, er stieß ihn einfach aus dem Weg. Der Geschäftsführer krachte gegen den Tresen. Durch den Aufprall fiel eine Saftmaschine mit lautem Geschepper auf die Fliesen. Saft schwappte in einer großen Fontäne über den Boden. Einige Gäste sprangen zur Seite. Im Restaurant wurde es erneut mucksmäuschenstill. Ein paar Kunden schnappten sich ihr Essen und stürmten aus dem Restaurant.

»Rufen Sie die Polizei!« befahl Roger einem Kassierer und richtete sich wieder auf.

Kim ging um den Grill herum und steuerte auf den verhutzelten Paul zu. Er musterte das gegerbte Gesicht und den tätowierten Arm des Mannes und fragte sich, wie es wohl um die persönliche Hygiene des Kochs bestellt sein mochte. Wie alle anderen in der Küche hatte auch Paul sich nicht vom Fleck gerührt, seitdem Kim auf den Tresen gehauen hatte. Einige der auf dem Grill vor sich brutzelnden Hamburger qualmten bereits.

»Sie haben meiner Tochter vor einer Woche etwa um die gleiche Zeit einen Hamburger mit halbbrohem Fleisch serviert«, fuhr Kim den Mann an. »Sagen Sie mir, wie das passieren konnte!«

Roger näherte sich von hinten und klopfte Kim auf die Schulter. »Verlassen Sie jetzt bitte das Restaurant!« Kim drehte sich um. Er hatte allmählich genug von dem lästigen Geschäftsführer.

Roger ging sicherheitshalber einen Schritt zurück und hob die Hände. »Okay, okay«, murmelte er.

Kim wandte sich wieder Paul zu. »Antworten Sie mir! Haben Sie eine Ahnung?«

»Nein«, erwiderte Paul. Auf den Ölbohrinseln hatte er schon öfter Bekanntschaft mit Verrückten gemacht, und Kims Blick erinnerte ihn an diese Männer.

»Raus mit der Sprache!« fuhr Kim ihn an. »Sie haben doch bestimmt auch am letzten Freitag hier gearbeitet. Also müssen Sie wissen, wie so etwas passieren kann.«

»Was Roger Ihnen gesagt hat, stimmt«, sagte Paul. »Der Hamburger kann nicht roh gewesen sein. Ich brate das Fleisch immer gut durch. Genau nach Vorschrift.«

»Ihr Gequatsche kotzt mich langsam an«, geiferte Kim. »Wenn ich Ihnen sage, das Fleisch war roh, dann war es auch roh! Ich weiß es - ich war mit meiner Tochter hier! Ich habe es mit eigenen Augen gesehen!«

»Aber ich lasse alle gleich lange auf dem Grill.« Paul zeigte mit seinem Wender auf das qualmende Fleisch. Kim schnappte sich einen der sechs fertigen Hamburger, die Paul auf einer Ablage bereit-

gestellt hatte, damit Roger sie auf die einzelnen Tablettis verteilte. Er brach den Hamburger auseinander und inspizierte das Fleisch. Es war gut durchgebraten. Das gleiche galt für drei weitere Hamburger. Genervt klatschte er die auseinandergerissenen Hamburger wieder auf die Teller.

»Sehen Sie?« triumphierte Roger. »Sie sind alle gut durchgebraten. Würden Sie den Küchenbereich jetzt bitte verlassen? Dann können wir uns in Ruhe unterhalten.«

»Wir erhitzen sie sogar auf eine höhere Innentemperatur als die Lebensmittelbehörde empfiehlt«, fügte Paul hinzu.

»Woher wollen Sie denn wissen, welche Innentemperatur das Fleisch hat?« fragte Kim.

»Wir messen sie«, erwiderte Roger. »Wir führen mehrmals am Tag Stichproben durch und die Temperatur ist immer konstant: knapp über sechundsiebzig Grad.« Paul legte den Wender zur Seite und kramte in einer Schublade. Nach ein paar Sekunden zog er ein Thermometer hervor und hielt es Kim hin.

Kim ignorierte es. Er nahm einen weiteren Hamburger von der Ablage und riß ihn auseinander. Das Fleisch war in Ordnung. »Wo lagern Sie das rohe Hackfleisch?«

Paul drehte sich um und öffnete den Kühlschrank. Kim beugte sich ein wenig vor und sah sofort, daß dort nur ein kleiner Teil des Fleischvorrats von Onion Ring aufbewahrt werden konnte. »Und wo lagert der Rest?« fragte er deshalb. »Im Gefrierraum«, erwiderte Paul. »Zeigen Sie ihn mir!« Paul sah Roger an.

»Kommt nicht in Frage«, sagte Roger. »Der Zutritt zum Gefrierraum ist nur unserem Personal gestattet.« Kim ignorierte ihn und stieß Paul mit beiden Händen gegen die Brust. Der Koch stolperte ein paar Schritte rückwärts, dann drehte er sich um und marschierte los. Kim folgte ihm.

»Ich verbiete Ihnen, den Gefrierraum zu betreten!« rief Roger. Er hatte Kim eingeholt und zerrte an seinem Arm. »Sie haben da nichts zu suchen!«

Kim versuchte ihn abzuschütteln, doch Roger war hartnäckig. Entnervt verpaßte Kim dem Geschäftsführer einen Schlag ins Gesicht.

Rogers Kopf flog zur Seit, seine Lippe platzte auf, und der Geschäftsführer landete zum zweiten Mal hart auf dem Boden.

Ohne den schachmatt gesetzten Restaurant-Manager eines weiteren Blickes zu würdigen, eilte Kim hinter Paul her, der die Tür zum Gefrierraum bereits geöffnet hatte, und ging hinein. Paul war derart eingeschüchtert, daß er einen großen Bogen um Kim machte. Unsicher, was er tun sollte, sah er sich nach seinem Vorgesetzten um. Roger hockte in der Küche auf einer Gummimatte und betastete seine blutende Lippe. Schließlich betrat Paul ebenfalls den Gefrierraum.

Kim inspizierte die an der linken Seite des Gefrierraums gestapelten Kartons. Nur der erste war geöffnet. Auf dem Etikett stand.

MERCER MEATS: REGULÄRE HAMBURGER À 50 GRAMM,
EXTRA MAGER, PARTIE NUMMER 2, SENDUNG 1-5, HERGESTELLT
AM 29. DEZ. VERWENDBAR BIS ZUM 29. MÄRZ.

»Könnte ein Hamburger, den Sie am vergangenen Freitag zubereitet haben, aus diesem Karton stammen?« fragte Kim. Paul zuckte mit den Achseln. »Möglich. Vielleicht aber auch aus einem anderen.«

Kim ging weiter. Hinten, zwischen den verschlossenen Kartons, entdeckte er einen, der aufgerissen war. Er klappte den Pappdeckel auf und sah hinein. Die Verpackung einer der in dem Karton gestapelten Boxen war ebenfalls aufgerissen.

»Wieso ist dieser Karton hier geöffnet?« fragte er. »Das war ein Versehen«, erwiderte Paul. »Wir nehmen immer zuerst die älteren, damit es keine Probleme mit dem Verfallsdatum gibt.«

Kim sah sich das Etikett näher an. Bis auf das Herstellungsdatum war die Aufschrift mit der vorherigen identisch. Statt »29. Dezember« stand auf dem Etikett »12. Januar«.

»Könnte der Hamburger, den meine Tochter am vergangenen Freitag gegessen hat, auch aus diesem Karton gewesen sein?«

»Möglich«, erwiderte Paul. »Ich weiß nicht mehr, wann wir den Karton versehentlich geöffnet haben.« Kim zog etwas zu schreiben aus seiner Kitteltasche und notierte sich die Etikettaufschriften der beiden geöffneten Kartons. Dann entnahm er jedem Karton ein ein-

zernes Fleischbällchen, was nicht einfach war, da sie gefroren waren und trotz der zwischengelegten Wachspapier-Blättchen aneinanderklebten. Er verstaute sie mit den Notizen in seiner Kitteltasche.

Als er den Gefrierraum verließ, hörte er das gedämpfte Heulen einer Sirene, doch er interessierte sich nicht weiter dafür.

»Was verbirgt sich hinter Mercer Meats?« fragte er Paul. Paul schloß die Tür. »Mercer Meats ist eine Firma, die Fleisch verarbeitet. Sie liefert uns das Hackfleisch. Sie beliefert alle Onion-Ring-Restaurants.«

»Hat die Firma ihren Sitz in unserem Bundesstaat?« wollte Kim wissen.

»Klar«, erwiderte Paul. »Gleich hinter der Stadtgrenze in Bartonville.«

»Wie praktisch«, bemerkte Kim.

Er war gerade wieder im Küchenbereich angelangt, als die Restauranttüren aufflogen und zwei uniformierte Polizisten hereinstürmten, die Hände schußbereit an den Revolvern. Sie verzogen keine Miene. Roger deutete wütend mit der rechten Hand auf Kim; mit der linken preßte er sich eine blutige Serviette an die Lippe.

Kapitel 12

Samstag, 24. Januar

Schwache, frühmorgendliche Sonnenstrahlen durchfluteten die staubige Luft des Gerichtssaals und bildeten Lichtschwaden über dem Boden. Kim wurde von den grellen Strahlen geblendet und blinzelte. Er stand vor Judge Harlowe, dem mit einer schwarzen Robe bekleideten Richter, dessen Lesebrille gefährlich weit nach vorn auf die Spitze seiner schmalen Nase gerutscht war. Auf Kim wirkte der Mann wie ein riesiger schwarzer Vogel.

»Ich sitze jetzt seit mehr als zwanzig Jahren auf diesem Richterstuhl«, sagte Judge Harlowe und sah Kim über die Ränder seiner Brillengläser an. »Da sollte ich mich eigentlich über nichts mehr wundern. Aber so eine seltsame Geschichte ist mir noch nie untergekommen.«

»Es ist alles nur passiert, weil meine Tochter so krank ist«, erklärte Kim. Er trug immer noch den langen weißen Kittel und darunter OP-Hose und -Oberteil. Sogar die Gesichtsmaske hing noch vor seiner Brust. Allerdings sah sein Kittel inzwischen alles andere als frisch und sauber aus. Die Nacht im Gefängnis hatte ihre Spuren hinterlassen. Unter der linken Tasche hatte sich ein rötlich-brauner Fleck gebildet.

»Es tut mir wirklich leid, daß Ihre Tochter so krank ist«, sagte der Richter. »Allerdings kann ich nicht recht verstehen, warum Sie dann nicht im Krankenhaus an ihrem Bett geblieben sind.«

»Ja, ich hätte bei ihr bleiben sollen«, stimmte Kim dem Richter zu. »Aber ihr Zustand ist so ernst, daß ich nichts für sie tun kann. Außerdem wollte ich nur eine Stunde wegbleiben.«

»Okay«, entgegnete Richter Harlowe. »Werturteile zu fällen, steht mir nicht zu. Was mir aber sehr wohl zusteht, ist, Sie auf Ihr sonderbares Benehmen hinzuweisen. Man wirft Ihnen vor, sich unbefugten Zutritt zu einem Kühlraum verschafft und den Geschäftsführer eines

Restaurants tätlich angegriffen zu haben. Was aber noch ungeheuerlicher ist - Sie haben sich der Verhaftung widersetzt und einen Polizeibeamten attackiert. Ich muß sagen, Dr. Reggis, ein solches Verhalten ist völlig inakzeptabel, egal welche Gründe Sie auch dafür anführen.«

»Aber, Euer Ehren, ich...«, begann Kim. Richter Harlowe hob die Hand und bedeutete ihm zu schweigen. »Es spielt keine Rolle, daß Sie den Verdacht hegen, Ihre Tochter könnte sich in dem Restaurant mit der Krankheit infiziert haben. Gerade Sie sollten doch wissen, daß es bei uns ein Gesundheitsamt gibt, das sich um solche Angelegenheiten kümmert und daß wir darüber hinaus ordentliche Gerichte haben. Haben Sie mich verstanden?«

»Ja, Euer Ehren«, erwiderte Kim kleinlaut. »Ich hoffe, Sie begeben sich in Behandlung, Doktor«, fuhr der Richter fort. »Wenn ich mir vor Augen halte, daß Sie ein bekannter Herzchirurg sind, kann ich kaum glauben, was Sie getan haben. Dabei haben Sie sogar meinen Schwiegervater operiert, und er lobt Sie immer noch täglich über den grünen Klee. Aber wie dem auch sei - ich setze Sie ohne Kautions auf freien Fuß. In vier Wochen haben Sie zur Verhandlung zu erscheinen. Gehen Sie jetzt zum Geschäftsstellenleiter!« Richter Harlowe schlug mit dem Hammer auf den Tisch und bat, den nächsten Angeklagten hereinzuführen. Beim Verlassen des Gerichtsgebäudes sah Kim ein öffentliches Telefon. Er zögerte einen Augenblick, denn er wußte nicht, ob er im Krankenhaus anrufen sollte oder nicht. Am Abend zuvor hatte er mehrmals vergeblich versucht, Tracy zu erreichen, bis man ihm schließlich keine weiteren Telefonate mehr gestattet hatte. Jetzt konnte er telefonieren, doch er zögerte. Er schämte sich, und er hatte ein schlechtes Gewissen, weil er so lange weggeblieben war. Außerdem hatte er Angst zu erfahren, wie es Becky ging. Schließlich beschloß er, nicht anzurufen, sondern persönlich nach ihr zu sehen. Am Taxistand vor dem Gerichtsgebäude winkte er sich ein Taxi heran und ließ sich zum Onion Ring bringen. Am frühen Morgen sah das Restaurant vollkommen anders aus. Es war noch geschlossen und wirkte verlassen. Sein Wagen war der einzige auf dem ganzen Parkplatz; weit und breit war keine Menschenseele in

Sicht.

Er stieg ein und fuhr zum Krankenhaus. Allerdings machte er einen kleinen Umweg. Er mußte noch zu den Sherring Labs. Er betrat das Gebäude, steuerte auf den Empfangstresen zu und klingelte. Innerhalb weniger Sekunden erschien eine Frau im Laborkittel.

Kim zog die beiden inzwischen aufgetauten Hamburger aus seiner linken Kitteltasche und reichte sie der Frau.

»Ich möchte Sie bitten, diese beiden Fleischbällchen auf E. coli O157:H7 zu testen«, erklärte er. »Und ebenfalls auf das Toxin.« Die Laborassistentin musterte das verfärbte Fleisch argwöhnisch. »Ich glaube, es wäre besser gewesen, wenn Sie die Proben eingefroren hätten. Wenn Fleisch länger als ein paar Stunden bei Raumtemperatur aufbewahrt wird, gedeihen jede Menge Bakterien.«

»Das weiß ich«, entgegnete Kim. »Aber die anderen Bakterien interessieren mich nicht. Ich möchte nur wissen, ob in dem Fleisch E. coli O157:H7 sind.«

Die Frau verschwand für einen Augenblick. Als sie zurückkam, trug sie Latexhandschuhe. Sie nahm das Fleisch und legte jede Probe in einen Behälter. Dann notierte sie die Daten für die Rechnungsstellung. Kim gab seine Praxis-Kontonummer an.

»Wann haben Sie das Ergebnis?« fragte er. »In achtundvierzig Stunden«, erwiderte die Frau. Kim bedankte sich, wusch sich auf der Toilette die Hände und ging zurück zum Auto.

Je näher er dem Krankenhaus kam, desto nervöser wurde er. Als er den Wagen parkte, begannen seine Hände zu zittern, und während der Fahrstuhlfahrt nach oben bebte sein ganzer Körper. Da er Tracy lieber erst gegenübertreten wollte, nachdem er Becky gesehen hatte, nahm er einen Weg, der nicht am Warteraum der Intensivstation vorbeiführte. Die Menschen, denen er auf den Gängen begegnete, sahen ihm neugierig hinterher, was er gut verstand. Er sah furchtbar aus; nicht nur sein Kittel war schmutzig, er brauchte dringend eine Dusche und mußte sich kämmen und rasieren.

Auf der Intensivstation nickte er der Stationssekretärin zu. Während er sich dem kleinen Raum näherte, in dem Becky lag, schloß er in Gedanken einen Pakt mit Gott: *Wenn Becky überlebt...*

Leise schlich er sich an Beckys Bett. Eine Schwester war gerade dabei, die Infusionsflasche zu wechseln und kehrte ihm den Rücken zu. Er betrachtete seine Tochter. Der kleine Funke Hoffnung, daß ihr Zustand sich vielleicht gebessert hatte, erstarb. Sie lag noch immer im Koma. Man hatte ihr die Augenlider mit Klebestreifen zugeklebt, und sie war intubiert und mußte beatmet werden. Außerdem hatten sich unter ihrer Gesichtshaut große, violette Flecken gebildet - ein Hinweis auf subkutane Blutungen. Sie sah aus wie eine lebendige Leiche.

»Mein Gott, haben Sie mich erschreckt«, sagte die Schwester, als sie Kim erblickte. Sie preßte sich eine Hand auf die Brust. »Ich habe Sie gar nicht gehört.«

»Becky sieht nicht gut aus.« Kim bemühte sich, mit beherrschter Stimme zu sprechen, um seinen Kummer, seine Wut und das erniedrigende Gefühl der Machtlosigkeit, das ihn quälte, zu verbergen.

»Da haben Sie leider recht«, bestätigte die Schwester und musterte Kim mißbilligend. »Der arme kleine Engel hat eine schlimme Zeit durchgemacht.«

Kim warf einen Blick auf den Herzmonitor. Der Piepton war unregelmäßig, die Cursorlinien ebenfalls. »Sie hat Herzrhythmusstörungen! Wie lange hat sie die schon?«

»Noch nicht lange«, erwiderte die Schwester. »Es hat gestern nacht angefangen. Zuerst mit einem Perikarderguß, aber der hat ziemlich schnell zu Anzeichen einer Herzbeuteltamponade geführt. Sie mußte punktiert werden.«

»Wann?« fragte Kim. Jetzt plagten ihn noch schlimmere Schuldgefühle, daß er nicht da gewesen war. Mit Perikardergüssen hatte er einige Erfahrung.

»Heute morgen, kurz nach vier«, erwiderte die Schwester.

»Ist noch jemand von den Ärzten da?« fragte Kim.

»Ich glaube, ja«, erwiderte die Schwester. »Soweit ich weiß, sind sie im Warteraum und sprechen mit Beckys Mutter.« Kim verließ fluchtartig das Zimmer. Er konnte es nicht länger ertragen, seine Tochter in einem so elenden Zustand zu stehen. Auf dem Flur blieb er kurz stehen, um Luft zu holen und sich halbwegs zu fassen. Dann

steuerte er den Warteraum an. Tracy unterhielt sich mit Dr. Stevens und Dr. Morgan. Als sie Kim erblickten, unterbrachen sie ihr Gespräch. Für einen Augenblick sagte niemand ein Wort. Tracy wirkte völlig verzweifelt. Sie hatte die Lippen zu einer schmalen Linie zusammengepreßt, ihre Knie aneinandergedrückt und die Hände im Schoß gefaltet. In ihrem traurigen, verwirrten Blick lagen Besorgnis und Verachtung. Sie schüttelte den Kopf. »Wie siehst du denn aus? Wo bist du gewesen?«

»Mein Besuch im Onion Ring hat länger gedauert als erwartet«, erklärte Kim und sah Dr. Stevens an. »Jetzt hat Becky also zu allem Übel auch noch eine Perikarditis.«

»Ich fürchte, so ist es«, bestätigte Dr. Stevens. »Mein Gott!« stöhnte Kim. »Und was kommt als nächstes?«

»In diesem Stadium müssen wir mit allem rechnen«, erwiderte Dr. Morgan. »Das Labor hat uns inzwischen bestätigt, daß wir es mit einem äußerst pathogenen Stamm von E. coli zu tun haben, der nicht nur ein außerordentlich wirksames Toxin bildet, sondern gleich zwei. Wir haben also genau das, was wir befürchtet hatten: ein voll ausgeprägtes HUS.«

»Was ist mit Plasmapherese?« fragte Kim. »Dr. Ohanesian hat den Vorsitzenden der Prüfungskommission bekniert«, erwiderte Dr. Stevens. »Aber wir hatten Sie ja gewarnt - wahrscheinlich wird die Kommission nicht zustimmen.«

»Warum nicht?« wollte Kim wissen. »Wir müssen etwas tun! Ich habe doch gesagt, daß ich die Kosten selbst übernehme.«

»Daß Sie zahlen wollen, spielt in dem Fall keine Rolle«, entgegnete Dr. Stevens. »Aus Sicht der Kommission würde ein gefährlicher Präzedenzfall geschaffen, der AmeriCare bei künftigen Fällen zwingen könnte, Plasmapherese auch Familien anzubieten, die nicht zahlen wollen oder können.«

»Dann bringen wir Becky eben in eine andere Klinik«, fuhr Kim die Ärztin an. »Eine Klinik, in der eine Plasmapherese ohne dieses ganze Theater durchgeführt werden kann.«

»Bitte, Dr. Reggis«, redete Dr. Stevens mitfühlend auf ihn ein. »Beckys Zustand hat sich seit gestern noch einmal verschlechtert,

und sie war schon gestern transportunfähig. Außerdem ist die Plasmaaustauschtherapie ja noch nicht definitiv abgelehnt worden. Wir können immer noch auf grünes Licht hoffen. Wir müssen uns nur gedulden.«

»Uns gedulden und Däumchen drehen«, schimpfte Kim. »Das ist nicht wahr«, brauste Dr. Stevens auf. Doch sie fing sich sofort wieder und seufzte. Mit Kim zu sprechen, war wahrlich kein Vergnügen. »Wir helfen Ihrer Tochter auf jede nur erdenkliche Weise.«

»Was mit anderen Worten bedeutet, daß Sie hin und wieder ein paar Komplikationen behandeln«, geiferte Kim. Dr. Stevens stand auf und sah Tracy und Dr. Morgan an. »Ich muß mich jetzt um meine anderen Patienten kümmern. Wenn irgend etwas sein sollte, können Sie mich jederzeit erreichen. Lassen Sie mich über den Pager ausrufen.« Tracy nickte. Dr. Morgan erklärte, daß sie ebenfalls nach ihren Patienten sehen müsse. Dr. Stevens eilte davon. Kim ließ sich auf den Stuhl fallen, den Dr. Stevens gerade freigemacht hatte, und vergrub sein Gesicht in den Händen. Seine Gefühle spielten vollkommen verrückt: Mal war er wütend, dann traurig und niedergeschlagen und dann wieder wütend. Im Augenblick war er so verzweifelt, daß er nur mit Mühe die Tränen zurückhalten konnte. Eigentlich mußte er sich auch um seine stationären Patienten kümmern, aber er fühlte sich nicht dazu imstande.

»Warum hat dein Besuch beim Onion Ring denn länger gedauert, als du erwartet hattest?« fragte Tracy. Sie war zwar einerseits sauer auf ihn, weil er sich so unmöglich benahm, doch andererseits machte sie sich auch Sorgen. Er sah einfach jämmerlich aus.

»Ich habe die Nacht im Gefängnis verbracht«, gestand Kim. »Im Gefängnis!«

»Wenn du mir jetzt vorhalten willst, daß ich auf dich hätte hören sollen«, entgegnete Kim, »ja, du hast recht. Ich hätte auf dich hören sollen. Ich hätte mich beruhigen und dann erst losfahren sollen.«

»Warum in aller Welt warst du im Gefängnis?« fragte Tracy.

»Weil ich die Beherrschung verloren habe«, erwiderte Kim. »Ich wollte herausfinden, ob im Onion Ring verdorbenes Fleisch verarbeitet wird. Und dabei ist mir der arrogante Geschäftsführer in die Que-

re gekommen und hat mich auf die Palme gebracht.«

»Ich glaube nicht, daß die Fast-food-Industrie schuld an dem Dilemma ist«, schaltete Dr. Morgan sich ein. »Bei dem Problem mit E. coli sind die Fast-food-Restaurants genauso Opfer wie die Gäste, die sich infizieren. Sie bekommen verseuchtes Fleisch geliefert.«

»Darauf war ich auch schon gekommen«, sagte Kim, das Gesicht immer noch in den Händen vergraben. »Als nächstes statte ich Mercer Meats einen Besuch ab.«

»Ich kann zwar kaum noch einen klaren Gedanken fassen, seitdem es Becky so schlechtgeht«, sagte Tracy, »aber wie kann es passieren, daß verseuchtes Fleisch in Umlauf kommt? Werden die fleischverarbeitenden Firmen denn nicht ständig kontrolliert? Ich dachte, das Landwirtschaftsministerium stellt sogar offizielle Bescheinigungen für das Fleisch aus.«

»Stimmt, es stellt Bescheinigungen aus«, entgegnete Dr. Morgan. »Aber wenn Sie glauben, daß das Fleisch deshalb nicht verseucht ist, liegen Sie leider falsch. So ist das heutzutage.«

»Aber wie ist das möglich?« fragte Tracy. »Dafür gibt es verschiedene Gründe«, erwiderte Dr. Morgan. »Der wichtigste ist wohl, daß sich das Landwirtschaftsministerium in einem Interessenkonflikt befindet.« Kim hob den Kopf. »Inwiefern?«

»Sie müssen sich nur mal ansehen, welche Aufgaben man unserem Landwirtschaftsministerium übertragen hat«, erklärte Dr. Morgan. »Auf der einen Seite fungiert es als der offizielle Vertreter der gesamten Landwirtschaft in den USA, die mächtige Rindfleischindustrie eingeschlossen. Darin liegt sogar in Wirklichkeit die Hauptaufgabe des Landwirtschaftsministeriums. Auf der anderen Seite obliegen ihm aber auch Kontrollpflichten. Diese beiden Funktionen können ganz offensichtlich nicht von einer Stelle ausgeübt werden. Wer fragt schon den Fuchs, ob er den Hühnerstall auch gut genug bewacht?«

»Klingt geradezu unglaublich«, stimmte Kim ihr zu. »Ist das tatsächlich so, oder haben Sie nur irgendwo davon gehört und geben diese Vermutung jetzt weiter?«

»Alles, was ich sage, weiß ich leider aus erster Hand. Ich beschäftige mich seit mehr als einem Jahr mit Lebensmittelvergiftungen. Seit-

dem bin ich in mehreren Verbrauchergruppen aktiv, die dafür kämpfen, daß endlich etwas gegen diesen Mißstand unternommen wird.«

»Darf ich fragen, wieso Sie sich gerade dafür stark machen?« fragte Tracy.

»Ich mußte einfach aktiv werden«, erwiderte Dr. Morgan. »Die meisten meiner Patienten kommen mit Lebensmittelvergiftungen oder dadurch hervorgerufenen Krankheiten zu mir. Viele Leute scheinen aber lieber den Kopf in den Sand zu stecken. Sie wollen nichts von dem Thema hören. Dabei wird die Gefahr von Tag zu Tag größer.«

»Ich finde das einfach unfaçbar!« ereiferte sich Kim. Inzwischen war seine Niedergeschlagenheit in Wut umgeschlagen. »Es kommt noch schlimmer«, fuhr Dr. Morgan fort. »Das Landwirtschaftsministerium befindet sich nicht nur in einem Interessenkonflikt - wie ich festgestellt habe, pflegen das Ministerium und die Rindfleischindustrie sogar ein ausgesprochen inniges Verhältnis.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Kim. »Genau das, was ich gesagt habe«, erwiderte Dr. Morgan. »Insbesondere im mittleren Management kann man im Ministerium so eine Art ›Reise nach Jerusalem‹ beobachten. Um sicherzustellen, daß der Industrie so wenig wie möglich ins Handwerk gepfuscht wird, werden die Mitarbeiter dort ständig hin- und hergeschoben.«

»Dahinter steckt ohne Zweifel blanke Profitgier!« Kim war empört.

»Mit Sicherheit«, stimmte Dr. Morgan ihm zu. »Die Rindfleischindustrie bewegt viele Milliarden Dollar. Ihr Ziel ist natürlich Gewinnmaximierung und nicht das Wohl der Öffentlichkeit.«

»Aber wie ist das möglich?« fragte Tracy erneut. »Das Landwirtschaftsministerium hat doch in der Vergangenheit sogar Fälle aufgedeckt und etwas gegen die Verseuchung unternommen. Vor gar nicht allzulanger Zeit mußte Hudson Meat...«

»Entschuldigung, daß ich Sie unterbreche«, fiel Dr. Morgan ihr ins Wort. »Daß die Verseuchung von Lebensmitteln der Firma Hudson Meat mit E. coli publik wurde, haben wir am allerwenigsten dem Landwirtschaftsministerium zu verdanken. Ein aufmerksamer Kontrolleur des Gesundheitsamtes hat den Skandal entdeckt. Normalerweise

weise läuft es dann so ab, daß das Landwirtschaftsministerium vor den Medien eine große Show abzieht und den Eindruck zu erwecken versucht, daß es am Ball bleibt, um die Öffentlichkeit zu schützen. Aber leider passiert nie etwas wirklich Entscheidendes. Aberwitzigerweise hat das Landwirtschaftsministerium nicht einmal das Recht, Fleisch zurückzurufen, das es selbst für verseucht befunden hat. Es kann nur eine Empfehlung aussprechen, jedoch nie eine Anweisung mit bindender Wirkung erlassen.«

»Jetzt verstehe ich, was Sie meinen«, sagte Tracy. »Bei Hudson Foods sollten nach der ersten Empfehlung nur fünfundzwanzigtausend Pfund Fleisch zurückgerufen werden.«

»So ist es«, stimmte Dr. Morgan ihr zu. »Und dann haben Verbrauchergruppen das Ministerium dazu gezwungen, die Rückrufempfehlung auf mehr als eine Million Pfund zu erhöhen. Aber das Landwirtschaftsministerium war nie die treibende Kraft.«

»Das war mir überhaupt noch nicht bewußt«, erklärte Tracy. »Dabei halte ich mich eigentlich für einen recht gutinformierten Menschen.«

»Das Schlimmste ist vielleicht noch«, fuhr Dr. Morgan fort, »daß das Landwirtschaftsministerium im allgemeinen nur dann von einer Verseuchung spricht, wenn es sich um eine Verseuchung enormen Ausmaßes mit sichtbaren Fäkalienrückständen handelt. Die Fleischindustrie hat sich jahrelang gegen mikroskopische oder bakteriologische Untersuchungen gewehrt. Angeblich sollen jetzt hier und da ein paar Kulturen angelegt werden, aber das ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein.«

»Es ist kaum zu glauben«, sagte Tracy. »Ich bin immer davon ausgegangen, daß man Fleisch bedenkenlos essen kann.«

»Die Situation ist ziemlich traurig«, entgegnete Dr. Morgan. »Vor allem wenn man an die tragischen Folgen denkt.« Für ein paar Sekunden sagte niemand ein Wort. »Davon können wir wohl ein Lied singen«, seufzte Tracy schließlich, als ihr plötzlich klar wurde, daß es sich nicht nur um Worte handelte. Ihre Tochter war keine Abstraktion. Eine Träne lief ihr die Wange hinunter.

»Na, dann ist ja alles klar«, erklärte Kim und stand abrupt auf.

»Was ist klar?« wollte Tracy wissen. »Wo willst du denn nun schon wieder hin?«

»Nach Bartonville«, erwiderte Kim. »Ich sehe mich mal bei Mercer Meats um.«

»Ich glaube wirklich, du solltest lieber hierbleiben«, versuchte Tracy ihn umzustimmen. »Du weißt doch besser als ich, wie ernst Beckys Zustand ist. Dr. Stevens und Dr. Morgan haben mir eben erklärt, daß vielleicht wichtige Entscheidungen zu treffen sind.«

»Du mußt mich nicht daran erinnern, wie ernst Beckys Zustand ist«, fuhr Kim sie an. »Genau deshalb fällt es mir ja so schwer, hier tatenlos rumzusitzen. Es macht mich wahnsinnig. Ich halte es ja kaum aus, Becky nur anzusehen, weil ich weiß, daß ich ihr nicht helfen kann. Außerdem habe ich jetzt eine Wahnsinnschwut auf die Fleischindustrie und das Landwirtschaftsministerium. Was ich gestern gesagt habe, meine ich ernst: Ich werde herausfinden, wie Becky sich infiziert hat. Ich werde diese Spur verfolgen, wohin auch immer sie mich führt. Das ist das mindeste, was ich für Becky tun kann.«

»Und was ist, wenn wir dich brauchen?« fragte Tracy.

»Ich habe mein Handy im Auto«, erwiderte Kim. »Du kannst mich jederzeit anrufen. Außerdem bleibe ich nicht lange weg.«

»Ja«, bemerkte Tracy. »Wie gestern.«

»Ich habe meine Lektion gelernt. Diesmal werde ich nicht die Beherrschung verlieren.«

Tracy schien nicht überzeugt. »Wenn du meinst«, sagte sie wütend.

Kim stürmte aus dem Warteraum. Daß es mit Becky kontinuierlich bergab ging, machte ihm schon genug zu schaffen, doch Tracys Feindseligkeit gab ihm den Rest. Gestern hatte sie noch behauptet, ihn zu verstehen, doch das schien sie inzwischen wieder vergessen zu haben.

Als er die Autobahn erreicht hatte, versuchte er per Handy Tom zu erreichen. Er mußte etliche Nummern anwählen, bis er ihn schließlich im Krankenhauslabor erwischte. »Ich muß dich noch einmal um einen Gefallen bitten«, begann Kim.

»Wie geht's Becky?« fragte Tom.

»Um ehrlich zu sein - sehr schlecht«, erwiderte Kim. »Bisher habe

ich verdrängt, wie schlimm ihr Zustand wirklich ist, aber inzwischen gibt es nichts mehr schönzureden. Es sieht nicht gut aus. Ich hatte bisher keinen Schimmer, daß dieser Kolibakterienstamm so gefährlich und kaum behandelbar ist, wenn das Toxin erst einmal in den Organismus gelangt ist. Ich sehe schwarz für Becky.« Er hielt inne und kämpfte gegen die Tränen an.

»Wie schrecklich«, entgegnete Tom. »Es tut mir so leid. Wie kann ich dir helfen?«

»Kannst du dich für ein paar Tage um meine stationären Patienten kümmern?« brachte Kim hervor. »Ich kann nicht mehr.«

»Kein Problem«, versprach Tom ohne zu zögern. »Ich sehe sowieso nach meinen Patienten, wenn ich hier fertig bin. Ein paar mehr oder weniger machen den Kohl auch nicht fett. Ich sage den Schwestern Bescheid, daß sie mich anrufen sollen, wenn es irgendwelche Probleme gibt.«

»Danke, Tom«, seufzte Kim. »Das ist wirklich nett von dir.«

»Ich wünschte, ich könnte mehr für dich tun«, entgegnete Tom.

»Ich auch«, beendete Kim das Gespräch. Bartonville war keine vierzig Minuten von der Stadt entfernt. Kim fuhr die Hauptstraße entlang und folgte dann der Wegbeschreibung. Er hatte an einer Tankstelle an der Autobahnabfahrt angehalten und sich erkundigt, wie er zu Mercer Meats kam. Er fand die Fabrik ohne Probleme.

Die Anlage war viel größer, als er erwartet hatte. Das Gebäude war weiß gestrichen und wirkte modern, ansonsten war es unauffällig. Die Außenanlagen waren gepflegt, mit Granitplatten ausgelegte Wege führten vom Parkplatz zum Haupteingang. Der Empfangsbereich erinnerte eher an den Eingang einer Versicherungsgesellschaft als an einen Fleischverarbeitungskonzern. Der Boden war mit einem Plüschteppich ausgelegt, Polstermöbel und gerahmte Bilder sorgten für Gemütlichkeit. Lediglich die Bildmotive deuteten auf das Geschäft der Firma hin: Sie zeigten verschiedene Rinderzüchtungen. Eine ältere Dame, die einen schnurlosen Kopfhörer trug, saß an einem runden Tresen in der Mitte des Raums. »Kann ich Ihnen helfen?« fragte sie.

»Ich hoffe ja«, erwiderte Kim. »Wie heißt der Direktor von Mercer

Meats?«

»Mr. Everett Sorenson«, erklärte die Frau. »Würden Sie Mr. Sorenson bitte anrufen und ihm mitteilen, daß Dr. Kim Reggis ihn zu sprechen wünscht?«

»Könnten Sie mir bitte sagen, worum es geht?« bat die Frau und nahm Kim ein wenig skeptisch ins Visier. Sein Äußeres glich dem eines Obdachlosen. »Ist das unbedingt nötig?« fragte Kim zurück. »Mr. Sorenson ist sehr beschäftigt.«

»Wenn das so ist«, entgegnete Kim, »sagen Sie ihm, es geht darum, daß Mercer Meats verseuchtes Fleisch an Onion Ring verkauft.«

»Wie bitte?« fragte die Frau. Sie hatte Kim zwar verstanden, traute aber ihren Ohren nicht.

»Und fügen Sie gleich noch etwas hinzu«, fuhr Kim fort. Er war auf bestem Wege, seinen Vorsatz zu vergessen und wieder aus der Haut zu fahren. »Sagen Sie ihm, ich möchte mit ihm über meine Tochter sprechen, die zwischen Leben und Tod schwebt, seitdem sie Fleisch von Mercer Meats gegessen hat.«

»Nehmen Sie doch Platz«, schlug die Empfangsdame vor und schluckte nervös. Kim hatte sich über den Tresen gebeugt und stützte sich auf den Fingerknöcheln ab. »Ich leite Ihre Nachricht sofort an den Direktor weiter.«

»Danke«, entgegnete Kim. Er lächelte gezwungen und ließ sich auf einem der Sofas nieder.

Die Frau sprach in das Mikrophon ihres Kopfhörers und sah immer wieder nervös in Kims Richtung. Er lächelte gequält zurück. Obwohl er nicht verstand, was sie sagte, konnte er an ihrem Gesichtsausdruck ablesen, daß es um ihn ging. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen und wippte nervös mit dem Fuß. Fünf Minuten vergingen. Je länger er wartete, desto mehr steigerte er sich in seine Wut hinein. Als er gerade aufspringen wollte, weil er die Warterei nicht länger ertragen konnte, erschien ein Mann, der beinahe genauso gekleidet war wie er, außer daß sein langer, weißer Kittel frisch und sauber war. Er trug eine blaue Baseballkappe mit der Aufschrift Mercer Meats über dem Schirm. In der Hand hielt er ein Klemmbrett.

Er kam auf Kim zu und streckte ihm die Hand entgegen. Kim stand

auf und schüttelte dem Mann die Hand, was er eigentlich nicht beabsichtigt hatte.

»Nett, Sie kennenzulernen, Dr. Reggis. Ich bin Jack Cartwright.«

»Wo ist der Direktor?« fragte Kim.

»Er ist im Augenblick beschäftigt«, erwiderte Mr. Cartwright. »Er hat mich gebeten, mit Ihnen zu sprechen. Ich bin einer seiner Stellvertreter. Außerdem bin ich unter anderem für die Öffentlichkeitsarbeit unserer Firma zuständig.« Mr. Cartwright war ein stämmiger Mann mit einem aufgedunsenen Gesicht und einer aufwärts gebogenen Nase. Er lächelte verbindlich.

»Ich möchte mit dem Direktor sprechen«, insistierte Kim. »Es tut mir wirklich leid, daß Ihre Tochter krank ist«, erklärte Mr. Cartwright, ohne auf Kims Bemerkung einzugehen.

»Sie ist nicht nur krank«, sagte Kim, »sie kämpft mit dem Tod, weil sie sich mit Bakterien infiziert hat, die unter der Bezeichnung E. coli O157:H7 bekannt sind. Ich nehme an, der Erreger ist Ihnen bekannt.«

»Leider ja«, entgegnete Mr. Cartwright. Sein Lächeln erstarrte. »Jeder in der Fleischbranche kennt ihn. Erst recht nach dem Hudson-Meat-Rückruf. Wir haben so eine panische Angst vor dem Erreger, daß wir bei weitem mehr gegen ihn unternehmen, als wir nach den Vorschriften oder Empfehlungen des Landwirtschaftsministeriums tun müßten. Aber unsere Bemühungen haben sich ausgezahlt: Noch nie mußten wir Fleisch zurückrufen.«

»Ich möchte, daß Sie mich dorthin führen, wo die Hamburger hergestellt werden!« Kim hatte keine Lust, sich Mr. Cartwrights einstudiertes Geschwätz noch länger anzuhören. »Das ist leider nicht möglich«, entgegnete Mr. Cartwright. »Um eine Verunreinigung zu vermeiden, müssen wir den Zugang zu unserer Anlage beschränken. Das werden Sie sicher verstehen. Aber...«

»Ich bin Arzt«, fiel Kim dem Mann ins Wort. Sein Gesicht rötete sich schon wieder vor Wut. »Deshalb verstehe ich Ihre Sorge vor einer Verunreinigung. Geben Sie mir einen Schutzanzug, oder was auch immer in dem Bereich getragen werden muß! Ich bin bereit, alles zu tun, was laut Ihren Vorschriften getan werden muß. Aber ein Nein werde ich nicht akzeptieren.«

»Regen Sie sich doch nicht so auf!« entgegnete Mr. Cartwright gutmütig. »Sie haben mich nicht zu Ende reden lassen. Sie dürfen einen Blick in den Produktionsbereich werfen - aber nur von einem gläsernen Besichtigungsgang aus. Von dort können Sie sich einen Überblick über den gesamten Verarbeitungsvorgang verschaffen, und Sie müssen sich nicht einmal umziehen.«

»Für den Anfang wird das wohl genügen«, gab Kim sich zufrieden.

»Na wunderbar«, entgegnete Mr. Cartwright. »Wenn Sie mir dann bitte folgen würden.« Mr. Cartwright führte Kim über einen Flur.

»Interessieren Sie sich nur für die Hamburger-Produktion?« fragte er Kim. »Oder soll ich Ihnen auch andere Bereiche zeigen? Zum Beispiel die Würstchenherstellung.«

»Nur Hamburger«, erwiderte Kim. »Gerne«, erklärte Mr. Cartwright gut gelaunt. Sie erreichten eine Treppe und gingen nach oben. »Sauberkeit wird bei Mercer Meats so großgeschrieben wie sonst nirgends«, betonte Mr. Cartwright. »Der gesamte Bereich der Fleischproduktion wird jeden Tag gründlich gereinigt, zuerst mit Hochdruckdampf und dann mit einem quartären Ammoniumgemisch. Bei uns ist es so sauber, daß Sie vom Fußboden essen können.«

»Aha«, bemerkte Kim.

»Der gesamte Produktionsbereich wird auf einer Temperatur von knapp zwei Grad Celsius gehalten«, fuhr Mr. Cartwright fort, als sie den oberen Treppenabsatz erreicht hatten. Er öffnete eine Feuertür. »Das ist ganz schön hart für die Arbeiter, aber für die Bakterien auch. Sie verstehen, was ich meine?« Er lachte. Kim verzog keine Miene.

Sie schlossen die Tür hinter sich und betraten einen verglasten Gang, der sich über die ganze Länge des Gebäudes erstreckte.

»Beeindruckend, nicht wahr?« fragte Mr. Cartwright stolz. »Wo werden die Hamburger hergestellt?« fragte Kim zurück. »Dahin kommen wir gleich«, erwiderte Mr. Cartwright. »Ich erkläre Ihnen erst, was all diese Maschinen erledigen.« Unter sich sah Kim emsig beschäftigte Arbeiter. Sie trugen alle weiße Uniformen und weiße Hauben, die wie Bademützen aussahen, außerdem Handschuhe und

Schuhüberzüge. Die Anlage machte einen sauberen und neuen Eindruck, was ihn ziemlich überraschte. Er hatte eine wesentlich schäbiger Fabrik erwartet.

Mr. Cartwright mußte beinahe schreien, um den Lärm der Maschinen zu übertönen. Die Scheiben zu beiden Seiten des Gangs waren aus einfachem Glas.

»Wußten Sie schon, daß sich in einem Hamburger normalerweise eine Mischung aus frischem und gefrorenem Fleisch befindet?« begann Mr. Cartwright. »Da drüben wird das Fleisch grob gemahlen. Das gefrorene Fleisch muß natürlich zunächst aufgetaut werden.« Kim nickte.

»Wenn es grob gemahlen ist, kommen das frische und das gefrorene Fleisch in die Mischmaschine. Miteinander vermischt bildet es eine sogenannte Sendung. Danach wird die Sendung in diesen riesigen Mühlen dort drüben fein gemahlen.« Mr. Cartwright zeigte auf die Maschinen. Kim nickte. »Wir verarbeiten fünf Sendungen pro Stunde«, erklärte Mr. Cartwright. »Die Sendungen bilden dann zusammen eine Partie.«

Kim deutete auf einen großen Gummi- oder Kunststoffbehälter auf Rädern. »Wird das Frischfleisch in diesen Containern in die Anlage gebracht?«

»Ja«, erwiderte Mr. Cartwright. »Wir nennen sie ›Kombi-Behälter‹. Sie fassen zweitausend Pfund. Mit dem Frischfleisch nehmen wir es sehr genau. Es muß binnen fünf Tagen verbraucht und unter zwei Grad Celsius aufbewahrt werden. Sie wissen ja sicher, daß die Temperatur in einem normalen Kühlschrank höher ist als zwei Grad.«

»Was passiert dann mit der Partie?« fragte Kim. »Sobald das Fleisch aus der Feinmahlmaschine herauskommt, wird es über dieses Förderband unter uns zu der Maschine da hinten befördert, die aus der Fleischmasse die einzelnen Fleischbällchen formt.«

Kim nickte. Die Maschine befand sich in einem separaten Raum, der vom eigentlichen Produktionsbereich abgetrennt war. Sie gingen weiter den Glasgang entlang, bis sie direkt über dieser Maschine standen.

»Eine beeindruckende Maschine, finden Sie nicht?« fragte Mr.

Cartwright.

»Wieso steht sie in einem separaten Raum?« wollte Kim wissen.

»Um sie besonders sauberzuhalten und sie zu schützen«, erwiderte Mr. Cartwright. »Die Maschine ist das teuerste Stück im gesamten Produktionsbereich und außerdem das Arbeitstier unserer Anlage. Das kleine Ding spuckt Fünfundzwanzig-Gramm-Bällchen oder viertelpfundige Jumbos aus - je nachdem was wir gerade haben wollen.«

»Und was geschieht dann?« fragte Kim.

»Ein weiteres Band befördert sie in den Stickstoff-Gefriertunnel«, erwiderte Mr. Cartwright. »Danach werden sie per Hand in Boxen verpackt und die Boxen in einem Karton gestapelt.«

»Können Sie die Herkunft des Fleisches zurückverfolgen?« fragte Kim. »Vorausgesetzt natürlich, Sie kennen die Nummer der Sendung und der Partie und das Herstellungsdatum?«

»Selbstverständlich«, erwiderte Mr. Cartwright. »Diese Daten werden alle in einem Kontrollbuch festgehalten.« Kim griff in seine Kitteltasche und holte den Zettel hervor, auf dem er sich im Onion-Ring-Gefrierraum die Etikettaufschriften der beiden geöffneten Kartons notiert hatte. Er faltete den Zettel auseinander und zeigte ihn Mr. Cartwright.

»Ich möchte wissen, woher das Fleisch stammt, das an diesen beiden Tagen für diese beiden Sendungen verarbeitet wurde.« Mr. Cartwright warf einen Blick auf den Zettel und schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, aber das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Warum nicht?« entgegnete Kim.

»Es geht eben nicht«, erwiderte Mr. Cartwright. »Solche Informationen sind vertraulich. Sie sind nicht für die Öffentlichkeit bestimmt.«

»Wieso wird ein Geheimnis daraus gemacht?« fragte Kim.

»Es wird kein Geheimnis daraus gemacht«, stellte Mr. Cartwright klar. »Es ist lediglich die Politik unseres Hauses, derartige Daten nicht herauszugeben.«

»Und warum führen Sie dann Kontrollbücher?« fragte Kim. »Weil das Landwirtschaftsministerium es verlangt«, erwiderte Mr. Cartwright.

»Klingt verdächtig«, stellte Kim fest. Er mußte daran denken, was

Dr. Morgan ihm am Vormittag erzählt hatte. »Eine öffentliche Stelle verlangt also die Führung von Büchern, deren Inhalt der Öffentlichkeit vorenthalten wird.«

»Ich habe die Vorschriften nicht erfunden«, entgegnete Mr. Cartwright lahm. Kim ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. Mit der Anlage aus poliertem rostfreiem Stahl und den glänzenden Fliesen wirkte er ziemlich imposant. Neben der Maschine standen drei Männer und eine Frau.

Die Frau hatte ein Klemmbrett in der Hand und machte sich fortwährend Notizen. Im Gegensatz zu den Männern gehörte sie offenbar nicht zur Bedienungsmannschaft der Anlage. »Wer ist die Frau?« fragte er.

»Das ist Marsha Baldwin«, erwiderte Mr. Cartwright. »Sieht klasse aus, nicht wahr?«

»Was macht sie da?« bohrte Kim weiter. »Sie inspiziert die Maschine«, erwiderte Mr. Cartwright. »Sie ist Lebensmittelkontrolleurin beim Landwirtschaftsministerium und für unsere Anlage zuständig. Sie platzt dreimal oder viermal die Woche bei uns rein, manchmal kommt sie sogar jeden Tag. Diese Frau ist eine echte Nervensäge. Sie steckt ihre Nase überall rein.«

»Dann könnte sie vermutlich auch herausfinden, wo das Fleisch herkommt«, stellte Kim fest. »Selbstverständlich«, entgegnete Mr. Cartwright. »Und was macht sie da gerade?« fragte Kim. Marsha Baldwin beugte sich nach vorn und warf einen Blick in den aufgerissenen Schlund der Maschine.

»Ich habe nicht die geringste Ahnung«, erwiderte Mr. Cartwright. »Wahrscheinlich will sie sich vergewissern, daß die Maschine ordnungsgemäß saubergemacht wurde, was ohne jeden Zweifel geschehen ist. Sie nimmt ihren Job peinlich genau, mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen. Jedenfalls hält sie uns ganz schön auf Trab.«

»Drei- bis fünfmal die Woche«, wiederholte Kim. »Das ist ziemlich oft.«

»Kommen Sie!« Mr. Cartwright bedeutete Kim durch ein Handzeichen, ihm zu folgen. »Ich habe Ihnen noch nicht gezeigt, wo die Boxen in Kartons verpackt und wie die Kartons in den Kühlraum beför-

dert werden.«

Kim war klar, daß er mehr ohnehin nicht zu sehen bekäme. Und Mr. Sorenson würde mit Sicherheit nicht mit ihm reden. »Wenn Sie noch weitere Fragen haben, können Sie mich gerne anrufen«, bot Mr. Cartwright an, als sie wieder an der Rezeption angekommen waren. Er reichte Kim eine Visitenkarte und grinste. Dann schüttelte er ihm die Hand, klopfte ihm auf den Rücken und bedankte sich für den Besuch. Kim verließ das Gebäude und stieg in sein Auto. Doch anstatt den Motor zu starten, schaltete er das Radio ein. Nachdem er auch sein Handy eingeschaltet hatte, lehnte er sich zurück und versuchte sich zu entspannen. Nach ein paar Minuten kurbelte er das Fenster ein wenig herunter. Er wollte auf keinen Fall einschlafen.

Die Zeit verging langsam. Ein paarmal war er drauf und dran, sein Vorhaben aufzugeben und wegzufahren. Er fühlte sich immer schlechter, weil er Tracy allein im Warteraum der Intensivstation zurückgelassen hatte. Doch nachdem er etwa eine Stunde gewartet hatte, zahlte seine Geduld sich aus: Marsha Baldwin verließ die Mercer-Meats-Anlage. Sie hatte einen khakifarbenen Mantel an und trug eine Art Diplomatenkofferchen unter dem Arm.

Kim geriet leicht in Panik, als die Autotür sich nicht sofort öffnen ließ. Er mußte unbedingt mit der Frau sprechen, bevor sie in ihren Wagen stieg. Seit einem lange zurückliegenden Unfall klemmte die Tür seines Autos hin und wieder. Er stieß ein paarmal mit der flachen Hand dagegen, bis sie endlich aufsprang. Hastig stürmte er auf die Kontrolleurin zu, die gerade die hintere Tür ihrer gelben Ford-Limousine geöffnet hatte und dabei war, den Aktenkoffer auf dem Boden vor der Rückbank zu verstauen. Er staunte, wie groß sie war; er schätzte sie auf mindestens einsachtundsiebzig. »Marsha Baldwin?« sprach er sie an.

Überrascht auf dem Parkplatz mit ihrem Namen angesprochen zu werden, drehte Marsha sich um und nahm ihn mit ihren smaragdgrünen Augen ins Visier. Gleichzeitig strich sie sich eine ihrer dunkelblonden Locken aus dem Gesicht und klemmte sie hinters Ohr. Kims Äußeres irritierte sie, und sein gereizter Tonfall versetzte sie fort in Alarmbereitschaft.

»Ja, ich bin Marsha Baldwin«, erwiderte sie zögernd. Erst jetzt nahm Kim die Szenerie vor seinen Augen etwas genauer wahr. Auf der Stoßstange des Wagens, der offenbar Mrs. Baldwins Dienstwagen war, klebte ein Aufkleber mit der Aufschrift: »Rettet die Manatis!« Dann nahm er die Frau näher in Augenschein, von deren Äußeren Mr. Cartwright so begeistert gewesen war. Er schätzte sie auf etwa fünfundzwanzig. Ihre Haut erinnerte an die Farbe von Korallen, sie hatte ein feingeschnittenes Gesicht und eine auffallende, aristokratische Nase. Die Konturen ihrer Lippen waren scharf umrissen. »Wir müssen uns unterhalten«, beteuerte Kim.

»Tatsächlich?« entgegnete Marsha. »Und wer sind Sie? Ein arbeitsloser Chirurg? Oder ein Überbleibsel des gestrigen Kostümballs?«

»Unter anderen Umständen hätten Sie mich mit Ihrer Schlagfertigkeit wahrscheinlich beeindruckt«, erklärte Kim. »Ich habe gehört, daß Sie Lebensmittelkontrolleurin sind und für das Landwirtschaftsministerium arbeiten.«

»Und wer hat Ihnen das erzählt?« hakte Marsha mißtrauisch nach. Man hatte sie während ihrer Ausbildung darauf vorbereitet, daß sie gelegentlich mit Verrückten in Berührung kommen könnte.

Kim zeigte auf den Eingang von Mercer Meats. »Ein salbungsvoller Mercer-Meats-Angestellter. Genauer gesagt ein gewisser Mr. Cartwright. Er ist für die Öffentlichkeitsarbeit der Firma zuständig.«

»Und was wollen Sie von mir, wenn ich denn tatsächlich Kontrolleurin für das Landwirtschaftsministerium wäre?« fragte Marsha, während sie die hintere Tür ihres Wagens schloß und die vordere öffnete. Sie wollte diesen seltsamen Kerl so schnell wie möglich loswerden.

Kim zog den Zettel mit den Angaben der Etiketten aus seiner Kitteltasche und hielt ihn ihr auf Schulterhöhe hin. »Ich möchte, daß Sie herausfinden, woher das Fleisch stammt, das in diesen beiden Partien verarbeitet wurde.« Marsha starrte auf den Zettel. »Wozu, um Himmels willen, sollte ich das tun?«

»Meine Tochter ist schwer krank«, erwiderte Kim. »Ich glaube, daß sie sich durch den Verzehr von Fleisch aus einer dieser Partien mit einem äußerst gefährlichen Stamm von E. coli infiziert hat. Außer-

dem will ich nicht nur wissen, woher dieses Fleisch kommt - ich will auch wissen, wohin es geliefert wurde.«

»Woher wollen Sie denn wissen, daß das Fleisch aus einer dieser beiden Parteien stammt?« fragte Marsha. »Ich weiß es nicht mit hundertprozentiger Sicherheit«, gestand Kim. »Zumindest noch nicht.«

»Ach tatsächlich?« fragte Marsha von oben herab. »Ja, tatsächlich«, schoß Kim zurück. Ihr Tonfall brachte ihn auf die Palme.

»Tut mir leid«, sagte Marsha. »Diese Information kann ich Ihnen nicht beschaffen.«

»Warum nicht?« wollte Kim wissen.

»Ich darf derartige Informationen nicht preisgeben«, erwiderte Marsha. »Damit würde ich gegen die Vorschriften verstoßen.« Sie machte Anstalten, in ihr Auto zu steigen. Plötzlich hatte Kim wieder das Bild seiner todkranken Tochter vor Augen. Er packte Marsha grob am Arm und hinderte sie daran, sich hinters Steuer zu setzen.

»Vergessen Sie doch einmal die dämlichen Vorschriften, Sie verdammte Bürokratin!« fuhr er sie an. »Es ist wichtig! Ist es nicht Ihre Aufgabe, die Öffentlichkeit zu schützen? Jetzt hätten Sie endlich mal die Gelegenheit, genau das zu tun.«

Marsha blieb ruhig. Sie sah hinunter auf die Hand, die ihren Arm umklammerte, dann blickte sie in Kims erzürntes Gesicht. »Lassen Sie mich sofort los, Sie Irrer, oder ich schreie!« Kim ließ sofort los. Die Frau meinte, was sie sagte, soviel war klar. Er war überrascht, wie energisch sie plötzlich war. »Könnten Sie jetzt vielleicht ein bißchen freundlicher sein?« schlug Marsha vor, als ob sie mit einem Teenager spräche. »Ich habe Ihnen doch nichts getan.«

»Und ob Sie mir etwas getan haben!« empörte sich Kim. »Wenn Sie und Ihre Kollegen aus dem Landwirtschaftsministerium diesen Fleischverarbeitungsbetrieb wirklich kontrolliert hätten und nicht immer nur so tun würden als ob, dann wäre jetzt weder meine Tochter krank noch würden pro Jahr fünfhundert Kinder an Lebensmittelvergiftung sterben.«

»Jetzt machen Sie aber mal einen Punkt!« entgegnete Marsha. »Ich habe einen anstrengenden Job, und ich erledige meine Arbeit sehr gewissenhaft.«

»Daß ich nicht lache!« widersprach Kim. »Ich habe gehört, daß Sie und Ihre Leute vor allem eins sehr gewissenhaft bewerkstelligen: Sie tun so, als würden Sie die Fleischindustrie kontrollieren, und in Wirklichkeit machen Sie gar nichts. Ich habe sogar gehört, daß Sie auf Schmusekurs mit der Industrie sind, die Sie eigentlich kontrollieren sollten.« Marsha fiel die Kinnlade herunter.

»Dazu habe ich nichts zu sagen«, entgegnete sie wütend. Sie setzte sich hinters Steuer, knallte die Tür zu und steckte den Schlüssel ins Zündschloß. »Warten Sie!« rief Kim und klopfte gegen die Fensterscheibe. »Bitte! Es tut mir leid, daß ich Sie so angefahren habe.« Er fuhr sich verzweifelt mit der Hand durch sein zerzaustes Haar. »Ich brauche dringend Ihre Hilfe. Ich wollte Sie nicht persönlich angreifen. Ich kenne Sie ja gar nicht.«

Marsha zögerte einen Augenblick und musterte Kim. Schließlich kurbelte sie das Fenster herunter. Vor ein paar Sekunden hatte er sie noch an einen exzentrischen Irren erinnert, doch jetzt wirkte er eher wie ein gequälter Mann. »Sind Sie wirklich Arzt?« fragte sie. »Ja«, erwiderte Kim. »Ich bin Herzchirurg.«

»Und Ihre Tochter ist tatsächlich krank?«

»Sehr krank sogar«, brachte Kim mit gebrochener Stimme hervor. »Sie hat sich mit einem extrem gefährlichen Kolibakterienstamm infiziert. Ich bin mir beinahe hundertprozentig sicher, daß rohes Hamburgerfleisch die Ursache des Übels ist.«

»Das tut mir wirklich leid«, erklärte Marsha. »Aber ich bin für Sie der falsche Ansprechpartner. Ich arbeite noch nicht lange im Landwirtschaftsministerium. Außerdem stehe ich in der Hierarchie des Kontrolldienstes ganz unten.«

»An wen soll ich mich denn wenden?« fragte Kim. »An den Bezirksleiter«, erwiderte Marsha. »Er heißt Sterling Henderson. Ich kann Ihnen seine Telefonnummer geben.«

»Gehört der Mann zum sogenannten mittleren Management?« fragte Kim. Er hatte Dr. Morgans Worte noch deutlich im Ohr.

»Das könnte man wohl so sagen«, erwiderte Marsha. »Dann habe ich kein Interesse, mit ihm zu sprechen. Man hat mir erzählt, daß im Landwirtschaftsministerium einiges im argen liegt, weil es einen

Interessenkonflikt gibt. Angeblich soll sich das im mittleren Management am deutlichsten auswirken. Wissen Sie irgend etwas darüber?«

»Es gibt wirklich Probleme«, gestand Marsha. »Ein ziemlich heißes Eisen, was Sie da ansprechen.«

»Mit anderen Worten - eine Multimilliarden-Dollar-Industrie wie die Rindfleischindustrie hat leichtes Spiel, ihren Einfluß geltend zu machen.«

»So ähnlich ist es wohl«, gab Marsha zu.

»Würden Sie mir bitte helfen?« fragte Kim. »Tun Sie es meiner Tochter zuliebe. Medizinisch kann ich ihr nicht helfen. Aber ich habe mir geschworen, herauszufinden, wie und warum sie krank geworden ist. Ich will unbedingt etwas gegen diese furchtbaren Zustände unternehmen. Es muß doch einen Weg geben, anderen Kindern ein solches Schicksal zu ersparen. Eine der beiden Parteien Fleisch, die ich mir notiert habe, ist höchstwahrscheinlich mit einem extrem gefährlichen Kolibakterienstamm verseucht.«

»Mein Gott, ich weiß wirklich nicht, was ich sagen soll«, entgegnete Marsha. Sie trommelte mit den Fingern auf dem Lenkrad und rang mit sich. Natürlich wollte sie Kinder vor einer schlimmen Krankheit bewahren. Aber sie mußte auch die Risiken einkalkulieren.

»Ich habe keine Chance, ohne Ihre Hilfe an die Informationen zu kommen«, versuchte Kim sie zu überzeugen. »Zumindest nicht schnell genug, um noch irgend etwas zu bewirken.«

»Warum schalten Sie nicht das Gesundheitsamt ein?« schlug Marsha vor.

»Eine gute Idee«, erwiderte Kim. »Das werde ich am Montag auf jeden Fall tun. Aber ich habe, ehrlich gesagt, keine große Hoffnung, auf diesem Weg weiterzukommen. Wahrscheinlich müßte ich mich lediglich mit einem anderen bürokratischen Apparat herumschlagen, und bestimmt würde alles viel zu lange dauern. Außerdem würde ich die Sache lieber selbst in die Hand nehmen. Auf diese Weise könnte ich wenigstens irgend etwas für meine Tochter tun - wo ich ihr schon medizinisch nicht helfen kann.«

»Ich riskiere meinen Job, wenn ich Ihnen die Informationen be-

schaffe«, sagte Marsha. »Ich könnte natürlich auch meinen Vorgesetzten ansprechen. Das Problem ist nur, daß wir nicht gerade ein gutes Arbeitsverhältnis haben.«

»Meinen Sie den Bezirksleiter, von dem Sie eben gesprochen haben?« fragte Kim.

»Ja«, erwiderte Marsha. »Sterling Henderson.«

»Mir wäre es lieber, wenn wir beide die Sache regeln könnten.« Kim war ganz offen.

»Sie haben gut reden«, entgegnete Marsha. »Schließlich setze ich meinen Job aufs Spiel - und nicht Sie.«

»Haben Sie schon mal ein Kind gesehen, das sich mit diesem Koli-bakterienstamm infiziert hat?« fragte Kim. Er hatte plötzlich eine Idee. »Ich frage Sie, weil ich vorher auch noch nie mit dieser Krankheit in Berührung gekommen bin, obwohl ich Arzt bin. Ich hatte zwar schon mal etwas darüber gelesen, aber die Krankheit selbst war immer etwas Abstraktes für mich, nicht mehr als eine Art statistische Angabe.«

»Nein«, gestand Marsha. »Ich habe noch nie mit eigenen Augen so ein infiziertes Kind gesehen.«

»Dann begleiten Sie mich!« schlug Kim vor. »Sehen Sie sich meine Tochter an! Danach entscheiden Sie, was Sie tun, und ich verspreche Ihnen, daß ich Ihre Entscheidung akzeptiere, egal wie sie ausfällt. Selbst wenn Sie beschließen sollten, nichts zu unternehmen, wissen Sie dann wenigstens ein bißchen besser, wie wichtig Ihre Arbeit ist.«

»Wo ist Ihre Tochter denn jetzt?« fragte Marsha. »Im University Medical Center«, erwiderte Kim. »In dem Krankenhaus, in dem ich arbeite.« Er zeigte auf ihr Handy, das in einer Ablage zwischen den beiden Vordersitzen lag. »Rufen Sie im Krankenhaus an, wenn Sie mir nicht glauben. Mein Name ist Reggis. Dr. Kim Reggis. Und meine Tochter heißt Becky Reggis.«

»Ich glaube Ihnen«, erklärte Marsha. Sie war hin- und hergerissen. »Wann wollen Sie hinfahren?«

»Sofort«, erwiderte Kim. »Kommen Sie. Mein Auto steht da drüben.« Er zeigte über seine Schulter nach hinten. »Ich kann Sie mitnehmen. Später bringe ich Sie wieder zu Ihrem Wagen.«

»Auf keinen Fall! Ich kenne Sie doch gar nicht.«

»Okay«, entgegnete Kim. Die Idee, Marsha mit zu Becky ins Krankenhaus zunehmen, gefiel ihm immer besser. »Dann fahren Sie hinter mir her. Ich wollte Ihnen nur die Suche nach einem Parkplatz ersparen. Aber egal. Sie folgen mir einfach auf den Ärzteparkplatz. Was halten Sie davon?«

»Ich würde sagen, Sie können ganz schön hartnäckig sein, wenn Sie jemanden überzeugen wollen«, erwiderte Marsha. »Auf geht's!« rief Kim und reckte zur Betonung die geballte Faust. »Ich fahre eine Schleife, und dann folgen Sie mir.«

»Okay«, willigte Marsha ein wenig skeptisch ein. Auf was hatte sie sich da nur eingelassen?

Jack Cartwright hatte seine Nase gegen die Fensterscheibe gepreßt. Er hatte Kim nicht aus den Augen gelassen und die Unterhaltung zwischen ihm und Marsha Baldwin von Anfang bis Ende verfolgt. Natürlich hatte er kein Wort verstanden, aber ihm war nicht entgangen, daß Marsha Kims Auto gefolgt war, nachdem die beiden sich offenbar über irgend etwas einig geworden waren.

Er verließ den Empfangsbereich und eilte den Hauptflur entlang, über den er auch Kim geführt hatte. Doch diesmal stieg er nicht die Treppe zum Besichtigungsgang hinauf, sondern ging weiter bis zum Ende des Flurs. Dort befanden sich die Büros von Mercer Meats.

»Ist der Chef da?« fragte er eine der Sekretärinnen. »Natürlich«, erwiderte sie, ohne ihr Tippen zu unterbrechen. Cartwright klopfte an die geschlossene Tür seines Chefs. »Kommen Sie doch rein, zum Teufel!« forderte ihn eine dröhnende Stimme auf.

Everett Sorenson leitete die Firma Mercer Meats seit beinahe zwanzig Jahren mit großem Erfolg. Unter seiner Führung war das Unternehmen von Foodsmart aufgekauft und die nagelneue Anlage errichtet worden. Sorenson war groß und noch stämmiger als Jack Cartwright. Sein Gesicht war immer leicht gerötet, und er hatte eine Glatze und für seine Größe zu kleine Ohren.

»Warum sind Sie denn so angespannt?« wollte Sorenson wissen, als Cartwright den Raum betrat. Sorenson hatte eine Art sechsten Sinn.

Er merkte sofort, wenn seinen Günstling etwas beunruhigte. Er hatte Cartwright persönlich aus der Produktion geholt und ihn innerhalb der Firmenhierarchie nach oben katapultiert.

»Wir haben ein Problem.«

»Oh!« entgegnete Sorenson. Er rutschte in seinem Schreibtischsessel nach vorn und stützte das Gewicht seines massigen Oberkörpers auf den Ellbogen ab.

»Was ist los?« Cartwright nahm auf einem der beiden Stühle vor Sorensons Schreibtisch Platz.

»Erinnern Sie sich an den Zeitungsartikel, auf den Sie mich heute morgen hingewiesen haben? Ich meine den über den verrückten Arzt, der wegen Kolibakterien Theater gemacht hat und im Onion Ring am Prairie Highway festgenommen wurde.«

»Natürlich erinnere ich mich. Was ist mit ihm?«

»Er war gerade hier.«

»Der Arzt war hier?« fragte Sorenson ungläubig. »Genau dieser Arzt, um den es in dem Artikel ging«, bestätigte Cartwright. »Ein gewisser Dr. Reggis. Und eins sage ich Ihnen - der Typ ist reif für die Klappe. Er ist völlig außer Rand und Band, und er ist davon überzeugt, daß seine Tochter sich durch einen unserer Hamburger mit E. coli infiziert hat.«

»Verdammt!« fluchte Sorenson. »So etwas können wir nicht gebrauchen!«

»Es kommt noch schlimmer«, fuhr Cartwright fort. »Ich habe gerade beobachtet, wie er sich auf dem Parkplatz mit Marsha Baldwin unterhalten hat. Und dann sind die beiden gleichzeitig weggefahren.«

»Sie meinen, sie sind hintereinander hergefahren?« fragte Sorenson.

Cartwright nickte. »So sah es zumindest aus. Bevor sie zusammen weggefahren sind, haben sie sich eine ganze Weile auf dem Parkplatz unterhalten.«

»Ach du meine Güte!« stöhnte Sorenson und haute mit einer seiner schaufelartigen Hände auf den Schreibtisch. Dann schob er seinen Sessel zurück, erhob sich und begann auf und ab zu laufen. »So etwas können wir nicht gebrauchen! Auf gar keinen Fall! Diese ver-

dammte Baldwin-Ziege ist mir vom ersten Tag an ein Dorn im Auge gewesen. Sie reicht ja auch ständig diese dämlichen Mängelberichte ein. Gott sei Dank hat Sterling Henderson es bisher immer geschafft, sie verschwinden zu lassen.«

»Vielleicht kann Sterling uns helfen«, schlug Cartwright vor. »Kann er sie nicht einfach feuern?«

»Ich wünschte, er täte es«, erwiderte Sorenson. »Ich habe mich schon zimal bei ihm über diese Frau beschwert.«

»Bei dem, was wir ihm zahlen«, sagte Cartwright, »kann er ja wohl wenigstens dafür sorgen, daß sie versetzt wird.«

»Er behauptet, das ginge nicht so einfach«, entgegnete Sorenson. »Offenbar hat ihr Vater gute Verbindungen nach Washington.«

»Dann sitzen wir wohl ganz schön in der Tinte«, stöhnte Cartwright. »Wir haben nicht nur eine übereifrige Kontrolleurin am Hals, sondern auch noch einen wild gewordenen Arzt. Ich fürchte, der Kerl könnte sich zu einer Kamikazeaktion hinreißen lassen. Auf mich hat er den Eindruck gemacht, als wäre er ohne weiteres bereit, sich selbst zu opfern - jedenfalls wenn er uns mit reinreißen kann.«

»Das gefällt mir gar nicht«, stellte Sorenson nervös fest. »Ein weiteres Kolibakterien-Fiasko wäre unser Untergang. Das Management von Hudson Meat hat den Skandal nicht überlebt. Aber was können wir tun?«

»Wir müssen den Schaden begrenzen«, erwiderte Cartwright. »Und zwar so schnell wie möglich. Ich denke, es ist an der Zeit, das neu gegründete Schadensverhütungs-Komitee ins Spiel zu bringen. Wir haben doch jetzt genau die Situation, für die das Komitee ins Leben gerufen wurde.«

»Mein Gott, Sie haben ja recht«, stellte Sorenson erleichtert fest. »Einfach perfekt. Dann wären wir nicht einmal involviert.«

»Was halten Sie davon, Bobby Mo Mason anzurufen?« schlug Cartwright vor.

»Genau das werde ich tun.« Sorenson erwärmte sich immer mehr für diese Idee. Cartwright zu seinem Stellvertreter zu machen, war wirklich ein guter Schachzug gewesen. Der Mann konnte taktisch denken und Entscheidungen treffen. »Wir müssen jetzt vor allem

schnell handeln«, fügte Cartwright hinzu.

»Ich rufe sofort an«, versprach Sorenson. »Vielleicht können wir das Meeting gleich heute abend während der Dinnerparty bei Bo abhalten«, schlug Cartwright vor. »Dadurch könnten wir die Sache beschleunigen, und es sind ja sowieso alle da.«

»Eine hervorragende Idee!« rief Sorenson und griff zum Hörer.

Kim parkte ein und sprang aus dem Wagen. Er wollte Marsha in eine Lücke lotsen, die für einen Arzt reserviert war, der am Samstag wahrscheinlich nicht zum Dienst gerufen werden würde. Sie hatte ihr Auto kaum zum Stehen gebracht, als er schon die Tür aufriß.

»Halten Sie Ihre Idee immer noch für klug?« fragte Marsha. Sie stieg aus und warf einen Blick auf die imposante Fassade des Krankenhauses. Während der Fahrt in die Stadt hatte sie über Kims Vorhaben nachgedacht und hätte am liebsten einen Rückzieher gemacht.

»Die Idee ist hervorragend«, antwortete Kim. »Ich weiß gar nicht, warum ich nicht gleich darauf gekommen bin. Kommen Sie!«

Er nahm Marshas Arm und führte sie zum Eingang. Zuerst sträubte sie sich ein wenig, doch dann gab sie nach. Sie war noch nicht oft in Krankenhäusern gewesen und hatte keine Ahnung, wie sie reagieren würde. Vielleicht würde der Anblick des kranken Mädchens sie stärker beeindrucken, als sie sich noch vor einer Stunde auf dem Parkplatz von Mercer Meats vorgestellt hatte. Während sie im Foyer auf den Fahrstuhl warteten, stellte sie zu ihrer Überraschung fest, daß nicht sie, sondern Kim am ganzen Leibe zitterte.

»Ist alle okay mit Ihnen?« fragte sie ihn.

»Um ehrlich zu sein, nein«, gestand Kim. »Ich bin seit Beginn meiner Ausbildung sozusagen täglich in Krankenhäusern ein- und ausgegangen, und es hat mir nie etwas ausgemacht. Aber seitdem es Becky so schlecht geht, beschleicht mich jedesmal eine furchtbare Angst, wenn ich die Klinik betrete. Wahrscheinlich kann ich es deshalb auch nicht rund um die Uhr an ihrem Bett aushalten. Wenn ich ihr hätte helfen können, wäre das natürlich etwas anderes. Aber ich kann ihr nicht helfen.«

»Das muß schrecklich für Sie sein«, stellte Marsha fest. »Sie kön-

nen sich nicht vorstellen, wie fertig es mich macht«, gestand Kim.

Sie stiegen in den überfüllten Fahrstuhl und schwiegen, bis sie den Flur erreichten, der zur Intensivstation führte.

»Ich will ja nicht neugierig sein«, begann Marsha, »aber wie kommt denn Ihre Frau mit dieser furchtbaren Situation klar?«

»Wir sind geschieden«, erwiderte Kim. »Aber natürlich machen wir uns beide schreckliche Sorgen um Becky. Tracy, so heißt meine Ex-Frau, ist auch total am Ende, aber ich glaube, sie kommt mit dem Nervenstreß besser zurecht als ich. Sie ist bestimmt hier. Ich stelle Sie Ihnen gleich vor.« Marsha lief ein kalter Schauer über den Rücken. Die Sorge einer Mutter um ihr Kind würde ihr mit Sicherheit noch mehr an die Nieren gehen. Warum hatte sie sich bloß von diesem unbekannten Arzt einwickeln lassen?

Noch nervöser wurde sie, als sie das Hinweisschild zur Intensivstation sah. Es zeigte in die Richtung, in die sie gingen. »Liegt Ihre Tochter auf der Intensivstation?« fragte sie und hoffte, daß Kim verneinen würde. »Ja«, erwiderte Kim.

Marsha seufzte. Der Krankenhausbesuch würde ihr viel schlimmer zusetzen, als sie befürchtet hatte. Auf der Schwelle zum Warteraum der Intensivstation blieb Kim stehen. Er hatte Tracy gesehen und bedeutete Marsha, ihm zu folgen. Tracy erhob sich von ihrem Stuhl.

»Tracy, ich möchte dir Marsha Baldwin vorstellen. Marsha arbeitet als Kontrolleurin für das Landwirtschaftsministerium, und ich hoffe, daß sie mir hilft herauszufinden, woher das Fleisch stammt, das Becky gegessen hat.« Tracy antwortete nicht sofort. Als Kim sie aufmerksamer ansah, spürte er, daß irgend etwas passiert sein mußte. Offenbar hatte sich Beckys Zustand weiter verschlechtert. »Was ist denn jetzt schon wieder passiert?« fragte Kim grimmig.

»Warum bist du nicht ans Telefon gegangen?« fragte Tracy zurück. Sie war sichtlich verzweifelt. »Es hat nicht geklingelt«, erwiderte Kim. »Ich habe mehrmals versucht, dich zu erreichen.« Kim fiel ein, daß er das Telefon im Auto gelassen hatte, als er die Mercer-Meats-Anlage besichtigt und mit Marsha geredet hatte.

»Jetzt bin ich ja hier«, brachte Kim betrübt hervor. »Was ist passiert?«

»Ihr Herz ist stehengeblieben«, erwiderte Tracy. »Aber sie haben es wieder zum Schlagen gebracht. Ich war dabei, als es passiert ist.«

»Vielleicht sollte ich lieber gehen«, flüsterte Marsha. »Nein!« widersprach Kim mit Nachdruck. »Bitte bleiben Sie hier! Ich sehe nach, was los ist.« Er drehte sich um und eilte davon. Tracy und Marsha sahen sich unsicher an.

»Es tut mir furchtbar leid«, bekundete Marsha. »Danke«, flüsterte Tracy und wischte sich mit dem Taschentuch die Augenwinkel trocken. Sie hatte in den vergangenen achtundvierzig Stunden so viel geweint, daß ihre Tränen beinahe versiegt waren. »Becky ist so ein wundervolles Mädchen.«

»Ich wußte nicht, daß Ihre Tochter so schwer krank ist«, gestand Marsha. »Kaum vorstellbar, wie schrecklich Sie leiden müssen.«

»Da haben Sie wohl recht«, entgegnete Tracy.

»Es tut mir leid, daß ich hier so hereingeplatzt bin. Bitte entschuldigen Sie. Ich sollte jetzt wirklich gehen.«

»Meinetwegen müssen Sie nicht gehen. Kim klang so, als wollte er sie unbedingt hierbehalten. Es geht mir allerdings beim besten Willen nicht in den Kopf, wie er sich in dieser Situation mit der Herkunft von Fleisch beschäftigen kann. Ich habe schon Schwierigkeiten, normal zu atmen.«

»Das muß wohl daran liegen, daß er Arzt ist«, sagte Marsha. »Wie er mir erzählt hat, will er unbedingt verhindern, daß sich auch noch andere Kinder mit dem Erreger infizieren.«

»Von der Seite habe ich seinen Tatendrang noch gar nicht gesehen«, gestand Tracy. »Vielleicht sollte ich künftig nicht so vorschnell über ihn urteilen.«

»Er befürchtet, daß eine ganze Partie mit verseuchtem Fleisch in Umlauf gekommen ist«, erklärte Marsha.

»Das ist natürlich möglich«, entgegnete Tracy. »Doch warum er Sie jetzt hierhergeschleppt hat, ist mir allerdings ein Rätsel. Aber bitte verstehen Sie mich nicht falsch.«

»Ich weiß schon, was Sie meinen. Er hat mich gefragt, ob ich ihm helfe herauszufinden, wo das Fleisch ursprünglich hergekommen ist, das Becky gegessen hat. Aber ich habe gezögert. Die Herkunft von

Fleisch zurückzuverfolgen, gehört nicht zu meinem Job. Es könnte mich sogar meine Stelle kosten, wenn mein Chef herausfände, daß ich derartige Informationen weitergegeben habe. Ihr Ex-Mann glaubt, daß er mich umstimmen kann, wenn ich Ihre kranke Tochter sehe, weil ich dann wüßte, wie gefährlich diese Kolibakterien wirklich sind.«

»Ich wette, wenn Sie Becky gesehen haben, werden Sie die gewissenhafteste Kontrolleurin der Welt. Wollen Sie sie wirklich sehen? Ich führe Sie zu ihr.«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Marsha ehrlich. »Ich möchte mich nicht aufdrängen.«

»Sie drängen sich nicht auf«, sagte Tracy nachdrücklich. »Kommen Sie! Wir gehen zu Becky.«

Die beiden Frauen verließen den Warteraum und gingen hinaus auf den Flur. Am Eingang zur Intensivstation blieb Tracy stehen.

»Bleiben Sie hinter mir«, riet Tracy. »Man darf eigentlich nur in Begleitung einer Schwester oder eines Arztes auf die Station.« Marsha nickte. Ihr Herz jagte, und ihr war furchtbar heiß. Tracy öffnete die Tür, und die beiden Frauen betraten die Intensivstation. Mit Marsha im Schlepptau steuerte Tracy zügig das kleine Zimmer an, in dem Becky lag. Ein paar Schwestern sahen die beiden, sagten aber nichts. Tracy gehörte seit achtundvierzig Stunden quasi zum Inventar der Station.

»Ich fürchte, wir können jetzt nicht zu ihr«, stellte Tracy fest und blieb auf der Türschwelle stehen. Außer Kim waren sechs weitere Ärzte und zwei Schwestern in dem winzigen Raum. Doch zu hören war im Augenblick nur Kim.

»Ich habe verstanden, daß sie mehrmals einen Herzstillstand hatte«, brüllte er. Er war panisch und verzweifelt und konnte sich nur durch einen weiteren Wutanfall Luft verschaffen. Aufgrund seiner langjährigen Erfahrung als Arzt wußte er, daß seine Tochter dem Tod nahe war, doch niemand gab ihm eine klare Antwort und niemand tat irgend etwas. In seinen Augen standen sie alle nur herum und kraulten sich das Kinn. »Ich will wissen, warum das passiert!«

Er starrte Jason Zimmerman, den Kinderkardiologen, an, dem er

gerade vorgestellt worden war. Der Mann sah weg und tat so, als würde er den Herzmonitor beobachten, der einen ungleichmäßigen Rhythmus aufzeichnete. Irgend etwas war nicht in Ordnung.

Kim drehte sich um und sah die Kinderärztin an. Über ihre Schulter hinweg entdeckte er Tracy und Marsha. »Wir wissen nicht, was mit ihr los ist«, gestand Dr. Stevens. »Wir konnten keine Perikardflüssigkeit entdecken, mit einer Herzbeuteltamponade haben wir es also nicht zu tun.«

»Wie mir scheint, ist etwas mit dem Myokard selbst nicht in Ordnung«, sagte Dr. Zimmerman. »Ich brauche ein EKG.« Der Kardiologe hatte kaum zu Ende gesprochen, als der Monitor plötzlich Alarm schlug. Der Cursor zeichnete eine flache Linie. Beckys Herz war wieder stehengeblieben.

»Herzstillstand!« alarmierte eine der Schwestern ihre Kolleginnen, die mit anderen Patienten beschäftigt waren.

Dr. Zimmerman stieß Kim zur Seite und begann sofort mit der externen Herzmassage. Er legte seine Hände auf Beckys zerbrechliche Brust und begann zu pumpen. Die Anästhesiologin Jane Flanagan, die bei dem ersten Stillstand herbeigeeilt und noch immer im Raum war, paßte auf, daß der Endotrachealtubus an Ort und Stelle blieb. Außerdem erhöhte sie den Sauerstoffanteil, der Becky über den Respirator zugeführt wurde. Eine Schwester brachte den Karren mit den Utensilien, die bei einem Herzstillstand benötigt werden.

In dem kleinen Raum herrschte ein einziges Tohuwabohu. Die Ärzte taten ihr Bestes. Doch schon bald war klar, daß das Herz nicht nur aufgehört hatte zu schlagen, sondern daß die gesamte elektrische Aktivität des Herzens zum Stillstand gekommen war.

Tracy legte entsetzt eine Hand auf ihre Wange. Sie wollte weglaufen, konnte sich gar nicht vom Fleck rühren. Dazu verdammt, jedes schmerzliche Detail mit ansehen zu müssen, blieb sie wie angewurzelt stehen.

Marsha blieb nichts anderes übrig, als sich hinter Tracys Rücken zu verkriechen. Sie hatte Angst, den Ärzten und Schwestern im Weg zu stehen.

Kim war zunächst entsetzt zurückgewichen. Sein Blick schweifte

nervös zwischen dem Herzmonitor und seiner Tochter hin und her, deren reglosen Körper der Kinderkardiologe ziemlich unsanft bearbeitete.

»Epinephrin!« schrie Dr. Zimmerman, ohne die Herzmassage zu unterbrechen.

Die Schwester an dem Handwagen zog sofort eine Spritze mit dem gewünschten Mittel auf und reichte sie weiter. Die Spritze wanderte durch etliche Hände, bis sie schließlich bei dem Kardiologen ankam, der für einen Augenblick die Reanimation unterbrach und die Nadel direkt in Beckys Herz stach. Tracy hielt sich die Hand vor die Augen und stöhnte. Marsha legte instinktiv den Arm um sie, konnte ihren Blick aber nicht von der dramatischen Szene abwenden, die sich vor ihren Augen abspielte. Dr. Zimmerman begann erneut mit der Herzmassage und ließ den Monitor nicht aus den Augen. Die Linie hatte sich nicht verändert. Sie verlief schnurgerade.

»Die Elektroden!« rief Dr. Zimmerman. »Vielleicht bringen wir das Herz durch Elektrostimulation wieder in Gang. Wenn das auch nicht funktioniert, müssen wir es mit einem Herzschrittmacher versuchen. Bereiten Sie alles Nötige vor.« Eine Schwester hatte die Defibrillatoren bereits geladen und reichte sie umgehend weiter. Dr. Zimmerman unterbrach die Herzmassage und nahm sie entgegen.

»Alle zurücktreten!« brüllte er, während er die Elektroden plazierte. Als niemand mehr zu nah am Bett stand und die Elektroden dort saßen, wo er sie haben wollte, drückte er auf den Entladungsknopf.

Beckys farbloser Körper zuckte und ihre weißen Arme schlugen aus. Alle starrten gebannt auf den Monitor und hofften, daß die Linie sich verändert. Doch der Cursor spielte nicht mit. Er zog weiterhin einen schnurgeraden Strich. Kim drängte sich nach vorn. Es gefiel ihm nicht, wie der Kinderkardiologe die Herzmassage durchführte. »Sie üben nicht genug Druck aus. Lassen Sie mich weitermachen!«

»Nein!« schaltete Dr. Stevens sich ein und zog Kim zurück.

»Lassen Sie das, Dr. Reggis! Wir kümmern uns um Ihre Tochter. Ich glaube, Sie sollten besser draußen warten.« Kim riß sich los. Seine Pupillen waren erweitert, sein Gesicht rot angelaufen. Er würde sich auf keinen Fall ein weiteres Mal abschieben lassen.

Dr. Zimmerman beherzigte Kims Hinweis. Da er relativ klein war, fiel es ihm schwer, im Stehen große Kraft anzuwenden. Um sich die Arbeit zu erleichtern, kletterte er auf das Bett und kniete sich über seine Patientin. So konnte er größeren Druck auf die Brust ausüben - sogar so viel mehr Druck, daß alle Anwesenden hörten, wie einige von Beckys Rippen brachen.

»Mehr Epinephrin!« brüllte Kim.

»Nein!« keuchte Dr. Zimmerman. »Geben Sie mir Kalzium!«

»Epinephrin!« wiederholte Kim. Seine Augen klebten am Bildschirm, wo der Cursor weiter eine gerade Linie zog. Als keine Spritze gereicht wurde, brüllte er die Schwestern neben dem Wagen an: »Wo bleibt das Epinephrin?«

»Kalzium!« schrie Dr. Zimmerman erneut. »Wir müssen die elektrische Aktivität in Gang bringen. Die Ionen müssen aus dem Gleichgewicht geraten sein.«

»Kalzium kommt!« rief Dr. Stevens.

»Nein!« brüllte Kim. Er drängte sich zwischen den Ärzten und Pflegern hindurch zu dem Wagen mit den Notfallutensilien. Außer sich vor Wut startete er die Schwester an. Kim war es nicht gewohnt, daß man sich seinen Anordnungen widersetzte. Er schnappte sich eine Spritze und riß die Verpackung auf. Dann griff er nach einem Röhrchen Epinephrin und brach die Spitze ab. Doch seine Hände zitterten so heftig, daß er die Spritze fallenließ und sich eine neue nehmen mußte.

»Hören Sie auf!« fuhr Dr. Stevens ihn an und packte ihn am Arm. Dr. Ohanesian, der Hämatologe, half ihr und umklammerte Kims anderen Arm.

Kim schüttelte die beiden ab und zog die Spritze auf. Als er sich seinen Weg zum Bett bahnen wollte, brach Chaos aus. Dr. Morgan und der Nephrologe eilten ihren beiden Kollegen zu Hilfe. Alle brüllten durcheinander und schubsten und bedrohten sich.

»Oh mein Gott!« stöhnte Tracy. »Das kann doch nicht wahr sein!«

»Schluß jetzt!« schrie die Anästhesiologin, so laut sie konnte. Schlagartig kehrte Ruhe ein. Dann erklärte sie in normaler Lautstärke: »Hier passiert etwas total Seltenes. Die ausgetriebene Blutmenge

ist okay, und ich bin auf hundert Prozent Oxygenierung. Trotzdem erweitern sich ihre Pupillen! Aus irgendeinem Grund kommt keine Zirkulation in Gang.« Kim befreite sich von den Händen, die ihn umklammerten. Außer Dr. Zimmerman, der die Elektrostimulation fortsetzte, rührte sich niemand. Keiner sagte ein Wort. Die Ärzte waren paralysiert und wußten nicht, was sie als nächstes tun sollten. Kim war als erster zu einer Reaktion fähig. Als erfahrener Chirurg ertrug er es nicht, auch nur einen Augenblick länger zu zögern. Er wußte, was zu tun war. Wenn trotz ausreichenden Drucks auf das Herz keine Blutzirkulation in Gang kam, gab es nur eine Möglichkeit.

»Skalpell!« brüllte er den Schwestern am Handwagen zu. »Nein!« schrie Dr. Stevens.

»Skalpell!« brüllte Kim mit noch mehr Nachdruck. »Das dürfen Sie nicht tun!« schrie Dr. Stevens. »Skalpell!« dröhnte Kim und schleuderte die mit Epinephrin aufgezugene Spritze beiseite. Rücksichtslos drängte er sich zwischen den Umstehenden hindurch und stürzte zu dem Wagen mit den Notfallutensilien.

Er schnappte sich die Glasröhre, in der das Skalpell steckte, schraubte mit zitternden Händen den Verschuß ab und zog das sterile Instrument heraus. Die Glasröhre schleuderte er zur Seite; sie zersplitterte auf dem gefliesten Boden. Dann nahm er einen Alkoholtupfer und riß mit den Zähnen die Verpackung auf.

Inzwischen versuchte nur noch Dr. Stevens, ihm den Weg zum Bett seiner Tochter zu versperren. Doch sie konnte nichts gegen ihn ausrichten. Er schob sie einfach zur Seite.

»Nein!« schluchzte Tracy. Sie war zwar keine Ärztin, doch sie wußte intuitiv, was Kim vorhatte. Sie wollte zu Becky. Marsha ließ sie los.

Kim war als erster bei Becky. Er stieß Dr. Zimmerman kurzerhand vom Bett. Dann tupfte er die Brust seiner Tochter mit Alkohol ab. Bevor Tracy die Bettkante erreichte, schlitze er Beckys Brustkorb mit einem entschlossenen, nicht blutenden Schnitt der Länge nach auf.

Die Ärzte und Schwestern schnappten nach Luft. Tracy schluchzte

laut auf und taumelte zurück. Der entsetzliche Anblick gab ihr den Rest. Hätte der Nephrologe sie nicht aufgefangen, wäre sie umgekippt.

Auf der anderen Seite des Bettes richtete Dr. Zimmerman sich wieder auf. Als er sah, was los war, taumelte auch er ein paar Schritte zurück.

Kim verlor keine Zeit. Ohne die anderen in dem winzigen Raum auch nur wahrzunehmen, brach der erfahrene Chirurg in ihm durch. Er nahm beide Hände zu Hilfe und zog Beckys zarte Rippen entschlossen auseinander. Es knackte laut. Dann schob er seine nackte Hand in den offenen Brustkorb seiner Tochter und begann mit dem rhythmischen Ausdrücken ihres Herzens.

Doch seine übermenschlichen Bemühungen waren nur kurz. Nachdem er ein paarmal gedrückt hatte, fühlte er, daß Beckys Herz perforiert war. Es war in seiner Konsistenz alles andere als normal. Anstelle eines relativ festen Muskels spürte er eine viel weichere Substanz, die ihm durch die Finger zu glitschen schien. Er war plötzlich zu geschockt, daß er seine Hand zurückzog. Dabei zog er auch einen Teil des sich so seltsam anfühlenden Gewebes mit heraus. Er wußte nicht, was er tun sollte. Völlig verwirrt hob er die Hand vor sein Gesicht und inspizierte die blutigen Fetzen aus der Nähe. Plötzlich stieß er einen schrillen, herzerreißenden Schrei aus. Was er in der Hand hatte, war nekrotisches Gewebe aus Beckys Herzen und aus ihrem Herzbeutel. Das Toxin hatte sich erbarmungslos ausgebreitet. Es sah so aus, als ob es seine Tochter von innen aufgeessen hätte.

Die Tür zur Intensivstation wurde aufgerissen. Zwei uniformierte Männer des Krankenhaussicherheitsdienstes stürmten ins Zimmer. Die Oberschwester hatte sie alarmiert, als Kim das Epinephrin verlangt hatte und das Chaos ausgebrochen war. Als die Männer registrierten, was hier vor sich ging, blieben sie wie angewurzelt stehen. Becky wurde immer noch über den Respirator beatmet; ihre rosafarbenen Lungen füllten sich immer wieder und ließen den geöffneten Brustraum auseinanderklaffen. Kim stand neben ihrem Bett, die Hände voller Blut, die Augen vor Kummer und Entsetzen weit aufgerissen. Dann legte er das krankhafte Gewebe vorsichtig zurück in

Beckys Brustkorb. Als er diese letzte nutzlose Geste ausgeführt hatte, legte er seinen Kopf zurück und brach in qualvolles Wehklagen aus. Noch nie zuvor hatte jemand auf der Intensivstation so entsetzliche Klagelaute gehört.

Tracy war wieder soweit zu sich gekommen, daß sie einen Schritt nach vorn gehen konnte. Kims furchtbarer Schrei hatte sie bis ins Mark getroffen. Sie wollte ihn trösten und gleichzeitig selber getröstet werden.

Doch Kim nahm nichts und niemanden mehr wahr. Er bahnte sich seinen Weg nach draußen und verließ fluchtartig die Intensivstation. Bevor jemand reagieren konnte, war er weg. Wie ein Irrer raste er den Flur entlang. Wer ihn rechtzeitig sah, sprang aus dem Weg. Ein Pfleger war nicht schnell genug. Kim rannte den Mann mitsamt seinem mit Wasserflaschen gefüllten Handwagen über den Haufen.

Draußen stürmte er zu seinem Auto und startete den Motor. Er schoß mit quietschenden Reifen davon. Wie wahnsinnig fuhr er in Richtung Prairie Highway. Zum Glück kam ihm kein Polizeiwagen in die Quere. Als er auf den Onion-Ring-Parkplatz bog, donnerte er genau wie bei seinem letzten Besuch mit einem heftigen Krachen über den Randstein. Schließlich kam er mit quietschenden Reifen vor dem gutbesuchten Restaurant zum Stehen. Er zog die Handbremse und wollte schon aus dem Auto springen, als er plötzlich zögerte. Ein Hauch seines sonst immer einwandfrei funktionierenden, klaren Verstands kehrte in sein gefühlsmäßig völlig durchgedrehtes Hirn zurück. Die samstagnachmittägliche Schar von Gästen, die sich an ihren Hamburgern, Milchshakes und Pommes erfreute und nichts von seinem Unglück ahnte, brachte ihn mit einem Mal jäh zurück auf den Boden der Tatsachen. Er war zum Onion Ring gejagt, um sich irgend jemanden zu greifen, dem er die Schuld geben konnte. Doch er stieg nicht aus.

Statt dessen hob er seine rechte Hand und starrte sie an. Als er das dunkle, getrocknete Blut seiner Tochter sah, begann er die schreckliche Realität allmählich zu erfassen: Becky war tot. Und er hatte nichts tun können, um ihr Leben zu retten. Er warf sich hilflos über das Lenkrad und schluchzte hemmungslos.

Tracy schüttelte den Kopf und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. Sie konnte einfach nicht glauben, was passiert war. Marsha klopfte ihr beruhigend auf die Schulter. Daß sie von einer Fremden getröstet wurde, machte die Sache nicht gerade leichter. Sie hatte völlig anders reagiert als Kim. Anstatt blindwütig davonzustürmen, war sie wie gelähmt stehengeblieben. Sie hatte nicht einmal weinen können.

Nach Kims überstürztem Abgang hatten Dr. Stevens und Dr. Morgan sie in den Warteraum der Intensivstation begleitet. Marsha war ihnen gefolgt, doch das hatte sie in dem Moment gar nicht wahrgenommen. Die beiden Ärztinnen waren eine Weile bei ihr geblieben, hatten ihr ihr Mitgefühl ausgedrückt und ihr erklärt, was passiert war. Sie hatten ihre Fragen bis ins Detail beantwortet; sie hatten ihr erklärt, wie das von den Kolibakterien gebildete Toxin offenbar Beckys Herzmuskel und das Perikardium, die Umhüllung des Herzens, zerstört hatte. Dr. Stevens hatte angeboten, ihr ein Taxi zu bestellen, doch sie hatte dankend abgelehnt und erklärt, sie sei mit dem Auto da und könne allein nach Hause fahren. Erst als die beiden Ärztinnen gegangen waren, hatte sie registriert, daß Marsha noch da war, und die beiden hatten sich lange unterhalten.

»Danke, daß Sie die ganze Zeit bei mir geblieben sind«, sagte Tracy.

»Sie haben mir sehr geholfen. Ich hoffe, die vielen Geschichten über Becky haben Sie nicht gelangweilt.«

»Ganz im Gegenteil«, entgegnete Marsha. »Becky muß ein wunderbares Kind gewesen sein.«

»Ein besseres hätte man sich nicht wünschen können«, bestätigte Tracy traurig. Dann holte sie tief Luft und richtete sich etwas auf. Sie saß mit Marsha in der Nähe des Fensters; die Schatten in Richtung Osten wurden in der spätnachmittäglichen Wintersonne immer länger.

»Jetzt haben wir uns so lange unterhalten und nicht ein einziges Mal meinen Ex-Mann erwähnt. Dabei ist es doch seine Schuld, daß Sie überhaupt hier sind.« Marsha nickte.

»Das Leben ist voller Überraschungen«, seufzte Tracy. »Da verliere

ich meine geliebte Tochter, die der Mittelpunkt meines Lebens war, und auf einmal mache ich mir Sorgen um Kim. Ich hoffe nur, daß er jetzt nach Beckys Tod nicht komplett durchdreht.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Marsha. »Ich weiß es selbst nicht so richtig«, gestand Tracy. »Ich habe Angst, daß er irgendeine Dummheit macht. Er hat bereits eine Nacht im Gefängnis verbracht, weil er den Geschäftsführer des Restaurants niedergeschlagen hat, in dem Becky sich seiner Meinung nach infiziert hat. Ich hoffe nur, er macht nichts völlig Durchgeknalltes und tut sich oder anderen etwas an.«

»Er hat wirklich einen ziemlich aufgebrachten Eindruck gemacht«, stimmte Marsha ihr zu.

»Das ist noch stark untertrieben«, entgegnete Tracy. »Er war immer ein Perfektionist. Aber früher hat er seine Wut nur an sich selbst ausgelassen. Sie hat ihn sozusagen zu Höchstleistungen angespornt. Aber das hat sich im Laufe der letzten Jahre leider geändert. Unter anderem deshalb haben wir uns scheiden lassen.«

»Tut mir leid«, erklärte Marsha.

»Im Grunde ist er ein guter Mann«, fuhr Tracy fort. »Er ist zwar extrem ichbezogen, aber er ist auf jeden Fall ein sehr guter Arzt. Ohne Zweifel ist er einer der besten Herzchirurgen.«

»Das glaube ich Ihnen gerne«, entgegnete Marsha. »Wissen Sie, was mich an ihm am meisten beeindruckt? Daß er in einer so furchtbaren Situation noch an das Schicksal anderer Kinder denken kann.«

»Wären Sie denn nach dem, was Sie eben miterlebt haben, immer noch bereit, ihm zu helfen?« fragte Tracy. »Dann könnte er seine Wut über Beckys Schicksal wenigstens in eine sinnvolle Richtung lenken.«

»Ich würde ihm ja gerne helfen«, erwiderte Marsha. »Aber ich muß gestehen, er hat mir ein wenig Angst eingejagt. Schließlich kenne ich ihn nicht so gut wie Sie, da ist es schwierig, seine Aktionen richtig einzuordnen.«

»Das verstehe ich gut«, entgegnete Tracy. »Aber vielleicht wollen Sie ja doch noch einmal Kontakt zu ihm aufnehmen. Ich gebe Ihnen auf alle Fälle seine Adresse. Wie ich ihn kenne, wird er sich so lange einigeln, bis ihn seine Wut und sein Ungerechtigkeitsempfinden aus

dem Haus treiben und ihn zu einem weiteren Feldzug verleiten. Ich kann nur hoffen, daß seine Energie mit Ihrer Unterstützung in die richtigen Bahnen gelenkt wird.«

Marsha stieg in ihren Wagen. Doch anstatt gleich loszufahren, ließ sie noch einmal die Ereignisse dieses seltsamen Tages Revue passieren. Alles hatte damit angefangen, daß sie sich spontan entschlossen hatte, ein paar Überstunden zu machen und Mercer Meats einen Inspektionsbesuch abzustatten. Sie fragte sich, wie sie an die Informationen kommen sollte, die Kim von ihr haben wollte. Die Herkunft des Fleisches wurde in den Kontrollbüchern festgehalten, doch es gehörte nicht zu ihren Aufgaben, die Eintragungen zu prüfen. Sie mußte lediglich sicherstellen, daß die Bücher ordnungsgemäß geführt wurden. Da ihr bei ihren Inspektionen ständig jemand über die Schulter sah, hatte sie keine Ahnung, wie sie die Eintragungen unauffällig checken sollte. Am schwierigsten aber würde es sein, das Vorhaben vor ihrem eigenen Chef zu verheimlichen. Da man bei Mercer Meats all ihre Aktionen mit Argusaugen beobachtete und engen Kontakt zu ihrem Vorgesetzten hatte, war das nicht gerade einfach zu bewerkstelligen. Die Antwort lag auf der Hand. Sie mußte die Bücher nach der normalen Arbeitszeit prüfen, wenn nur noch die Reinigungskräfte ihren Dienst taten. Heute war Samstag, ein idealer Tag für einen Versuch. Am Wochenende war es erheblich ruhiger als wochentags.

Marsha zog den Zettel mit der Adresse hervor, den Tracy ihr gegeben hatte, und warf einen Blick auf den Stadtplan, den sie immer im Auto hatte. Kim wohnte nicht weit entfernt. Sie beschloß, bei ihm vorbeizufahren und ihn zu fragen, ob er noch an ihrer Hilfe interessiert war.

Sie fand das Haus ziemlich schnell, doch sie sah sofort, daß trotz der inzwischen eingetretenen Dämmerung kein einziges Licht brannte. Vor der Silhouette der Bäume erhob sich das Haus wie ein großer schwarzer Klotz.

Als sie gerade wieder wegfahren wollte, sah sie Kims Auto, das im dunklen Schatten vor der Garage geparkt war. Sie beschloß aussteigen und zu klingeln. Vielleicht war er ja doch da. Sie drückte auf

die Klingel und fuhr zusammen. Das Klingelgeräusch war ungewöhnlich laut und klar zu hören. Im nächsten Augenblick registrierte sie, daß die Tür nur angelehnt war.

Da sich nichts rührte, klingelte sie noch einmal. Wieder kam niemand zur Tür.

Marsha war irritiert und besorgt. Wieso stand die Tür mitten im Winter offen? Sie wagte sich einen Schritt vor und schob die Tür etwas weiter auf. Dann lugte sie durch den Spalt in die Diele und rief nach Kim. Doch er antwortete nicht. Sie blieb stehen, bis sich ihre Augen soweit an die Dunkelheit gewöhnt hatten, daß sie die Treppe erkennen und durch das Eßzimmer hindurch bis zur Küche sehen konnte. Sie rief noch einmal Kims Namen, doch er meldete sich auch diesmal nicht. Sie war ratlos. Sollte sie wegfahren? Plötzlich fiel ihr Tracys Bemerkung ein; sie fürchtete, daß ihr Ex-Mann sich etwas antun könnte. Marsha überlegte, ob sie die Polizei rufen sollte, doch in Anbetracht dessen, daß eigentlich nur die Tür offenstand, erschien ihr das dann doch ein wenig übertrieben. Sie nahm all ihren Mut zusammen und betrat die Diele. Sie wollte bis zum Treppenabsatz gehen, doch soweit kam sie nicht. Auf halbem Weg blieb sie wie angewurzelt stehen. Keine drei Meter entfernt saß Kim in einem Klub-sessel in einem ansonsten leeren Raum. In der Dunkelheit sah er aus wie ein Gespenst. Sein weißer Arztkittel schien zu schimmern wie das Radiumzifferblatt einer alten Armbanduhr.

»O mein Gott!« rief Marsha. »Haben Sie mich erschreckt.« Kim antwortete nicht und rührte sich nicht. »Dr. Reggis?« sprach Marsha ihn nochmals an. Für einen Augenblick befürchtete sie, daß er tot war.

»Was wollen Sie?« fragte Kim mit müder, monotoner Stimme. »Vielleicht hätte ich besser nicht kommen sollen. Ich wollte Ihnen nur meine Hilfe anbieten.«

»Und wie wollen Sie mir helfen?«

»Indem ich das tue, worum Sie mich vor ein paar Stunden gebeten haben«, erwiderte Marsha. »Ihre Tochter kann ich Ihnen dadurch zwar nicht zurückgeben, aber ich würde Ihnen gerne helfen herauszufinden, woher das verdorbene Fleisch stammt. Vielleicht ist die Mü-

he auch vergebens, denn in einem einzigen Hamburger kann heutzutage Fleisch von hundert verschiedenen Rindern sein. Aber wie dem auch sei - wenn Sie immer noch interessiert sind, würde ich Ihnen gerne helfen.«

»Warum haben Sie Ihre Meinung geändert?« fragte Kim. »Weil ich gesehen habe, was E. coli bei Kindern anrichten kann. Auch mit Ihrer Bemerkung über das Landwirtschaftsministerium haben Sie zu einem gewissen Grad ins Schwarze getroffen. Ich wollte es zwar anfangs nicht zugeben, aber Sie haben recht: Es gibt zwischen dem Ministerium und der Rindfleischindustrie viel zuviel Kumpanei. Jeder von mir vorgelegte Bericht über Mängel und Verstöße ist von meinem Bezirksleiter aus dem Verkehr gezogen worden. Er hat mir sogar gesagt, ich solle einfach wegsehen, wenn es ein Problem gebe.«

»Und warum haben Sie das nicht schon früher zugegeben?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Marsha. »Vielleicht aus Loyalität gegenüber meinem Arbeitgeber. Außerdem glaube ich, das bestehende System könnte durchaus funktionieren. Dazu brauchte man allerdings mehr Leute wie mich, die Mißstände auch aufdecken wollen.«

»Und in der Zwischenzeit gibt es weiter verdorbenes Fleisch, und die Leute werden krank«, fügte Kim hinzu. »Und noch mehr Kinder müssen wie Becky daran sterben.«

»Da haben Sie wohl leider recht«, stimmte Marsha ihm zu. »Jeder in der Fleischbranche weiß, daß das eigentliche Problem die Schlachthöfe sind. Denen ist Profit wichtiger als sauberes Fleisch.«

»Wann hätten Sie Zeit?« fragte Kim.

»Wann Sie wollen«, erwiderte Marsha. »Von mir aus können wir sofort los. Wir würden kein großes Risiko eingehen, denn jetzt sind höchstens noch Reinigungskräfte bei Mercer Meats. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie sich etwas dabei denken, wenn ich die Kontrollbücher durchgehe.«

»Okay, das ist ein Wort«, sagte Kim. »Auf geht's.«

Kapitel 13

Samstag abend, 24. Januar

Tracy war am Boden zerstört. Die Scheidung war ihr sehr nahegegangen; vor allem der Kampf um das Sorgerecht hatte schwer an ihren Nerven gezehrt, doch verglichen mit ihrer derzeitigen Stimmungslage war das nichts gewesen. Dank ihrer Erfahrung als Therapeutin vermochte sie die Symptome, unter denen sie litt, klar zu deuten: Sie war kurz davor, in eine schwere Depression zu verfallen. Da sie selber schon einigen Menschen geholfen hatte, denen ein ähnliches Schicksal widerfahren war, wußte sie, wie schwer es war, gegen die Depression anzukämpfen. Sie wollte es unbedingt schaffen, doch gleichzeitig war ihr klar, daß sie ihren Kummer nicht verdrängen durfte. Als sie sich ihrem Haus näherte, sah sie am Straßenrand Carls gelben Lamborghini stehen. Sie war sich nicht sicher, ob sie sich freute, ihn zu sehen oder eher nicht. Sie bog in die Einfahrt und stellte den Motor ab. Im selben Augenblick kam Carl die Treppe herunter und eilte ihr entgegen. Er hielt einen Blumenstrauß in den Händen. Tracy stieg aus und warf sich ihm in die Arme. Eine Weile sagten sie beide kein Wort. Er hielt sie einfach nur fest, und so verharrten sie schweigend in der spätnachmittäglichen Dunkelheit.

»Woher weißt du es?« brachte Tracy schließlich hervor, den Kopf immer noch gegen Carls Brust gepreßt. »Wenn man Mitglied des Krankenhauskomitees ist, erfährt man alles«, erwiderte Carl. »Es tut mir schrecklich leid.«

»Danke«, flüsterte Tracy. »Ich fühle mich total leer.«

»Kann ich mir vorstellen«, entgegnete Carl. »Komm, laß uns rein gehen.«

Sie gingen zur Haustür.

»Wie ich gehört habe, ist Kim komplett ausgerastet. Dadurch muß für dich ja alles noch furchtbarer gewesen ein.« Tracy nickte.

»Der Mann ist wohl völlig durchgeknallt. Für wen hält er sich ei-

gentlich - für Gott? Das ganze Krankenhaus ist wegen ihm in Aufruhr.«

Tracy öffnete die Tür, ohne zu antworten. Sie gingen hinein.

»Kim hat es nicht leicht«, sagte sie schließlich.

»Wie bitte?« entgegnete Carl verächtlich, während er Tracy den Mantel abnahm und an der Garderobe aufhängte. »Deine Toleranz kennt wirklich keine Grenzen. Für seinen Auftritt im Onion Ring gestern abend hätte ich ihn am liebsten geohrfeigt. Wie konnte er nur so eine Szene machen und behaupten, Becky habe sich dort infiziert? Hast du den Artikel in der Zeitung gesehen? Seitdem ist der Kurs der Onion-Ring-Aktie in den Keller gegangen. Was meinst du, wieviel Geld ich durch diesen Wahnsinnigen verloren habe?«

Tracy ging ins Wohnzimmer und ließ sich aufs Sofa fallen. Sie war total erschöpft, gleichzeitig aber auch angespannt und ängstlich. Carl folgte ihr.

»Kann ich dir irgend etwas bringen?« fragte er. »Vielleicht einen Drink oder etwas zu essen?«

Tracy schüttelte den Kopf. Carl nahm gegenüber von ihr Platz. »Ich habe schon mit ein paar Vorstandsmitgliedern von Foodsmart gesprochen. Wir denken ernsthaft darüber nach, ihn zu verklagen, wenn die Aktien weiter fallen.«

»Kim hatte seine Gründe, warum er den Mann zur Rede gestellt hat«, erklärte Tracy. »Am Abend bevor Becky krank wurde, hat sie im Onion Ring einen Hamburger gegessen, der nicht ganz durchgebraten war.«

»Du glaubst doch nicht im Ernst, daß sie sich dort infiziert hat«, entgegnete Carl mit einer abwinkenden Handbewegung. »Wir verkaufen jeden Tag Hunderttausende von Hamburgern. Niemand wird davon krank. Und wenn im Fleisch tatsächlich ein paar Bakterien sein sollten - wir braten förmlich alles zu Tode.«

Tracy antwortete nicht. Carl merkte plötzlich, was er gesagt hatte.

»Tut mir leid. Das ist mir einfach so rausgerutscht.«

»Ist schon gut, Carl«, brachte Tracy müde hervor. »Weißt du, was mir wirklich auf die Nerven geht?« fuhr Carl fort. »Durch dieses ganze Geschwätz über Kolibakterien sind Hamburger total in Verruf

geraten. Inzwischen denken die Leute schon automatisch an Hamburger, wenn sie das Wort Kolibakterien hören. Dabei ist hinlänglich bekannt, daß man sich auch mit Apfelsaft, Salat oder Milch infizieren kann - selbst durch ein Bad in einem verseuchten See. Findest du es etwa richtig, daß man alles auf Hamburger schiebt?»

»Ich weiß nicht«, erwiderte Tracy. »Tut mir leid, Carl. Ich fühle mich wie betäubt. Ich kann jetzt nicht denken und auch nicht mit dir diskutieren.«

»Ist doch verständlich, mein Schatz«, entgegnete Carl. »Ich sollte lieber nicht soviel reden. Und du solltest irgend etwas essen. Wann hast du zum letzten Mal eine richtige Mahlzeit zu dir genommen?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Tracy.

»Hab' ich's mir doch gedacht! Was hältst du davon, in ein ruhiges Restaurant zu gehen?«

Tracy sah ihn entgeistert an. »Meine Tochter ist gerade gestorben. Wie kannst du da ernsthaft fragen, ob ich jetzt mit dir ausgehe?«

»Ist ja schon gut«, entgegnete Carl und hob die Hände, um sie zu beschwichtigen. »War ja nur ein Vorschlag. Aber ich finde, du solltest etwas essen. Ich könnte dir auch etwas holen. Wäre dir das lieber?«

Tracy beugte sich nach vorn und legte ihr Gesicht in die Hände. Carl war ihr keine Hilfe. »Ich habe keinen Hunger. Vielleicht läßt du mich heute abend einfach allein. Ich bin nicht in der Verfassung, dir Gesellschaft zu leisten.«

»Meinst du das im Ernst?« fragte Carl. Er klang ein wenig beleidigt.

»Ja.« Tracy hob den Kopf. »Du kannst doch sicher etwas anderes unternehmen.«

»Bobby Bo Mason hat mich für heute abend zum Dinner eingeladen«, fiel Carl ein. »Ich habe dir doch davon erzählt. Erinnerst du dich?«

»Nein«, erwiderte Tracy müde. »Wer ist denn Bobby Bo Mason?«

»Einer der großen Rindfleischbarone in unserer Gegend«, erklärte Carl. »Er feiert heute abend sein neues Amt. Er ist der neue Präsident des amerikanischen Rindfleischverbandes.«

»Klingt wirklich wichtig«, bemerkte Tracy, obwohl sie eigentlich anderer Meinung war.

»Ist es auch. Der amerikanische Rindfleischverband ist die mächtigste nationale Organisation der Fleischindustrie.«

»Dann solltest du dich auf keinen Fall durch mich von dem Dinner abhalten lassen.«

»Meinst du wirklich?« fragte Carl. »Ich habe mein Handy dabei. Du kannst mich jederzeit anrufen. In zwanzig Minuten wäre ich bei dir.«

»Bitte geh zu dem Dinner«, sagte Tracy. »Ich möchte nicht, daß du meinetwegen darauf verzichtest.«

Vom beleuchteten Armaturenbrett fiel ein schwacher Lichtstrahl auf Kims Gesicht. Marsha fuhr hoch und wagte einen verstohlenen Blick zur Seite. Nachdem sie ihn etwas näher ins Visier genommen hatte, mußte sie zugeben, daß er selbst mit seinem Zweitagebart noch ein gutaussehender Mann war. Sie fuhren eine ganze Weile, ohne daß jemand etwas sagte. Doch irgendwann brachte Marsha Kim dazu, über Becky zu reden. Sie hatte das Gefühl, daß es ihm guttun würde, und sie hatte recht. Kim redete sich allmählich warm und erzählte ihr über Beckys große Erfolge im Eiskunstlauf. Tracy hatte davon nichts erwähnt.

Als Kim fertig war, hatte Marsha ihm ein wenig über sich erzählt. Sie hatte Tiermedizin studiert und sich anschließend mit einer Freundin beim Landwirtschaftsministerium beworben. Zum Einstieg hatte man ihnen lediglich Stellen im Kontrolldienst angeboten. Schließlich hatte nur Marsha die Stelle angetreten. Ihre Freundin fand es uninteressant, ein Jahr oder länger als Kontrolleurin zu arbeiten und sich statt dessen für eine private Tierarztpraxis entschieden.

»Sie haben Tiermedizin studiert?« fragte Kim. »Das hätte ich nicht gedacht.«

»Warum nicht?« fragte Marsha zurück.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Kim. »Vielleicht weil Sie mir ein bißchen zu...« Er hielt inne und suchte nach den richtigen Worten. »Weil Sie mir zu elegant vorkommen, glaube ich. Wahrscheinlich ist

das völliger Quatsch, aber unter einer Tiermedizinerin hätte ich mir eher jemanden vorgestellt, der...«

»Was denn?« forderte Marsha ihn auf, den Satz zu beenden. Sie fand es lustig, wie er um die passenden Worte rang. »Ich glaube, ich habe mir einen grobschlächtigeren Typ vorgestellt«, erklärte er und mußte grinsen. »Wahrscheinlich rede ich totalen Unsinn.«

Marsha lachte. Immerhin merkte Kim, wie abwegig seine Vorstellungen waren.

»Darf ich Sie fragen, wie alt Sie sind?« fragte Kim. »Ich weiß, daß man eine Frau so etwas eigentlich nicht fragt. Aber ich hatte Sie auf Anfang Zwanzig geschätzt, und das kann wohl nicht stimmen - es sei denn, Sie waren ein Wunderkind.«

»Um Himmels willen, nein«, erwiderte Marsha. »Ich bin neunundzwanzig und werde bald dreißig.« Marsha beugte sich nach vorn und schaltete die Scheibenwischer ein. Es hatte angefangen zu regnen und war schon stockdunkel, obwohl es erst kurz nach sechs war. »Wie wollen wir vorgehen?« fragte Kim. »Wie meinen Sie das?« fragte Marsha.

»Na, wie wollen wir bei Mercer Meats reinkommen?« wollte Kim wissen.

»Einfacher, als Sie denken«, erwiderte Marsha. »Das sagte ich Ihnen doch bereits. Die Tagesschicht und die Aufseher haben längst Feierabend gemacht. Außer ein paar Reinigungskräften, die Überstunden machen müssen, und einem Mann vom Sicherheitsdienst wird niemand da sein.«

»Der Mann vom Sicherheitsdienst ist bestimmt nicht begeistert, wenn er mich sieht«, gab Kim zu bedenken. »Vielleicht sollte ich besser im Auto warten.«

»Er wird schon keinen Ärger machen«, versicherte Marsha. »Ich habe meine Kennkarte vom Landwirtschaftsministerium und die von Mercer Meats dabei.«

»Das ist schön für Sie«, entgegnete Kim. »Aber was ist mit mir?«

»Keine Sorge«, erklärte Marsha. »Die Leute kennen mich. Sie wollten meine Kennkarte noch nie sehen. Und wenn der Mann fragt, sage ich, Sie seien mein Vorgesetzter. Oder ich erzähle ihm, daß ich Sie

anlerne.« Sie lachte.

»Ich bin aber nicht gerade so angezogen, wie man sich jemanden von Ministerium vorstellt«, stellte Kim fest. Marsha sah kurz zur Seite und kicherte. »Meinen Sie, einem Nachtwächter fällt das auf? Außerdem sehen Sie so ausgeflippt aus, daß Sie für nahezu alles durchgehen würden.«

»Sie scheinen sich Ihrer Sache ja ziemlich sicher zu sein.«

»Was kann uns denn schon passieren?« entgegnete Marsha. »Im schlimmsten Fall läßt er uns nicht rein.«

»Sie könnten Ärger kriegen«, gab Kim zu bedenken. »Daran habe ich auch schon gedacht«, gestand Marsha. »Aber das muß ich eben in Kauf nehmen.«

Sie verließ die Schnellstraße und bog nach Bartonville ab. An der Kreuzung Mercer Street/Main Street befand sich die einzige Ampel der Ortschaft. Sie war rot.

»Ich kann überhaupt nicht nachvollziehen, wieso irgend jemand Hamburger ißt«, erklärte Marsha. »Bevor ich meinen Job angetreten habe, war ich noch eine etwas halbherzige Vegetarierin. Inzwischen rühre ich kein Fleisch mehr an.«

»Klingt aus dem Munde einer Fleischkontrolleurin, die für das Ministerium arbeitet, nicht gerade beruhigend«, entgegnete Kim.

»Wenn ich daran denke, was in einem Hamburger alles verarbeitet wird, dreht sich mir der Magen um«, erklärte Marsha. »Wie meinen Sie das?« fragte Kim. »Ich dachte, Hamburger sind aus Muskelfleisch.«

»Aus Muskelfleisch und allem möglichen anderen Zeug«, erwiderte Marsha. »Haben Sie schon mal etwas von dem sogenannten ›modernen Fleischverwertungssystem‹ gehört?«

»Nein«, gestand Kim.

»In der Fleischverarbeitung werden Hochdruckanlagen eingesetzt, mit denen jeder noch so kleine Fetzen Fleisch von den Rinderknochen gelöst werden kann«, erklärte Marsha. »Dabei entsteht ein grauer Brei, den sie rot färben und unter das Hamburgerfleisch mischen.«

»Klingt ja ekelerregend«, entgegnete Kim. »Außerdem wird Ham-

burgern immer auch Gewebe aus dem Zentralnervensystem beige-fügt«, fuhr Marsha fort. »Zum Beispiel Rückenmark.«

»Wirklich?« fragte Kim entsetzt.

»Ich lege meine Hand dafür ins Feuer«, versicherte Marsha. »Das ist nicht nur ekelerregend - es ist dramatisch. Haben Sie schon mal vom Rinderwahnsinn gehört?«

»Wer hat das nicht?« entgegnete Kim. »Ich habe einen Horror vor dieser Krankheit. Etwas Schlimmeres als ein wärmeresistentes Protein, das man über die Nahrung aufnimmt und das tödlich ist, kann ich mir kaum vorstellen. Gott sei Dank ist der Erreger bei uns noch nicht vorgekommen.«

»Noch nicht«, schränkte Marsha ein. »Beziehungsweise er ist uns noch nicht aufgefallen. Aber wenn Sie mich fragen, ist das nur noch eine Frage der Zeit. Wissen Sie, was den Rinderwahnsinn in England wahrscheinlich verursacht hat?«

»Man nimmt an, daß verendete Schafe, die an Rinder verfüttert wurden, die Ursache sind«, erwiderte Kim. »Schafe, die an der Traberkrankheit litten, also dem Pendant zum Rinderwahnsinn.«

»Ganz genau«, bestätigte Marsha. »Bei uns ist es verboten, verendete Schafe an Rinder zu verfüttern. Aber niemand kontrolliert, ob die Industrie sich auch daran hält. Wie ich von Insidern erfahren habe, gibt etwa ein Viertel der Abdecker inoffiziell zu, daß sie sich einen Dreck um das Verbot scheren.«

»Das heißt, Sie gehen davon aus, daß bei uns die gleiche Praxis gang und gäbe ist, die in England zum Ausbruch des Rinderwahnsinns geführt hat.«

»Genau«, bestätigte Marsha. »Und da ständig Rückenmark und ähnliches Gewebe zu Hamburgerfleisch verarbeitet wird, ist die Kette geschlossen. Das meinte ich vorhin damit, daß es nur noch eine Frage der Zeit ist, bis wir auch bei uns die ersten Fälle haben.«

»Ach du meine Güte!« rief Kim entsetzt. »Je mehr Sie mir über die Schlamperien in diesem Geschäft erzählen, desto mehr schockieren Sie mich. Ich hatte von alldem keine Ahnung.«

»Die gesamte Öffentlichkeit hat keine Ahnung davon«, fügte Marsha hinzu.

Vor ihnen tauchte der weiße Klotz des Mercer-Meats-Komplexes auf. Marsha fuhr auf den Parkplatz, auf dem jetzt nur noch wenige Wagen standen. Sie parkte auf demselben Platz wie am Vormittag. »Sind Sie bereit?« fragte sie.

»Meinen Sie wirklich, daß ich mitkommen soll?« fragte Kim zurück.

»Natürlich!« Marsha öffnete die Tür und stieg aus. Der Haupteingang war verschlossen. Marsha klopfte. Drinnen sahen sie einen Wächter, der es sich hinter dem runden Empfangstresen mit einer Zeitschrift gemütlich gemacht hatte. Er erhob sich und schlurfte zur Tür. Als er näher kam, sahen sie, daß er schon etwas älter war. Er hatte einen spärlichen Schnäuzer, seine Uniform schien ihm mehrere Nummern zu groß zu sein.

»Mercer Meats ist geschlossen«, rief er durch die Glasscheibe. Marsha hielt ihre Mercer-Meats-Kennkarte hoch. Der Wächter blinzelte kurz, dann entriegelte er das Schloß und öffnete die Tür. Marsha ging hinein und sagte kurz »danke«. Kim folgte ihr. Er spürte, daß der Wächter ihn argwöhnisch ins Visier nahm, aber der Mann sagte nichts. Er schloß lediglich die Tür wieder ab.

Kim mußte laufen, um Marsha einzuholen, die den Empfangstresen bereits hinter sich gelassen hatte und den Flur entlangstürmte.

»Hab' ich's Ihnen nicht gesagt?« fragte sie. »Es war kinderleicht.«

Der Nachtwächter durchquerte den Empfangsbereich und inspizierte den Flur. Er sah, wie Marsha und Kim in den Umkleideraum gingen, der in den Produktionsbereich führte. Dann drehte er sich um, ging zurück zu seinem Tresen und nahm den Hörer ab. Die Nummer, die er wählte, stand auf einem am Rand des Tresens klebenden Post-it-Zettel.

»Guten Abend, Mr. Cartwright«, meldete sich der Wächter, als am anderen Ende abgenommen wurde. »Diese Miss Baldwin vom Landwirtschaftsministerium, auf die ich ein Auge werfen sollte, ist gerade zusammen mit einem Mann hier reinmarschiert. «

»Trug ihr Begleiter einen langen, weißen Kittel, der wie ein Arztkittel aussieht?« fragte Mr. Cartwright. »Ja«, erwiderte der Wächter.

»Lassen Sie die beiden unterschreiben, bevor Sie sie rauslassen«,

bat Mr. Cartwright. »Wir brauchen einen Beweis, daß sie da waren.«

»Verstanden, Sir«, entgegnete der Wächter. Cartwright legte gar nicht erst auf, sondern drückte gleich auf eine der Schnellwahltasten und wartete. Einen Augenblick später dröhnte die Stimme von Everett Sorenson durch die Leitung.

»Marsha Baldwin und der Arzt sind wieder in der Firma«, platzte Cartwright heraus.

»Auch das noch!« stöhnte Sorenson. »Das höre ich gar nicht gerne. Wie haben Sie es herausgefunden?«

»Ich habe den Nachtwächter angewiesen, mich sofort anzurufen, falls die beiden aufkreuzen sollten«, erwiderte Cartwright. »Als Vorsichtsmaßnahme sozusagen.«

»Gut gemacht«, stellte Sorenson fest. »Ich frage mich, was sie vorhaben.«

»Ich schätze, sie interessieren sich für unsere Lieferanten«, entgegnete Cartwright. »Danach hat er mich nämlich schon heute morgen gefragt.«

»Stellen Sie fest, ob Sie richtigliegen«, wies Sorenson seinen Protege an. »Fahren Sie sofort hin, und sehen Sie nach, was die beiden machen! Und dann rufen Sie mich zurück. Ich will mir durch diese Geschichte nicht den Abend ruinieren lassen.«

Cartwright legte auf. Er wollte sich genausowenig den Abend ruinieren lassen. Auf das Dinner bei Bobby Bo freute er sich schließlich schon seit einem Monat, und er hatte wenig Lust, noch einmal in die Firma zu fahren. Finster gelaunt zog er seinen Mantel an und ging in die Garage.

Kim stampfte mit den Füßen und rieb sich die Arme. Er verstand zwar nicht, warum, aber aus irgendeinem Grund kamen ihm die zwei Grad Celsius eher vor wie minus fünf oder minus zehn Grad. Er hatte sich einen weißen Mercer-Meats-Kittel über seinen Krankenhauskittel gezogen, aber beide Kittel waren aus Baumwolle, und darunter trug er nur seine OP-Sachen. Die drei Schichten reichten bei weitem nicht aus, ihn vor der Kälte zu schützen. Außerdem stand er die meiste Zeit nur herum, und die weiße Kappe, die wie eine Dusch-

haube aussah, wärmte auch kein bißchen.

Marsha blätterte seit mehr als einer Viertelstunde die Kontrollbücher durch. Die einzelnen Daten, Partien und Sendungen zu verifizieren, dauerte länger, als sie gedacht hatte. Anfangs hatte Kim ihr über die Schulter gesehen, doch je mehr er fror, desto mehr ließ seine Aufmerksamkeit nach. Außer ihnen waren noch zwei Männer im Raum, die eifrig mit Schläuchen hantierten. Als Marsha und Kim den Raum betreten hatten, hatten sie kein Wort gesagt.

»Ich hab's«, rief Marsha triumphierend. »Hier ist der neunundzwanzigste Dezember.« Sie fuhr mit dem Finger die Spalte entlang, bis sie Partie Nummer zwei entdeckte. Dann ließ sie den Finger in horizontaler Richtung weitergleiten, bis sie die entsprechenden Sendungen gefunden hatte: eins bis fünf. »Oje!« stöhnte sie.

»Was ist los?« fragte Kim und stellte sich wieder hinter sie. »Genau, was ich befürchtet hatte«, erwiderte Marsha. »Die Sendungen eins bis fünf waren eine Mischung aus frischem, knochenlosem Fleisch von Higgins und Hancock und importiertem, gefrorenem Hackfleisch. Die genaue Herkunft des importierten Fleisches können wir unmöglich herausfinden, bestenfalls das Herkunftsland. Aber das würde uns nicht viel helfen.«

»Was ist Higgins und Hancock?« fragte Kim. »Ein Schlachthof«, erwiderte Marsha. »Einer der größten hier in der Umgebung.«

»Was ist mit der anderen Partie?« fragte Kim. »Sehen wir mal nach«, entgegnete Marsha und blätterte weiter. »Hier ist das Datum. Sagen Sie mir noch mal die Partie- und Sendungsnummer?«

»Partie Nummer sechs, Sendungen neun bis vierzehn«, las Kim von seinem Zettel ab.

»Hier«, sagte Marsha. »Wenn die Produktion vom zwölften Januar die verseuchte sein sollte, haben wir Glück. Die Sendungen stammen alle von Higgins und Hancock. Sehen Sie!« Kim warf einen Blick auf die Eintragung. Wie dort zu lesen war, bestand die gesamte Partie aus frischem, am neunten Januar bei Higgins und Hancock produziertem Rindfleisch. »Können Sie nicht feststellen, aus welcher der beide Partien das in Frage kommende Fleisch gewesen sein muß?« fragte Marsha.

»Laut Auskunft des Kochs im Onion Ring nicht«, erwiderte Kim. »Aber ich habe aus beiden Partien Proben zur Untersuchung ins Labor gebracht. Am Montag müßten die Ergebnisse vorliegen.«

»Dann gehen wir solange davon aus, daß die Januar-Partie die versuchte war«, schlug Marsha vor. »Die Herstellung der anderen können wir sowieso nicht feststellen. Vielleicht haben wir Glück und können die Spur noch weiter als bis zu Higgins und Hancock zurückverfolgen.«

»Meinen Sie wirklich?« fragte Kim. »Glauben Sie, wir können rekonstruieren, woher die Rinder kamen, bevor sie auf dem Schlachthof gelandet sind?«

»So sollte es eigentlich sein«, erwiderte Marsha. »Zumindest in der Theorie. Das Problem ist nur, daß in jedem dieser Tausend-Kilo-Kombibehälter mit knochenlosem Fleisch jede Menge Kühe landen können. Mit Hilfe der Rechnungen sollte man die Herkunft der Tiere allerdings bis zur jeweiligen Ranch oder Farm zurückverfolgen können. Als nächstes müssen wir auf alle Fälle mal bei Higgins und Hancock vorbeischauen.«

»Geben Sie mir sofort dieses verdammte Buch!« brüllte Jack Cartwright.

Marsha und Kim zuckten vor Schreck zusammen, als Cartwright um Marsha herumlangte und das dicke Kontrollbuch an sich riß. Die Hochdruckdampf-Reinigung verursachte einen solchen Lärm, daß sie ihn nicht hereinkommen gehört hatten.

»Jetzt haben Sie Ihre Befugnisse endgültig überschritten, Miss Baldwin!« stellte Cartwright mit einem triumphierenden Grinsen fest, während er vorwurfsvoll mit dem Finger auf Marshas Gesicht zeigte.

Marsha richtete sich auf und versuchte möglichst gefaßt zu wirken. »Darf ich fragen, wovon Sie reden? Es ist mein gutes Recht, die Bücher zu prüfen.«

»Das wüßte ich aber!« widersprach Cartwright, den Finger immer noch auf sie gerichtet. »Sie haben das Recht zu prüfen, ob wir Kontrollbücher führen, aber die Bücher selbst sind Privateigentum unserer Firma. Außerdem - und das ist wohl der gravierendste Verstoß -

berechtigt Sie Ihre Tätigkeit für das Landwirtschaftsministerium auf keinen Fall, hier einfach die Öffentlichkeit einzuschleusen und die Bücher einsehen zu lassen.«

»Jetzt reicht's!« schaltete Kim sich ein und stellte sich zwischen die beiden. »Wenn Sie jemanden beschuldigen wollen, dann ja wohl mich.«

Jack kümmerte sich nicht um Kim. »Eins versichere ich Ihnen, Miss Baldwin. Ich werde Mr. Henderson umgehend über Ihr Verhalten informieren.«

Kim wischte Cartwrights Finger zur Seite und packte ihn beim Kragen. »Jetzt hören Sie mal zu, Sie schmieriger Bastard...«

»Nein!« schrie Marsha und zerrte ans Kims Arm. »Lassen Sie ihn los! Verschlimmern Sie die Situation nicht noch!« Zögernd ließ Kim los.

Cartwright strich sich das Revers seines Kittels glatt.

»Verlassen Sie sofort das Gebäude!« fauchte er. »Sonst rufe ich die Polizei und lasse Sie festnehmen.«

Kim starrte den stellvertretenden Geschäftsführer von Mercer Meats finster an. Für einen Augenblick wurde der Mann zur Zielscheibe für all seine aufgestaute Wut. Marsha mußte ihn am Ärmel ziehen, um ihn zum Abmarsch zu bewegen. Cartwright sah den beiden hinterher. Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatten, hievte er die schweren Bücher hoch und stellte sie zurück ins Regal. Dann folgte er Marsha und Kim in den Umkleideraum. Doch sie waren bereits über alle Berge. Er eilte in Richtung Empfang und sah gerade noch, wie Marsha davonbrauste.

»Ich habe ihnen gesagt, daß sie noch unterschreiben müssen, aber sie sind einfach rausgestürmt«, entschuldigte sich der Nachtwächter.

»Ist schon gut«, entgegnete Cartwright.

Er ging zurück und rief von seinem Bürotelefon bei Sorenson an.

»Na, was haben Sie herausgefunden?« fragte Sorenson. »Ich habe richtig gelegen mit meiner Vermutung«, erwiderte Cartwright. »Sie haben die Kontrollbücher durchgesehen.«

»Und was ist mit den Büchern, in denen die Mischungsverhältnisse festgehalten werden?« fragte Sorenson. »Dem Nachtwächter zufolge

waren sie nur in dem Raum, in dem die Kontrollbücher geführt werden.«

»Das ist ja wenigstens etwas«, seufzte Sorenson erleichtert auf. »Es darf auf keinen Fall jemand dahinterkommen, daß wir gefrorenes Fleisch auch nach dem Verfalldatum noch verarbeiten. Und wenn jemand in den Büchern herumschnüffelt, in denen wir die Mischungsverhältnisse dokumentieren, könnte genau das passieren.«

»Darum müssen wir uns im Augenblick keine Sorge machen«, beruhigte ihn Cartwright. »Ich fürchte eher, daß die beiden demnächst bei Higgins und Hancock aufkreuzen. Bevor ich sie überrascht habe, haben sie nämlich über Higgins und Hancock gesprochen. Ich glaube, wir sollten Daryl Webster warnen.«

»Eine hervorragende Idee«, dröhnte Sorenson. »Wir sehen ihn ja heute abend. Aber vielleicht rufe ich ihn besser sofort an.«

»Je früher er Bescheid weiß, um so besser«, sagte Cartwright. »Wer weiß, was die beiden vorhaben. Diesem verrückten Arzt ist alles zuzutrauen.«

»Dann bis gleich bei Bobby Bo«, beendete Sorenson das Gespräch.

»Vielleicht komme ich ein bißchen später«, entgegnete Cartwright. »Ich muß noch mal nach Hause und mich umziehen.«

»Aber beeilen Sie sich!« sagte Sorenson. »Ich will Sie dabeihaben, wenn wir das Schadensverhütungs-Komitee zusammenrufen. «

»Ich komme, so schnell ich kann«, versprach Cartwright. Sorenson legte auf und suchte nach der Telefonnummer von Daryl Webster. Er war im ersten Stock in seinem Arbeitszimmer neben seinem Ankleideraum. Als Cartwright angerufen hatte, hatte er sich gerade seine Smokinghose angezogen und mit den Knöpfen seines Oberhemdes gekämpft. Elegante Kleidung war in seinem Leben nicht jeden Tag gefragt.

»Everett!« rief Gladys Sorenson aus dem Schlafzimmer. Die beiden waren schon länger verheiratet, als Everett sich eingestehen wollte. »Beeil dich. In einer halben Stunde müssen wir bei den Masons sein.«

»Ich muß noch mal kurz anrufen«, brüllte Everett Sorenson zurück. Schließlich fand er die Nummer und wählte. Der Hörer wurde nach

dem ersten Klingeln abgenommen.

»Hallo Daryl, hier ist Everett Sorenson«, meldete er sich. »Das ist aber eine Überraschung«, entgegnete Webster. Die beiden hatten nicht nur beruflich den gleichen Weg eingeschlagen, sie waren sich auch ansonsten sehr ähnlich. Webster war ebenfalls stämmig; er hatte ein rundes, fülliges Gesicht, einen dicken, kurzen Nacken und schaufelartige Hände. Doch im Unterschied zu Sorenson verfügte er noch über seine volle Haarpracht, und er hatte normal große Ohren. »Hazel und ich wollten uns gerade auf den Weg zu den Masons machen.«

»Gladys und ich sind auf dem Sprung, aber ich muß Ihnen schnell noch etwas mitteilen. Erinnern Sie sich an Marsha Baldwin, diese junge, nervtötende Kontrolleurin, die mir immer wieder Ärger macht?«

»Ja«, erwiderte Webster. »Henderson hat mir von ihr erzählt. Wie ich gehört habe, ist sie eine Unruhestifterin, die sich nicht an die Abmachungen hält.«

»Genau. Und jetzt hat sie sich auch noch mit diesem durchgedrehten Arzt zusammengetan, der gestern abend in einem der Onion-Ring-Restaurants festgenommen wurde. Haben Sie den Artikel in der Zeitung gelesen?«

»Klar«, erwiderte Webster. »Der war ja nicht zu übersehen. Bei den Ausführungen über E. coli ist mir der kalte Schweiß ausgebrochen.«

»Ging mir genauso«, entgegnete Sorenson. »Aber die Geschichte wird immer schlimmer. Heute abend ist sie mit dem Arzt in meine Firma eingedrungen. Dieser Kerl muß sie dazu überredet haben, ihm zu helfen, die Herkunft bestimmter Fleischpartien herauszufinden.«

»Vermutlich suchen sie nach Kolibakterien«, meinte Webster. »Ohne jeden Zweifel«, stimmte Sorenson ihm zu. »Da kann man es ja mit der Angst zu tun bekommen«, stöhnte Webster.

»Ich kann Ihnen nur zustimmen«, entgegnete Sorenson. »Vor allem, weil Jack Cartwright auch noch gehört hat, daß die beiden über Higgins und Hancock gesprochen haben. Wir fürchten, daß sie demnächst auch bei Ihnen aufkreuzen, um ihre Mission fortzusetzen.«

»So etwas kann ich ganz und gar nicht gebrauchen«, sagte Webster.

»Über eine langfristige Lösung des Problems wollen wir ja heute abend beraten«, fuhr Sorenson fort. »Hat man Sie benachrichtigt?«

»Ja«, erwiderte Webster. »Bobby Bo hat mich angerufen.«

»Aber vielleicht sollten Sie lieber schon jetzt ein paar Vorsichtsmaßnahmen treffen«, schlug Sorenson vor. »Danke für den Tip«, entgegnete Webster. »Ich rufe sofort meine Sicherheitsleute an und sage Bescheid.«

»Genau das wollte ich Ihnen vorschlagen. Bis später dann«, verabschiedete sich Sorenson.

Webster legte auf und gab seiner Frau mit dem hochgereckten Zeigefinger zu verstehen, daß er noch einen schnellen Anruf erledigen mußte. Hazel stand ausgehertig in der Haustür und wartete ungeduldig. Während sie mit der Fußspitze auf den Boden klopfte, wählte ihr Mann die Rufnummer des Schlachthofes.

Marsha bog in die Einfahrt vor Kims Haus und brachte den Wagen direkt hinter seinem zum Stehen. Sie ließ den Motor laufen und die Scheinwerfer an.

»Vielen Dank für Ihre Hilfe«, sagte Kim. Er hatte die Hand an der Tür, öffnete sie aber noch nicht. »Tut mir leid, daß unser Versuch in die Hose gegangen ist.«

»Es hätte noch schlimmer kommen können«, entgegnete Marsha optimistisch. »Wer weiß, was noch passiert? Wir müssen jetzt einfach abwarten.«

»Wollen Sie noch mit reinkommen?« schlug Kim vor. »Mein Haus ist eine Ruine, aber ein Drink täte mir ganz gut. Wie sieht's bei Ihnen aus?«

»Danke«, erwiderte Marsha. »Aber ich glaube, wir sollten das auf ein andermal verschieben. Da ich jetzt schon mal angefangen habe, will ich auch am Ball bleiben. Wenn Sie am Montag die Laborwerte bekommen, will ich die Herkunft des Fleisches so weit wie möglich zurückverfolgt haben. Dann wären wir einen großen Schritt weiter und hätten bessere Argumente, um einen Rückruf durchzusetzen.«

»Wollen Sie heute abend noch etwas unternehmen?«

»Ja«, erwiderte Marsha mit einem Nicken und warf einen Blick auf

die Uhr. »Ich fahre raus zu Higgins und Hancock. Vielleicht ist es meine letzte Chance. Wenn Jack Cartwright am Montag meinem Chef von unserem kleinen Ausflug erzählt, habe ich vielleicht keinen Job mehr. Und das hieße natürlich auch, daß ich meine Kennkarte abgeben müßte.«

»Oje«, stöhnte Kim. »Wenn Sie Ihre Stelle verlieren, fühle ich mich schuldig. Das habe ich nun wirklich nicht gewollt.«

»Darum machen Sie sich mal keine Sorgen«, versuchte Marsha ihn zu beruhigen. »Ich war mir der Gefahr sehr wohl bewußt. Aber ich glaube, daß es das Risiko wert ist. Sie hatten vollkommen recht mit Ihrem Hinweis, daß ich dazu da bin, die Öffentlichkeit zu schützen.«

»Wenn Sie jetzt zum Schlachthof fahren, komme ich mit«, sagte Kim. »Ich lasse Sie da auf keinen Fall allein hinfahren.«

»Tut mir leid, aber das ist ausgeschlossen«, widersprach Marsha. »Daß wir bei Mercer Meats Schwierigkeiten kriegen würden, hätte ich nicht unbedingt erwartet. Aber bei Higgins und Hancock ist das etwas anderes. Die machen auf jeden Fall Ärger. Vielleicht machen sie mir sogar trotz meiner Kennkarte Probleme.«

»Wieso?« fragte Kim. »Als Kontrolleurin muß man Ihnen doch in jedem Fleischbetrieb Zutritt gewähren, oder nicht?«

»Nicht, wenn der Betrieb nicht zu meinem Bereich gehört«, erwiderte Marsha. »Und für Schlachthöfe bin ich nicht zuständig. Die haben eigene Kontrolleure. Wenn es um Besucher geht, können Sie Schlachthöfe mit Atomkraftwerken vergleichen. Sie brauchen keine Besucher, und sie wollen auch keine. Schließlich machen die ihnen sowieso nur Ärger.«

»Aber was haben die Schlachthöfe denn zu verbergen?« fragte Kim.

»Vor allem ihre Schlacht- und Arbeitsmethoden«, erwiderte Marsha. »Selbst unter den besten Umständen ist es kein schöner Anblick. Aber nachdem in den Achtzigern die einschränkenden Bestimmungen abgeschafft wurden, haben alle Schlachthöfe ihre Produktion beschleunigt. Mit anderen Worten - sie verarbeiten mehr Tiere pro Stunde. Manche Schlachthäuser schleusen in der Stunde zweihundertfünfzig bis dreihundert Tiere durch. Bei so einem Tempo kann

eine Verseuchung nicht ausgeschlossen werden. Sie ist definitiv unvermeidbar. Es ist sogar schon vorgekommen, daß Firmen das Landwirtschaftsministerium verklagt haben, weil Kontrolleure mit Kolibakterien infiziertes Fleisch offiziell als verseucht bezeichnet haben.«

»Das kann doch nicht Ihr Ernst sein!«

»Glauben Sie mir«, entgegnete Marsha. »Es ist so.«

»Wollen Sie mir erzählen, die Industrie weiß, daß das Fleisch mit Kolibakterien verseucht ist?« fragte Kim entsetzt. »Und daß einfach behauptet wird, man könne nichts dagegen tun?«

»Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen«, erwiderte Marsha. »Natürlich ist nicht alles Fleisch verseucht, sondern nur ein Teil.«

»Aber das ist unglaublich!« empörte sich Kim. »Über diese Zustände muß die Öffentlichkeit unbedingt informiert werden! Das darf doch nicht so weitergehen! Ich muß mir unbedingt ansehen, wie in einem Schlachthof gearbeitet wird.«

»Genau deshalb sind Besucher in Schlachthöfen keine gerngesehenen Gäste«, entgegnete Marsha. »Man würde Sie nie und nimmer reinlassen. Das heißt - das stimmt nicht ganz. Schlachten ist sehr arbeitsintensiv, deshalb haben Schlachthöfe ständig Personalmangel. Wenn Sie also mal keine Lust mehr haben sollten, als Herzchirurg zu arbeiten, hätten Sie dort wahrscheinlich gute Karten, einen neuen Job zu bekommen. Wobei sich Ihre Chancen natürlich verbessern würden, wenn Sie ein illegaler Einwanderer wären. Dann könnte man Ihren Lohn nämlich unter den Mindestlohn drücken.«

»Klingt ja nicht gerade toll, wie Sie über die Schlachthäuser reden«, bemerkte Kim.

»Aber es ist wahr. Wer will schon im Schlachthof arbeiten? Die Arbeit ist extrem hart. Deshalb hat das Management schon immer auf Immigranten gesetzt. Heute kommen die Arbeiter vor allem aus Lateinamerika, insbesondere aus Mexiko. Früher kamen sie meistens aus Osteuropa.«

»Das hört sich ja alles furchtbar an«, stellte Kim fest. »Ich verstehe gar nicht, warum ich mir darüber nie Gedanken gemacht habe. Ich esse schließlich auch Fleisch, also bin ich in gewisser Weise mitver-

antwortlich.«

»So sieht die Kehrseite des Kapitalismus nun mal aus«, entgegnete Marsha. »Nicht daß Sie mich falsch verstehen - ich bin bestimmt keine radikale Sozialistin. Aber ein krasserer Beispielfall dafür, daß Profit größer geschrieben wird als Moral, gibt es nicht: Reine Geldgier verleitet die Unternehmen dazu, alle Folgen außer acht zu lassen. Diese Mißstände waren es übrigens, die mich im Gegensatz zu meiner Freundin veranlaßt haben, die Stelle beim Landwirtschaftsministerium anzutreten, denn das Ministerium könnte einiges ändern.«

»Vorausgesetzt, die Verantwortlichen wollen auch etwas ändern«, schränkte Kim ein.

»Da haben Sie natürlich recht«, stimmte Marsha ihm zu. »Wenn ich Sie richtig verstehe, haben wir es also mit einer Industrie zu tun, die ihre Arbeitskräfte ausbeutet und ohne Gewissensbisse jedes Jahr Hunderte von Kindern tötet.« Kim schüttelte fassungslos den Kopf. »Wenn ich mir vor Augen halte, daß diese Leute keine Moral kennen, mache ich mir wirklich Sorgen um Sie.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Marsha.

»Sie haben doch vor, Higgins und Hancock unter Vorspiegelung falscher Tatsachen einen Besuch abzustatten«, erwiderte Kim. »Sie wollen Ihre Kennkarte vom Ministerium vorzeigen und so tun, als kämen Sie in offiziellem Auftrag.«

»Natürlich, sonst würden sie mich niemals reinlassen.«

»Meinen Sie nicht auch, daß Sie da ein großes Risiko eingehen?« fragte Kim. »Diese Leute sind doch bestimmt extrem sicherheitsbewußt. Und diesmal spiele ich nicht darauf an, daß Sie Ihren sicheren Job aufs Spiel setzen.«

»Ich weiß, worauf Sie hinauswollen«, entgegnete Marsha. »Es ist nett, daß Sie sich solche Sorgen um mich machen, aber mir wird schon nichts passieren. Was können sie schon machen? Sie können sich höchstens bei meinem Chef beschweren. Und damit hat Mr. Cartwright ja auch schon gedroht.«

»Sind Sie sicher?« fragte Kim. »Ich will auf keinen Fall, daß Sie sich in Gefahr begeben. Ehrlich gesagt, würde ich seit dem Zwischenfall bei Mercer Meats lieber davon absehen, Ihre Hilfe weiter in

Anspruch zu nehmen. Vielleicht belassen wir es lieber dabei, und ich sehe selbst zu, was ich tun kann. Wenn Sie heute abend wirklich zu diesem Schlachthof fahren, habe ich keine ruhige Minute mehr.«

»Ist ja rührend, wie Sie sich um mich sorgen«, entgegnete Marsha. »Aber ich glaube wirklich, ich sollte es auf einen Versuch ankommen lassen. Man wird mir schon nichts tun, und noch mehr Ärger, als ich sowieso schon habe, können sie mir auch nicht machen. Vielleicht lassen sie mich gar nicht erst rein. Allein können Sie jedenfalls überhaupt nichts unternehmen, denn eins steht fest: Sie würde man garantiert nicht reinlassen.«

»Vielleicht sollte ich Ihren Vorschlag beherzigen und mich um einen Job bemühen.«

»Das war ein Witz«, entgegnete Marsha. »Oder meinen Sie etwa, das hätte ich ernst gemeint?«

»Ich bin zu allem bereit.«

»Ich habe eine Idee. Ich könnte mein Handy mitnehmen und Sie alle fünfzehn oder zwanzig Minuten anrufen. Dann müssen Sie sich keine Sorgen um mich machen, und ich kann Sie über meine Nachforschungen auf dem laufenden halten. Wie finden Sie das?«

»Wäre eine Möglichkeit«, erwiderte Kim wenig begeistert. Doch je mehr er über den Vorschlag nachdachte, desto besser gefiel er ihm. Schließlich verspürte er nicht die geringste Lust, sich um einen Job im Schlachthof zu bemühen. Aber am meisten überzeugte ihn jedoch, daß Marsha in ihrem Vorhaben offensichtlich keine ernsthafte Gefahr zu sehen schien.

»Also!« bekräftigte sie schließlich. »Machen wir es so. Wahrscheinlich werde ich sowieso nicht lange im Schlachthof sein. Wenn ich fertig bin, komme ich zurück und trinke ein Gläschen mit Ihnen - sofern die Einladung noch steht.«

»Natürlich steht sie noch«, versicherte Kim. Er nickte und ging den Plan in Gedanken noch einmal durch. Dann drückte er kurz Marshas Arm und stieg aus. Doch anstatt die Tür zuzuschlagen, beugte er sich noch einmal in den Wagen. »Sie sollten sich aber unbedingt meine Telefonnummer aufschreiben.«

»Oje, das hätte ich fast vergessen.« Marsha kramte einen Kugel-

schreiber und einen Zettel hervor.

Kim nannte ihr die Nummer. »Ich warte direkt neben dem Telefon. Vergessen Sie nicht anzurufen!«

»Keine Sorge.«

»Viel Glück!«

»Ich melde mich bald«, versprach Marsha. Kim schlug die Tür zu und beobachtete, wie Marsha zurücksetzte, wendete und davonfuhr. Er sah ihr hinterher, bis die roten Rückleuchten in der Nacht verschwunden waren. Dann drehte er sich um und betrachtete sein dunkles, verlassenes Haus. Kein Licht erhellte die düstere Silhouette. Plötzlich lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Mit einem Mal war er wieder allein und konnte Beckys Tod nicht mehr verdrängen. Der überwältigende Kummer brach wieder über ihn herein. Er schüttelte verzweifelt den Kopf. Wie zerbrechlich seine Welt doch gewesen war! Noch vor einer Woche waren ihm seine Familie und seine Karriere wie ein Fels in der Brandung erschienen, und jetzt war alles um ihn herum zusammengebrochen.

Bobby Bo Masons Haus war so hell erleuchtet wie ein Spielkasino in Las Vegas. Für die festliche Illuminierung hatte er extra einen Beleuchter vom Theater engagiert. Eine Mariachi-Band sorgte für die musikalische Unterhaltung seiner Gäste; sie spielte auf dem Rasen vorm Haus unter einer Zeltplane. Ein bißchen Regen sollte ihm das Galadiner anlässlich seiner Amtsübernahme nicht verderben.

Bobby Bo war einer der größten Rinderbarone Amerikas. Um dem Bild, das er von sich selbst hatte, und seiner Stellung in der Industrie gerecht zu werden, hatte er sich ein Haus bauen lassen, das in seiner Extravaganz ein Denkmal römischen Kitsches war. In alle Richtungen erstreckten sich Säulenhallen. Über das Grundstück verstreut standen lebensgroße Gipsimitationen römischer und griechischer Statuen. Einige waren sogar in täuschend echt wirkenden Hautfarben angemalt. Livrierte Diener standen in einer Reihe am kreisförmigen Ende der Auffahrt und warteten auf die Ankunft der Gäste. Zwei Meter hohe Fackeln säumten den Weg; sie flackerten und zischten im Nieselregen.

Als hätten sie sich abgesprochen, rollte der Mercedes von Everett Sorenson eine knappe Minute vor Daryl Websters Lexus die Auffahrt hinauf. Die beiden Männer stiegen aus und umarmten sich; die Frauen taten es ihnen gleich. Die Autos wurden von den Dienern weggefahren, während andere Bedienstete die Gäste mit großen Golfschirmen vor dem Regen schützten. Die vier stiegen die breite Treppe hinauf, die zum doppeltürigen Haupteingang führte.

»Ich hoffe, Sie haben Ihre Sicherheitsleute informiert«, sagte Sorenson mit gedämpfter Stimme. »Sofort nach unserem Telefonat«, erwiderte Webster. »Gut. Wir können gar nicht vorsichtig genug sein - schon gar nicht jetzt, wo das Rindfleischgeschäft endlich wieder läuft.« In dem lichtdurchfluteten Foyer war es so hell, daß sie blinzeln mußten. Vor ihnen stand Bobby Bo, eingerahmt von dem massiven Granitsturz und den Türpfosten.

Bobby Bo war ähnlich stämmig wie Sorenson und Webster, und genau wie seine Kollegen war er von seinen eigenen Produkten so überzeugt, daß er regelmäßig erstaunlich große Steaks verdrückte. Er war ein Mann mit einem länglichen Gesicht und einer breiten Brust. Mit seinem maßgeschneiderten Smoking, der handgearbeiteten Fliege mit goldener Nadel und den mit Diamanten besetzten Kragen- und Manschettenknöpfen machte er einen imposanten Eindruck. Sein Vorbild in Sachen Mode war der Mafioso »Dapper Don« - natürlich bevor er verurteilt und inhaftiert worden war.

»Willkommen!« begrüßte Bobby Bo seine Gäste mit einem strahlenden Lächeln, das ein paar goldene Backenzähne zum Vorschein brachte. »Ihre Mäntel können Sie bei der kleinen Dame da drüben loswerden. Den Champagner nehmen Sie sich bitte selbst.«

Vom Wohnzimmer drangen Musik und fröhliches Gelächter ins Foyer; die Sorensons und die Websters waren nicht die ersten Gäste. Im Gegensatz zu der Band, die vor dem Haus musizierte, spielte drinnen ein Streichquartett ein wenig gedämpftere Melodien.

Als die vier ihre Mäntel losgeworden waren, begaben sich die beiden Frauen Arm in Arm zu den anderen Gästen. Die Männer hielt Bobby Bo zurück.

»Sterling Henderson ist der einzige, der noch fehlt«, sagte er. »So-

bald er da ist, treffen wir uns kurz in der Bibliothek. Die anderen sind alle informiert.«

»Jack Cartwright kommt auch ein bißchen später«, entgegnete Sorenson. »Ich hätte ihn gerne dabei.«

»Kein Problem. Raten Sie mal, wer heute abend auch da ist?« Sorenson sah Webster an. Sie hatten keine Ahnung, wer der Überraschungsgast sein mochte. »Carl Stahl«, sagte Bobby Bo triumphierend. Sorenson und Webster zuckten leicht zusammen. Ein Schatten huschte über ihre Gesichter.

»Ich fühle mich in seiner Gegenwart immer etwas unbehaglich«, sagte Sorenson schließlich. »Ich auch«, stimmte Webster ihm zu.

»Stellen Sie sich nicht so an!« zog Bobby Bo die beiden auf und fügte lachend hinzu: »Schlimmstenfalls kann er Sie doch nur feuern.«

»Finde ich nicht besonders witzig«, entgegnete Webster. »Ich auch nicht«, sagte Sorenson. »Aber wenn man bedenkt, daß er das tatsächlich tun könnte, sollten wir unser akutes Problem erst recht schon im Keim ersticken.«

Kapitel 14

Samstag abend, 24. Januar

Die Scheibenwischer fuhren gleichmäßig und monoton hin und her. Marsha bog ab und fuhr auf den Schlachthof zu. An den hinteren Teil des langgestreckten, niedrigen Gebäudes schloß sich ein großflächiger, umzäunter Viehhof an. Im kalten Regen sah die Anlage beinahe unheimlich aus. Auf dem großen Parkplatz standen Autos. In ihrer Einarbeitungsphase hatte Marsha den Schlachthof einmal besichtigt. Daher wußte sie, daß sie seitlich um das Gebäude herumfahren mußte. Dort befand sich der Angestellteneingang. Über der Tür hing eine Lampe, die den Eingangsbereich schwach beleuchtete.

Marsha parkte, zog die Handbremse und stellte den Motor ab. Doch anstatt sofort auszusteigen, blieb sie noch ein paar Sekunden sitzen und versuchte sich Mut zu machen. Nach ihrem Gespräch mit Kim war ihr nun doch ein wenig mulmig geworden. Bevor Kim sie darauf aufmerksam gemacht hatte, daß sie sich mit ihrer Schnüffelei womöglich einer körperlichen Gefahr aussetzte, hatte sie daran keinen Gedanken verschwendet. Doch jetzt war sie etwas beunruhigt. Schließlich hatte sie schon etliche Geschichten gehört, denen zufolge die Fleischindustrie gegen ausländische Arbeiter und Gewerkschaftssympathisanten brutale Maßnahmen ergriffen hatte. Sie fragte sich, wie die Leute von Higgins und Hancock wohl auf ihre Aktivitäten reagieren würden, die sie mit Sicherheit als Bedrohung empfanden.

»Jetzt übertreib mal nicht!« sagte Marsha laut zu sich selbst. Mit plötzlicher Entschlossenheit nahm sie ihr Handy aus der Autohalterung und prüfte, ob der Akku geladen war.

»Auf geht's«, machte sie sich Mut.

Es regnete heftiger, als sie gedacht hatte. Sie rannte zum Angestellteneingang und versuchte, die Tür zu öffnen, doch sie war abgeschlossen. Neben der Tür sah sie einen Knopf und ein kleines Hinweisschild mit der Aufschrift: Nach Geschäftsschluss. Sie klingelte.

Sie wartete eine halbe Minute, und als nichts geschah, klingelte sie noch einmal und klopfte zusätzlich mit der Faust gegen die massive Tür. Sie wollte schon zu ihrem Auto zurückgehen und sich ihr weiteres Vorgehen überlegen, als die Tür aufgerissen wurde. Ein mit einer braun-schwarzen Uniform bekleideter Mann vom Sicherheitsdienst sah sie verwirrt an. Offenbar kreuzten bei Higgins und Hancock nicht oft unangekündigte Besucher auf.

Marsha zeigte ihm die Kennkarte des Landwirtschaftsministeriums und versuchte an dem Mann vorbei in das Gebäude zu gelangen. Doch er tat keinen Schritt zur Seite, so daß sie gezwungen war, im Regen stehenzubleiben. »Bitte zeigen Sie mir die Karte noch einmal!« forderte der Mann sie auf.

Marsha reichte ihm die Kennkarte. Er prüfte sie sorgfältig und sah sich sogar die Rückseite an.

»Ich bin Fleischkontrolleurin und arbeite für das Landwirtschaftsministerium«, erklärte Marsha und fügte verärgert hinzu: »Finden Sie es eigentlich in Ordnung, mich hier im Regen stehenzulassen?«

»Was wollen Sie?« fragte der Mann.

»Wozu sind Kontrolleure wohl da?« fragte Marsha zurück. »Ich möchte überprüfen, ob bei Higgins und Hancock die Vorschriften eingehalten werden.«

Der Mann trat einen Schritt zurück und ließ sie eintreten. Sie wischte die Tropfen von der Stirn und schüttelte sie dann von der Hand ab.

»Außer den Reinigungskräften ist im Moment niemand da«, sagte der Mann.

»Aha«, entgegnete Marsha. »Würden Sie mir bitte meine Kennkarte zurückgeben?«

Der Wächter reichte ihr die Karte. »Wohin gehen Sie?«

»Ins Büro der Ministerialmitarbeiter«, erwiderte Marsha. Sie marschierte festen Schrittes und ohne sich umzudrehen los. Die Reaktion des Wächters verwunderte sie. Ihr wurde immer mulmiger zumute.

Bobby Bo Mason zog die mit Mahagoni getäfelte Tür der Bibliothek zu. Schlagartig war von dem Gelächter und dem Stimmengewirr nichts mehr zu hören. Dann drehte er sich zu seinen Kollegen um,

die wie er alle ihre besten Smokings trugen. Sie repräsentierten nahezu alle Unternehmen der Stadt, die in irgendeiner Weise mit Rindfleisch oder Rindfleischprodukten zu tun hatten: Rinderzüchter, Schlachthof-Geschäftsführer, Direktoren von fleischverarbeitenden Betrieben und Leiter der Fleischdistribution. Einige der Männer hatten auf dem mit dunkelgrünem Samt bezogenen Stühlen Platz genommen, andere standen und hielten ihre Champagnergläser vor der Brust. Die Bibliothek war einer von Bobby Bos Lieblingsräumen. Er führte gerne seine Gäste hierher, um sich ihre Komplimente darüber anzuhören. Die Wände und Decken waren komplett mit altem brasilianischem Mahagoni verkleidet. Auf dem Boden lag ein zweieinhalb Zentimeter dicker, alter Täbris. Seltsamerweise gab es in der »Bibliothek« kein einziges Buch.

»Machen wir's kurz«, begann Bobby Bo. »Dann können wir uns um so schneller wieder den wichtigeren Dingen des Lebens widmen.« Einige Männer lachten. Bobby Bo liebte es, im Mittelpunkt zu stehen und freute sich schon auf seine ein Jahr währende Amtszeit als Präsident des Amerikanischen Rindfleischverbandes.

»Es geht um Miss Marsha Baldwin«, fuhr Bobby Bo fort, als er sicher war, daß ihm alle Anwesenden aufmerksam zuhörten. »Entschuldigen Sie bitte«, meldete sich eine Stimme. »Ich möchte dazu etwas sagen.«

Bobby Bo richtete seine Aufmerksamkeit auf Sterling Henderson, der sich von seinem Platz erhob. Er war ein ziemlich großer Mann mit derben Gesichtszügen und silbern schimmerndem Haar.

»Ich möchte mich gleich vorweg entschuldigen«, erklärte Henderson. »Ich habe vom ersten Tag an versucht, diese Frau zu zügeln, aber sie läßt sich einfach nichts sagen.«

»Wir sind uns alle darüber im klaren, daß Ihnen die Hände gebunden sind«, versicherte Bobby Bo. »Wir haben diese kleine Versammlung auch keineswegs einberufen, um Sie zur Rechenschaft zu ziehen, falls Sie das befürchten sollten. Wir sind hier, um ein Problem zu lösen. Bis heute sind wir alle rundum zufrieden gewesen, wie Sie mit der Dame verfahren sind. Daß Miss Baldwin plötzlich ein handfestes Problem darstellt, liegt daran, daß sie sich mit diesem verrück-

ten Arzt zusammengetan hat, der wegen einer angeblichen Kolibakterienverseuchung die Medien auf sich aufmerksam gemacht hat.«

»Daß die beiden sich zusammengetan haben, bedeutet Ärger, soviel steht fest«, ergriff Sorenson das Wort. »Vor einer Stunde haben Miss Baldwin und der Arzt in unseren Kontrollbüchern rumgeschnüffelt.«

»Sie hat den Arzt zu Mercer Meats mitgenommen?« fragte Henderson entsetzt.

»So ist es«, erwiderte Sorenson. »Vielleicht verstehen Sie jetzt, in welchem Schlamassel wir uns befinden. Die Situation ist äußerst kritisch. Wenn wir nicht umgehend etwas unternehmen, müssen wir uns bald auf ein neues Kolibakterienfiasko gefaßt machen.«

»Es ist einfach nicht zu fassen, was für ein Theater um diese Kolibakterien gemacht wird«, ereiferte sich Bobby Bo. »Wissen Sie, was mich wirklich auf die Palme bringt? Die verdammte Geflügelindustrie kann Produkte auf den Markt bringen, die mit beinahe hundertprozentiger Sicherheit in Salmonellen oder Campylobacter schwimmen - und niemand verliert darüber auch nur ein Wort. Wir hingegen müssen nur ein winzig kleines Problem mit Kolibakterien haben - und es sind ja höchstens zwei bis drei Prozent unserer Produkte infiziert - und schon steht die ganze Welt Kopf. Wie kann das angehen? Kann mir das bitte mal jemand erklären? Hat die Geflügelindustrie eine bessere Lobby?« Das leise Klingeln eines Handys durchbrach die Stille, die nach Bobby Bos leidenschaftlicher Rede eingetreten war. Die Hälfte der im Raum versammelten Männer griff sich in die Jackentaschen. Doch nur das Handy von Daryl Webster klingelte. Er zog sich in den hintersten Winkel der Bibliothek zurück und nahm den Anruf entgegen.

»Keine Ahnung, wie die Geflügelindustrie das macht«, sagte Sorenson schließlich. »Aber wir sollten uns jetzt erst einmal auf unser aktuelles Problem konzentrieren. Soweit ich weiß, hat das Management von Hudson Meat den Kolibakterien-Skandal nicht überlebt. Wir müssen etwas unternehmen, und zwar schnell. Das ist meine Meinung. Wozu, zum Teufel, haben wir das Schadensverhütungs-Komitee denn gegründet?« Webster klappte sein Handy zusammen und ließ es in die Innentasche seines Jacketts gleiten. Sein Gesicht

war noch röter als gewöhnlich.

»Schlechte Nachrichten?« fragte Bobby Bo. »Kann man wohl sagen«, erwiderte Webster. »Das war gerade unser Nachtwächter. Marsha Baldwin ist bei Higgins und Hancock aufgekreuzt und geht in diesem Augenblick die für das Ministerium bestimmten Unterlagen durch. Sie hat unserem Sicherheitsmann ihre Kennkarte unter die Nase gehalten und ihm erzählt, sie wolle prüfen, ob bei uns die Bundesvorschriften eingehalten werden.«

»Sie hat überhaupt kein Recht, sich bei Ihnen Einlaß zu verschaffen«, empörte sich Henderson. »Und Unterlagen darf sie schon gar nicht prüfen.«

»Das haben wir's«, meldete Sorenson sich wieder zu Wort. »Ich glaube, damit dürfte sich eine lange Debatte erübrigt haben. Meiner Meinung nach gibt es nur eine Lösung.«

»Ich tendiere dazu, Everett zuzustimmen«, sagte Bobby Bo und ließ seinen Blick in die Runde schweifen. »Was meinen Sie, meine Herren?«

Zustimmendes Gegrummel machte sich breit. »Wunderbar«, stellte Bobby Bo fest. »Betrachten Sie die Sache als erledigt.«

Bis auf Bobby Bo verließen alle Männer die Bibliothek und machten sich auf die Suche nach ihren Ehefrauen. Bobby Bo ging zum Telefon und wählte eine hausinterne Nummer. Er hatte den Hörer kaum aufgelegt, als Shanahan O'Brian bereits in der Tür erschien.

Shanahan trug einen dunklen Anzug und eine dezente Krawatte. Der Spezial-Kopfhörer, mit dem er herumlieft, ließ ihn wie einen Geheimdienstagenten aussehen. Er war ein großer, kräftiger Ire, der nicht länger auf der Verliererseite hatte stehen wollen und seiner von ständigen Unruhen geplagten Heimat Nordirland den Rücken gekehrt hatte. Bobby Bo hatte ihn engagiert, als er einmal in Verlegenheit gewesen war. Seit fünf Jahren war Shanahan der Chef seiner Sicherheitsleute. Shanahan und Bobby Bo kamen prima miteinander aus. »Sie wollten mich sprechen?« fragte Shanahan. »Kommen Sie rein, und schließen Sie die Tür!« forderte Bobby Bo ihn auf.

Shanahan folgte der Aufforderung.

»Das Schadensverhütungs-Komitee hat den ersten Auftrag zu ver-

geben«, verkündete Bobby Bo.

»Hervorragend«, entgegnete Shanahan mit seinem leichten gälischen Akzent.

»Setzen Sie sich«, forderte Bobby Bo ihn auf. »Ich erzähle Ihnen, worum es geht.«

Fünf Minuten später verließen die beiden Männer die Bibliothek. Im Foyer trennten sich ihre Wege. Bobby Bo trat an die Schwelle des ein wenig tiefer liegenden Wohnzimmers und ließ seinen Blick über die Feiernden schweifen. »Wieso ist es hier denn so ruhig?« brüllte er in den Raum. »Sind wir etwa auf einer Beerdigung? Auf geht's! Feiern wir eine Party!«

Shanahan ging vom Foyer direkt in die Tiefgarage, stieg in seinen schwarzen Cherokee und fuhr hinaus in die Nacht. Er nahm den Ring um die Stadt und fuhr so schnell, wie er gerade noch meinte riskieren zu können. Dann verließ er die Schnellstraße und fuhr in Richtung Westen. Zwanzig Minuten später stellte er sein Auto auf den Parkplatz vor dem El Toro ab. Auf dem Nachtlokal thronte in roten Neonumrissen ein lebensgroßer Stier. Shanahan parkte am Rand, so daß zwischen seinem Wagen und den anderen, vorwiegend klapprigen Pick-ups noch reichlich Platz blieb. Er legte keinen Wert darauf, daß irgendwer seine Tür öffnete und damit sein nagelneues Auto rammte. Schon weit vor dem Kneipeneingang hörte er die dröhnenden Bässe der Latinorhythmen; drinnen war die Musik ohrenbetäubend. Das Lokal war gut besucht; dicker Zigarettenqualm vernebelte die Luft. Die Besucher waren vorwiegend Männer, doch es hatten sich auch ein paar buntgekleidete Frauen mit rabenschwarzem Haar in die Kneipe verirrt. Auf der einen Seite befand sich eine lange Theke, gegenüber gab es kleine Sitzecken. In der Mitte waren ein paar Tische und Stühle um eine kleine Tanzfläche plaziert. An der Wand stand eine altmodische, hellbeleuchtete Musikbox. Im hinteren Teil des Raums schloß sich ein Bogengang an, durch den ein paar Poolbillardtische zu sehen waren.

Shanahan musterte die an der Theke stehenden Männer, doch den Mann, den er suchte, konnte er nicht entdecken. Er schlenderte an

den Sitzecken entlang, sah ihn aber auch dort nicht. Schließlich gab er auf und steuerte die überfüllte Theke an. Er konnte sich nur mit Mühe durch das Gedränge quetschen, und als er endlich vorm Tresen stand, schenkte der Barkeeper ihm keinerlei Beachtung.

Nachdem der Mann seine Rufe mehrmals ignoriert hatte, wedelte Shanahan mit einem Zehndollarschein. Der Barkeeper kam sofort. Shanahan reichte ihm die Geldnote. »Ich suche Carlos Mateo«, brüllte Shanahan. Das Geld verschwand wie bei einem Zaubertrick. Der Barkeeper sagte kein Wort. Statt dessen zeigte er auf den Hinterraum und tat so, als würde er mit einem Billardstock stoßen. Shanahan bahnte sich seinen Weg über die kleine Tanzfläche. Der hintere Raum war nicht ganz so überfüllt wie der vordere Teil der Kneipe. Der Mann, nach dem er suchte, stand am zweiten Tisch.

Shanahan hatte viel Zeit und Mühe investiert, um den richtigen Mann für das geplante Schadensverhütungs-Komitee zu rekrutieren. Nachdem er etliche Kandidaten in die engere Wahl genommen und interviewt hatte, hatte er sich am Ende für Carlos entschieden. Carlos war in Mexiko aus dem Gefängnis ausgebrochen und eine Weile auf der Flucht gewesen. Vor sechs Monaten war es ihm beim ersten Versuch gelungen, in die Vereinigten Staaten zu gelangen. Da er dringend einen Job brauchte, war er bei Higgins und Hancock vorstellig geworden. Am meisten hatte Shanahan an Carlos dessen unbekümmerte Einstellung zum Tod beeindruckt. Carlos hatte zwar keine Einzelheiten ausgeplaudert, aber wie er Shanahan erzählt hatte, war er verhaftet worden, weil er einen Bekannten erstochen hatte. Als Arbeiter bei Higgins und Hancock wurde er täglich mit dem Tod von mehr als zweitausend Tieren konfrontiert. Doch was seine Gefühle anbelangte, schien der Vorgang des Tötens sich für Carlos nicht groß vom Waschen seines Pick-ups zu unterscheiden.

Shanahan ging weiter und blieb unter der Lampe stehen, die den zweiten Tisch beleuchtete. Carlos bereitete sich gerade auf seinen nächsten Stoß vor und reagierte nicht auf Shanahans Begrüßung. Shanahan mußte warten.

»*Mierda!*« brüllte Carlos und schlug auf die Bande. Die Kugel hatte das Loch verfehlt. Erst jetzt richtete er sich auf und sah Shanahan an.

Carlos war ein drahtiger Mann mit dunklem Haar, dunkler Haut und auffälligen Tätowierungen auf beiden Armen. Sein Gesicht war von buschigen Augenbrauen, einem bleistiftgeraden Schnurrbart und eingefallenen Wangen geprägt. Seine Augen sahen aus wie schwarze Murmeln. Er trug eine schwarze Lederweste, die seine prallen Muskeln und seine Tattoos gut zur Geltung brachte. Ein Hemd oder T-Shirt hatte er nicht an.

»Ich habe einen Auftrag für dich«, sagte Shanahan. »Einen Auftrag, wie ich ihn dir beschrieben habe. Bist du interessiert? Wenn ja, mußt du ihn jetzt erledigen.«

»Wenn Sie zahlen, bin ich interessiert«, erwiderte Carlos mit starkem spanischem Akzent.

»Komm mit!« forderte Shanahan ihn auf und zeigte in Richtung Ausgang. Carlos legte seinen Billardstock auf den Spieltisch, blätterte seinem stänkernden Mitspieler ein paar zerknitterte Scheine hin und folgte Shanahan.

Solange sie nicht draußen waren, versuchten sie gar nicht erst, sich zu unterhalten.

»Wie kannst du es bloß länger als fünf Minuten in diesem Lärm aushalten?« fragte Shanahan. »Wieso?« fragte Carlos zurück. »Ist doch gute Musik.« Da es immer noch in Strömen regnete, führte Shanahan Carlos zu seinem Cherokee. Die beiden stiegen ein. »Machen wir's schnell«, begann Shanahan. »Sie heißt Marsha Baldwin. Sie ist groß, blond, attraktiv. Etwa fünfundzwanzig.« Carlos verzog sein Gesicht zu einem Grinsen, so daß sein Schnäuzer unter der schmalen Nase zwei gerade Striche bildete.

»Du mußt die Sache allerdings sofort erledigen«, fuhr Shanahan fort. »Die Frau ist im Augenblick da, wo du arbeitest.«

»Bei Higgins und Hancock?« fragte Carlos. »Genau«, erwiderte Shanahan. »Sie ist im Verwaltungstrakt und schnüffelt in Unterlagen herum, die sie nichts angehen. Du kannst sie nicht verfehlen. Wenn du trotzdem Schwierigkeiten hast, sie zu finden, kannst du den Nachtwächter fragen. Er hat den Auftrag, die Frau im Auge zu behalten.«

»Wieviel zahlen Sie?« fragte Carlos.

»Mehr als wir besprochen haben«, erwiderte Shanahan. »Vorausgesetzt allerdings, du erledigst die Sache jetzt. Ich will, daß du dich umgehend auf den Weg machst.«

»Wieviel?« fragte Carlos.

»Hundert jetzt und zweihundert später - sofern sie spurlos verschwindet«, erwiderte Shanahan und griff in seine Jackettasche. Er zog einen neuen Hundertdollarschein hervor und hielt ihn Carlos vor die Nase. Der Neonstier tauchte den Schein in rotes Licht.

»Was ist mit meinem Job?« fragte Carlos. »Mein Versprechen gilt«, stellte Shanahan klar. »Du arbeitest nur noch bis zum Ende des Monats im Schlachtbereich. Wohin willst du versetzt werden? In den Knochenauslöseraum oder lieber in den Rumpfraum?«

»In den Knochenauslöseraum«, erwiderte Carlos. »Dann gilt unser Deal also?« fragte Shanahan. »Klar«, erwiderte Carlos. Er nahm den Schein, faltete ihn und schob ihn in die Hosentasche. Dann öffnete er ohne ein weiteres Wort die Tür. Es war, als hätte man ihn gebeten, Laub zu harken oder Schnee zu schippen.

»Vermassel die Sache nicht!« rief Shanahan ihm hinterher. »Auf dem Gelände von Higgins und Hancock ist es ein Kinderspiel für mich«, sagte Carlos. »Das haben wir uns auch gedacht«, entgegnete Shanahan.

Marsha hob die Arme über den Kopf und streckte sich. Sie hatte sich so lange über die geöffnete Aktenschublade gebeugt, bis ihr der Nacken steif geworden war. Mit einem Hüftstoß schmetterte sie die Schublade zu, die mit einem lauten Klick einrastete. Dann schnappte sie sich ihr Handy und eilte zur Tür. Im Gehen wählte sie Kims Nummer.

Während die Verbindung sich aufbaute, öffnete sie die Tür und inspizierte den Flur in beide Richtungen. Erfreut stellte sie fest, daß niemand zu sehen war. Während sie die Unterlagen durchgesehen hatte, war der Wächter ein paarmal auf dem Flur vorbeigegangen. Er hatte sie zwar nicht gestört, aber seine demonstrative Wachsamkeit hatte sie noch nervöser gemacht, als sie sowieso schon war. Wenn er ihr näher gekommen wäre, hätte sie sich in die Enge getrieben ge-

fühlt. Das Gebäude schien vollkommen verlassen; von den Reinigungskräften, die angeblich da sein sollten, hatte sie niemanden zu Gesicht gekriegt. »Ich hoffe, Sie sind es, Marsha«, meldete sich Kim, ohne auch nur »hallo« zu sagen.

»Eine seltsame Art, sich am Telefon zu melden«, entgegnete Marsha und kicherte nervös. Sie schloß die Bürotür hinter sich und ging den verlassenen Flur entlang.

»Wurde langsam Zeit, daß Sie sich melden«, war Kims Antwort.

»Ich habe leider noch nichts entdeckt«, entgegnete Marsha, ohne auf Kims Vorwurf einzugehen. »Warum rufen Sie erst jetzt an?«

»Nun beruhigen Sie sich doch«, erwiderte Marsha. »Ich habe die ganze Zeit in den Unterlagen gestöbert. Sie können sich gar nicht vorstellen, wieviel Papierkram das Landwirtschaftsministerium von den Betrieben verlangt. Jeden Tag müssen Sanitärberichte, Dispositionsberichte, Viehbestands-Schlachtberichte, Mängelberichte, Auftrags-Schlacht-Berichte, Rechnungen und und und geschrieben werden. Und diesen ganzen Papierwust vom 9. Januar bin ich gerade durchgegangen.«

»Und was haben Sie entdeckt?« fragte Kim. »Nichts Ungewöhnliches«, erwiderte Marsha. Sie war inzwischen an einer Tür mit einer Mattglasscheibe angelangt. Auf dem Glas stand: Archiv. Sie drückte die Klinke herunter. Die Tür war nicht verschlossen. Sie trat ein, schloß die Tür hinter sich und verriegelte sie vorsichtshalber.

»Wenigstens haben Sie es versucht«, stellte Kim fest. »Und jetzt sehen Sie zu, daß Sie so schnell wie möglich von dort verschwinden!«

»Erst wenn ich die Firmenunterlagen durchgesehen habe«, widersprach Marsha.

»Es ist schon Viertel nach acht. Hatten Sie nicht von einem Kurzbesuch gesprochen?«

»Ich brauche wahrscheinlich nicht mehr lange«, versicherte Marsha. »Ich bin im Archiv. In einer halben Stunde rufe ich wieder an.«

Bevor Kim ihr widersprechen konnte, hatte Marsha die Verbindung beendet. Sie legte das Telefon auf den langen Bibliothekstisch und nahm eine Wand mit Aktenschränken ins Visier. An der gegenüber-

liegenden Wand befand sich das einzige Fenster im Raum, gegen das der Regen peitschte. Es klang, als würden Reiskörner gegen die Scheibe prasseln. Am Ende des Raums gab es eine weitere Tür. Marsha ging hin und versicherte sich, daß sie abgeschlossen war.

Mit einem relativ sicheren Gefühl ging sie zurück zu den Aktenschränken und zog die erste Schublade auf.

Nach ein paar Minuten nahm Kim schließlich die Hand vom Hörer. Er hatte gehofft, daß Marsha umgehend noch einmal zurückrufen würde. Das Gespräch hatte so abrupt geendet, daß er zunächst an einen Zusammenbruch der Verbindung geglaubt hatte. Doch er mußte sich wohl damit abfinden, daß Marsha aufgelegt hatte.

Er saß wieder in dem Klubsessel, in dem Marsha ihn vorgefunden hatte. Außer der Stehlampe neben dem Sessel brannte im ganzen Haus kein einziges Licht. Auf dem Beistelltisch stand ein Glas Whisky, das er sich eingeschenkt, bisher aber noch nicht angerührt hatte.

Er hatte sich in seinem ganzen Leben noch nicht so elend gefühlt. Immer wieder kamen ihm Bilder von Becky vor Augen und ließen ihm neue Tränen über die Wangen laufen. Im nächsten Augenblick sträubte sich sein Kopf dagegen, die ganze schreckliche Geschichte zu akzeptieren, und er bildete sich ein, daß alles nur die Fortsetzung seines Alptraums war, in dem Becky im tosenden Meer gekämpft hatte. Das Summen des Kühlschranks in der Küche erinnerte ihn daran, daß er etwas essen sollte. Er hatte keine Ahnung, wann er zum letzten Mal etwas Nennenswertes zu sich genommen hatte, doch er hatte absolut keinen Appetit. Er überlegte, ob er vielleicht nach oben gehen und duschen und sich umziehen sollte, aber das erschien ihm zu aufwendig. So blieb er einfach sitzen und wartete auf das Klingeln des Telefons.

Der alte Toyota-Pick-up hatte keine Heizung. Carlos zitterte vor Kälte, als er die Straße verließ und in den Schotterweg einbog, der um den Viehhof von Higgins und Hancock herumführte. Er schaltete den einzigen funktionierenden Scheinwerfer aus und fuhr im Dun-

keln weiter. Schließlich kannte er den Weg in- und auswendig, und zudem konnte er sich an den schwachreflektierenden Zaunpfählen zu seiner Rechten orientieren. Er fuhr bis zum Förderband und parkte den Wagen im Schatten des Gebäudes, streifte sich die dicken Fäustlinge von den Händen, die er im Auto zu tragen pflegte, und tauschte sie gegen ein Paar engsitzende schwarze Lederhandschuhe aus. Dann griff er unter den Sitz und holte ein langes, gebogenes Schlachtermesser hervor, das fast genauso aussah wie das, welches er tagsüber benutzte. Reflexartig testete er die Schneide. Durch die Lederhandschuhe hindurch spürte er, daß sie scharf wie ein Rasiermesser war.

Er stieg aus und blinzelte kurz, als ihm ein Regentropfen ins Auge kam. Mit einem Sprung überwand er den Zaun und landete in dem plattgetrampelten Matsch des Viehhofs. Ohne sich um den Kuhdung zu kümmern, spurtete er los und verschwand über das Förderband in den düsteren Tiefen des Schlachthofes.

Eine Austerngabel in der einen Hand und ein geschliffenes Kristallglas mit Bourbon in der anderen kletterte Bobby Bo auf den Beistelltisch und richtete sich auf. Dabei stieß er zur Freude seiner beiden Pudel eine Vorspeisenplatte mit marinierten Shrimps zu Boden.

Er schlug ein paarmal mit der Gabel gegen das Glas. Doch seine Gästen hörten ihn erst, als das Streichquartett zu spielen aufhörte.

»Alle mal herhören!« rief Bobby Bo über die Köpfe seiner Gäste in den Raum. »Im Eßzimmer wird gleich das Dinner serviert. Vergessen Sie nicht, die Nummer mitzunehmen, die Sie gezogen haben! Die Nummer entspricht dem Tisch, an dem Sie Platz nehmen sollen. Falls Sie noch keine Nummer gezogen haben sollten - Sie finden den Kübel im Foyer.« Während die Gäste das Wohnzimmer verließen, schaffte es Bobby Bo, ohne ein weiteres Mißgeschick von dem Beistelltisch hinabzusteigen.

Auf dem Weg ins Eßzimmer erblickte Bobby Bo seinen Sicherheitschef. Er entschuldigte sich bei seinem Gesprächspartner und ging zu Shanahan O'Brian. »Und?« flüsterte Bobby Bo. »Wie ist es gelaufen?«

»Problemlos«, erwiderte Shanahan.

»Wird die Sache noch heute abend erledigt?« wollte Bobby Bo wissen.

»In diesem Augenblick«, versicherte Shanahan. »Ich glaube, wir sollten Daryl Webster Bescheid geben. Dann kann er seinen Nachtwächter instruieren, sich nicht einzumischen.«

»Gute Idee.« Bobby Bo klopfte Shanahan grinsend auf die Schulter und eilte hinter seinen Gästen her.

Das laute Klingeln an der Haustür riß Kim aus seiner Melancholie. Für ein paar wirre Sekunden wußte er nicht, woher das Geräusch gekommen war. Da er auf einen Anruf wartete, hatte er als erstes zum Telefonhörer gegriffen. Daß es auch an der Tür klingeln konnte, hatte er zunächst gar nicht in Erwägung gezogen. Als er merkte, daß er sich getäuscht hatte, warf er einen Blick auf die Uhr. Es war Viertel vor neun. Wer konnte am Samstag abend um diese Uhrzeit bei ihm klingeln? Außer Ginger kam eigentlich niemand in Frage, aber Ginger rief immer an, bevor sie sich auf den Weg machte. Plötzlich fiel ihm ein, daß er seinen Anrufbeantworter nicht abgehört hatte. Sie konnte also angerufen und ihm eine Nachricht hinterlassen haben. Während er darüber nachdachte, klingelte es erneut.

Er hatte eigentlich keine Lust, Ginger zu sehen, doch als es zum dritten Mal klingelte und es auch noch an der Tür pochte, erhob er sich. Er überlegte, wie er sie begrüßen sollte, als zu seiner Überraschung nicht Ginger, sondern Tracy vor ihm stand.

»Wie geht es dir?« fragte Tracy leise. »Geht so«, erwiderte Kim. Er war verblüfft. »Darf ich reinkommen?« fragte Tracy.

»Natürlich«, erwiderte Kim und trat einen Schritt zurück, um ihr Platz zu machen. »Tut mir leid. Ich bin so baff, daß ich gar nicht daran gedacht habe, dich hereinzubitten.« Tracy ging in die düstere Diele und stellte fest, daß nur ein Licht im ganzen Haus brannte. Sie reichte Kim ihren Mantel und ihren Regenschutz.

»Ich hoffe, du hast nichts dagegen, daß ich unangekündigt bei dir hereinplatze«, sagte sie.

»Ist schon okay«, entgegnete Kim und hängte ihre Sachen auf. »Eigentlich wollte ich niemanden sehen«, erklärte Tracy und seufzte.

»Aber dann mußte ich an dich denken und habe mir Sorgen gemacht. Du warst so aufgebracht, als du aus dem Krankenhaus gestürzt bist. Ich glaube, außer uns beiden kann niemand nachvollziehen, wie wir uns fühlen. Schließlich war es unsere gemeinsame Tochter, die wir verloren haben. Ich glaube, ich brauche Hilfe, und du wahrscheinlich auch.« Tracys Worte machten alle Hoffnungen zunichte. Er konnte nicht länger leugnen, daß Becky tot war. Plötzlich überflutete ihn eine Woge von Traurigkeit, die er bisher zu verdrängen versucht hatte. Er seufzte und wischte sich über die Augen. Für einen Augenblick konnte er nichts sagen. »Hast du im Wohnzimmer gegessen?« fragte Tracy. Kim nickte.

»Ich hole mir einen Stuhl aus dem Eßzimmer«, sagte Tracy. »Laß nur«, kam Kim ihr zuvor. »Das mache ich.« Ein wenig körperliche Betätigung konnte ihm nur guttun. Er stellte den Stuhl in den Halbschatten der Stehlampe. »Möchtest du etwas trinken? Ich habe mir eben einen Scotch eingeschenkt.«

»Danke, lieber nicht.« Tracy setzte sich, beugte sich nach vorn und legte ihr Kinn in die aufgestützten Hände. Kim ließ sich wieder in den Klubsessel fallen und betrachtete seine Ex-Frau. Ihr dunkles Haar, das sonst immer wellig und voll war, klebte ihr platt am Kopf. Das wenige Make-up, das sie aufgetragen hatte, war verschmiert. Es war nicht zu übersehen, daß sie furchtbar litt, doch ihre Augen waren so strahlend und funkelnd, wie Kim sie seit jeher kannte.

»Ich wollte dir noch etwas sagen«, begann Tracy. »Nachdem ich eine Weile darüber nachgedacht habe, ist mir klargeworden, daß es sehr mutig von dir war, wie du Becky zu helfen versucht hast.« Sie hielt einen Augenblick inne und biß sich auf die Lippe. »Ich hätte das niemals machen können - auch nicht, wenn ich Chirurgin wäre.«

»Nett, daß du zu mir stehst«, entgegnete Kim. »Danke.«

»Zuerst war ich total schockiert«, gestand Tracy. »Eine Massage am offenen Herzen ist immer eine verzweifelte Maßnahme«, erklärte Kim. »Und wenn man es dann auch noch bei der eigenen Tochter tun muß... nun ja, das Krankenhaus wird die Sache bestimmt anders sehen als du.«

»Du hast es aus Liebe zu Becky getan«, sagte Tracy. »Es war über-

haupt nicht anmaßend, obwohl ich das zuerst gedacht habe.«

»Ich habe ihr den Brustkorb aufgeschnitten, weil die externe Herzmassage nichts brachte«, erklärte Kim. »Ich konnte Becky nicht einfach sterben lassen. Es wußte doch keiner, wieso sie immer wieder diese Herzstillstände hatte. Jetzt weiß ich warum - und auch warum die externe Herzmassage fruchtlos war.«

»Ich hatte keine Ahnung, daß Kolibakterien so eine furchtbare Krankheit auslösen können«, flüsterte Tracy. »Ich auch nicht«, gestand Kim.

Das Klingeln des Telefons ließ sie beide hochfahren. Kim griff nach dem Hörer. »Hallo!« meldete er sich barsch. Tracy sah, wie seine Gesichtszüge sich veränderten. Zuerst schien er etwas verwirrt, doch dann wurde er ärgerlich. »Hören Sie auf!« raunzte er in den Hörer. »Ihr Sermon interessiert mich nicht die Bohne. Und ich brauche auch keine Kreditkarte von Ihrer Firma. Machen Sie auf der Stelle die Leitung frei!« Er knallte den Hörer auf.

»Klingt so, als würdest du einen Anruf erwarten«, stellte Tracy fest und stand auf. »Ich störe wohl. Vielleicht sollte ich besser gehen.«

»Nein«, entgegnete Kim und korrigierte sich sofort. »Ich meine natürlich, du hast recht: Ich erwarte einen Anruf. Aber du sollst nicht gehen.«

Tracy legte den Kopf auf die Seite. »Irgendwie reagierst du seltsam. Was ist denn los?«

»Ich bin total durch den Wind«, gestand Kim. »Aber...« Bevor er erklären konnte, warum er so nervös war, klingelte das Telefon erneut. Wieder riß er den Hörer von der Gabel und meldete sich mit einem hektischen »Hallo«.

»Ich bin's. Ich habe etwas entdeckt.«

»Was?« fragte Kim, während er Tracy bedeutete, sich wieder hinzusetzen.

»Etwas sehr Interessantes wahrscheinlich«, erwiderte Marsha. »Ich habe eine Differenz entdeckt. Die internen Unterlagen vom neunten Januar stimmen nicht mit denen überein, die für das Ministerium bestimmt sind.«

»Inwiefern?« fragte Kim.

»Kurz vor Feierabend wurde noch eine Kuh geschlachtet«, erwiderte Marsha. »In den Firmenunterlagen hat man dem Tier die Liefernummer sechsenddreißig und die Kopfnummer siebenundfünfzig gegeben.«

»Und?« fragte Kim. »Ist es in irgendeiner Weise von Bedeutung, daß sie ein zusätzliches Tier geschlachtet haben?«

»Ich würde sagen, ja«, erwiderte Marsha. »Das heißt nämlich, daß die Kuh nicht vom Veterinär des Landwirtschaftsministeriums untersucht wurde.«

»Wollen Sie damit sagen, das Tier könnte krank gewesen sein?« fragte Kim.

»Die Möglichkeit müssen wir in Erwägung ziehen«, erwiderte Marsha. »Die Rechnung deutet ebenfalls darauf hin, daß mit dem Tier etwas faul war. Es war nämlich kein Stier aus der Rindfleischzucht, sondern eine Milchkuh, die der Schlachthof einem gewissen Bart Winslow abgekauft hat.«

»Das müssen Sie mir genauer erklären.«

»Milchkühe werden oft zu Hamburgerfleisch verarbeitet«, erläuterte Marsha. »Das ist das eine. Das andere ist - ich kenne den Namen Bart Winslow. Er kommt hier aus der Gegend und ist ein sogenannter 4-T-Mann. Das bedeutet, er fährt herum und holt verendete Tiere von den Farmen ab - genauer gesagt, Tiere, die tot, todkrank oder todgeweiht sind. Der Job von 4-T-Männern ist es, die Tiere zur Abdeckerei zu bringen, wo sie zu Dünger oder Viehfutter verarbeitet werden.«

»Das reicht«, sagte Kim. »Mehr möchte ich gar nicht darüber hören. Erzählen Sie mir jetzt bloß nicht, daß diese Tiere manchmal auch an Schlachthöfe verkauft werden.«

»Doch. Und das Tier, das am neunten Januar als letztes geschlachtet wurde, ist offenbar ein solches Tier gewesen«, entgegnete Marsha. »Hinter Kopf Nummer siebenundfünfzig in Lieferung Nummer sechsenddreißig verbirgt sich höchstwahrscheinlich eine kranke Kuh, die für die Abdeckerei bestimmt war.«

»Das ist ja ekelerregend.«

»Es kommt noch schlimmer«, fuhr Marsha fort. »Ich habe einen in-

ternen Mängelbericht von Higgins und Hancock über genau diese Kuh gefunden. In dem Bericht ging es nicht etwa darum, daß sie krank war oder nicht vom Veterinär untersucht wurde.« Marsha zögerte. »Machen Sie sich auf etwas ziemlich Widerliches gefaßt.«

»Schießen Sie los!« drängte Kim. »Was war mit der Kuh?«

»Oje!« rief Marsha entsetzt. »Es ist jemand an der Tür. Ich muß schleunigst die Akte zurücklegen!« Kim hörte ein lautes Poltern. Im Hintergrund vernahm er das Rascheln von Papier und das unverwechselbare Geräusch einer zukrachenden Registraturschublade. »Marsha!« schrie Kim.

Doch Marsha kam nicht an den Apparat. Statt dessen hörte Kim, wie Glas zu Bruch ging. Das Klirren war so laut, daß er aus dem Sessel hochfuhr. Reflexartig zog er den Hörer vom Ohr weg.

»Marsha!« brüllte er dann wieder in die Muschel. Doch sie antwortete nicht. Statt dessen hörte er ein anderes, unmißverständliches Geräusch: Möbel wurden verrückt und fielen krachend um. Dann war es plötzlich absolut still. Kim nahm den Hörer vom Ohr und sah Tracy an. Sein Entsetzen spiegelte sich in seinen Augen wider. »Was ist los?« fragte Tracy bestürzt. »War das Marsha Baldwin?«

»Ich glaube, sie ist in Gefahr!« platzte Kim heraus. »Oh, mein Gott!«

»Wieso ist sie in Gefahr?« wollte Tracy wissen. Kims Panik war unübersehbar.

»Ich muß ihr helfen!« schrie Kim. »Es ist alles meine Schuld!«

»Was ist deine Schuld?« rief Tracy verzweifelt. »Nun sag mir doch endlich, was los ist!«

Anstatt zu antworten, rannte Kim aus dem Haus. In seiner Eile ließ er die Haustür offenstehen. Tracy jagte hinter ihm her und wollte wissen, wohin er fuhr. »Warte hier!« brüllte Kim, bevor er ins Auto sprang. »Ich bin bald zurück.« Die Tür knallte zu. Eine Sekunde später heulte der Motor auf, und Kim schoß im Rückwärtsgang auf die Straße und raste los.

Tracy fuhr sich nervös mit der Hand durchs Haar. Sie hatte weder eine Ahnung, was passiert war, noch wußte sie, was sie jetzt tun sollte. Im ersten Augenblick wollte sie ins Auto steigen und nach Hause

fahren. Doch sie machte sich Sorgen um Kim. Er hatte so panisch reagiert, und sie wollte wissen, was los war. Außerdem wußte sie nicht, was sie zu Hause tun sollte; schließlich war sie gerade von dort geflohen. Der kalte Regen nahm ihr die Entscheidung ab. Sie drehte sich um und ging zurück ins Haus. Sie würde auf ihn warten.

Die Verfolgungsjagd war losgegangen, als jemand die Glasscheibe in der Tür zerschlagen hatte. Eine behandschuhte Hand hatte durch das gezackte Glas gegriffen und die Tür aufgeschlossen. Dann war die Tür aufgefliegen und gegen die Wand gekracht.

Beim Anblick des dünnen, dunklen Mannes, der ein langes Messer schwang, hatte Marsha aufgeschrien. Als er einen Schritt auf sie zugekommen war, hatte sie sich umgedreht und war losgerannt. In der Hoffnung, ihren Verfolger zu Fall zu bringen, hatte sie in ihrer Panik noch ein paar Stühle umgeworfen. Sie wußte sofort, daß er sie töten wollte. Hysterisch vor Angst schloß sie die hintere Tür auf. Hinter sich hörte sie den Mann auf spanisch fluchen. Stühle krachten. Sie wagte nicht, sich umzudrehen. Auf dem Flur rannte sie blind drauflos. Sie hoffte inständig, irgendeinem Menschen zu begegnen, und wenn es nur der furchteinflößende Nachtwächter war. Im Laufen versuchte sie um Hilfe zu schreien, doch sie brachte nur ein heiseres Krächzen hervor. Sie stürmte an leeren Büros vorbei. Am Ende des Flurs lief sie in einen Aufenthaltsraum. Auf einem der zahlreichen Tische entdeckte sie Lunchpakete und Thermosflaschen, aber die Besitzer waren nirgends in Sicht. Sie hörte Schritte. Ihr Verfolger näherte sich in bedrohlichem Tempo. Am anderen Ende des Aufenthaltsraums stand eine Tür offen.

Dahinter befand sich eine kurze Treppe, die vor einer Feuertür endete. Obwohl Marsha sich wenig Chancen ausrechnete, durchquerte sie den Raum und warf ihrem Verfolger im Rennen so viele Stühle wie möglich in den Weg. Zwei Stufen auf einmal nehmend, hastete sie die Treppe hinauf. Vor der Feuertür japste sie nach Luft. Hinter sich hörte sie ihren Verfolger mit den Stühlen kämpfen.

Sie riß die Feuertür auf und stürmte in einen riesigen, kalten Raum. Sie befand sich im eigentlichen Schlachtbereich des Schlachthofs. Im

Halbdunkel der in weitem Abstand angebrachten Nachtlampen wirkte der Raum gespenstisch, was vor allem daran lag, daß er gerade mit Hochdruckdampf gereinigt worden war. Kalter grauer Dunst waberte um die metallenen Laufbänder, die von den Deckenschienen herabhängenden Haken und die diversen Maschinen.

Letztere hinderten sie daran, zügig voranzukommen. Verzweifelt schrie sie um Hilfe. Doch die einzige Antwort, die sie bekam, war das Echo ihrer eigenen, von den nackten Betonwänden zurückgeworfenen Stimme.

Hinter ihr wurde die Feuertür aufgerissen. Sie war noch so nah an der Tür, daß sie die japsenden Atemzüge ihres Verfolgers hören konnte.

Panisch suchte sie Zuflucht hinter einer riesigen Maschine und preßte sich in den Schatten einer Metallgitter-Treppe. Dabei versuchte sie vergeblich, ihr eigenes Keuchen zu unterdrücken.

Irgendwo in der Nähe tropfte langsam und gleichmäßig Wasser, ansonsten war es mucksmäuschenstill. Ihre letzte Hoffnung waren die Reinigungsmänner. Sie mußten irgendwo sein; sie mußte sie nur finden.

Marsha wagte einen Blick zur Feuertür. Sie war geschlossen. Der Mann war nirgends zu sehen.

Ein plötzliches, lautes Klicken ließ sie zusammenfahren. Im nächsten Augenblick war der Raum von grellem Neonlicht erhellt. Ihr Herz jagte. In dem hellen Licht würde der Mann sie früher oder später entdecken. Ein weiterer Blick zur Tür ermutigte sie zu ihrem nächsten Schritt. Sie hatte nur eine Chance: Sie mußte hier raus. Sofort. Kurz entschlossen verließ sie ihr Versteck und rannte zur Feuertür. Sie umklammerte den Griff und zog. Die schwere Tür öffnete sich einen Spalt, doch plötzlich ging es nicht mehr weiter. Marsha sah auf und stellte entsetzt fest, daß ein tätowierter Arm über ihre Schulter langte und die Tür zuhielt.

Sie wirbelte herum und preßte ihren Rücken gegen die Tür. Voller Todesangst starrte sie in die kalten, schwarzen Augen ihres Verfolgers. Das monströse Messer hielt er jetzt in der linken Hand.

»Was wollen Sie von mir?« schrie sie verzweifelt. Carlos antwor-

te nicht. Statt dessen grinste er und warf das Messer von einer Hand in die andere.

Marsha versuchte, ihm zu entkommen, doch in ihrer Panik rutschte sie auf dem nassen Zement aus und schlug mit dem Kopf auf den Boden. Carlos stürzte sich sofort auf sie. Marsha rollte auf den Rücken. Sie versuchte, dem Mann das Messer zu entreißen. Doch als sie danach griff, schlitzte sie sich beide Hände bis auf die Knochen auf. Carlos erstickte ihren Schrei, indem er ihr mit der linken Hand den Mund zuhielt. Als sie versuchte, die Hand wegzudrücken, hob er blitzschnell die Waffe und verpaßte ihr mit dem schweren Griff einen Schlag auf den Kopf. Marsha wurde ohnmächtig. Carlos richtete sich auf und atmete ein paarmal tief durch. Dann legte er Marshas Arme über kreuz, so daß ihre aufgeschlitzten Hände auf dem Bauch lagen. An den Füßen schleifte er sein Opfer über den Boden. Als er die Roste am Ende des Förderbandes erreichte, legte er Marsha dort ab und ging zu einem Elektro-Anschlußkasten. Er legte den Schalter um und aktivierte das Band.

Obwohl die Straßen vom Regen naß und rutschig waren, raste Kim wie ein Irrer durch die Dunkelheit und grübelte während der Fahrt darüber nach, was Marsha im Aktenarchiv von Higgins und Hancock zugestoßen sein konnte. Im stillen hoffte er, daß sie nur von einem Sicherheitsmann überrascht worden war, selbst wenn das bedeutete, daß sie vielleicht festgenommen worden war. Etwas Schlimmeres wollte er sich lieber nicht vorstellen.

Als er auf den Parkplatz vor der riesigen Anlage einbog, fiel ihm auf, daß nur noch wenige Autos dort standen. Er entdeckte Marshas Wagen ganz am Ende des Parkplatzes, weit entfernt vom Eingang.

Er hielt direkt vor dem Haupteingang, sprang aus dem Auto und versuchte, in das Gebäude zu gelangen. Doch es war abgeschlossen. Er schlug mit der Faust gegen die Tür. Er legte sich seitlich die Hände an den Kopf und spähte durch die Scheibe. Alles, was er sah, war ein schwachbeleuchteter, menschenleerer Flur. Ein Nachtwächter war nicht in Sicht. Kim lauschte. Es war totenstill. Ihm wurde immer mulmiger zumute. Er trat ein paar Schritte zurück und inspizierte die

Vorderfront des Gebäudes. Zum Parkplatz hin gab es mehrere Fenster.

Er verließ den betonierte Eingangsbereich und huschte eilig an der Nordseite des Gebäudes entlang. In jedes Fenster, an dem er vorbeikam, warf er einen Blick und probierte, ob es sich öffnen ließ. Doch alle Fenster waren fest verschlossen. Als er durch das dritte Fenster spähte, sah er Aktenschränke, umgekippte Stühle und ein auf dem Tisch liegendes Telefon, das Marshas sein konnte. Genau wie die anderen war auch dieses Fenster fest verriegelt. Ohne eine Sekunde zu zögern bückte er sich und hob einen der Steine auf, mit denen der Parkplatz von den Beeten abgegrenzt war. Die Glasscheibe zersplitterte in tausend Scherben. Im nächsten Augenblick krachte der Stein mit lautem Getöse auf den Holzboden und rollte gegen ein paar umgeworfene Stühle.

Carlos hielt inne und spitzte die Ohren. Er befand sich im Kopfknochenauslöseraum, dem Ort, an dem die Wangen und Zungen aus den Rinderköpfen gelöst wurden. Das Krachen des Steins, den Kim durch das Fenster geschleudert hatte, war hier nur als leiser, dumpfer Aufprall zu hören gewesen. Doch als erfahrener Einbrecher wußte Carlos, daß er unerwartete Geräusche nicht ignorieren durfte; sie bedeuteten unweigerlich Ärger.

Er schloß den Deckel des Kombi-Behälters und schaltete das Licht aus. Dann streifte er sich den blutbefleckten weißen Kittel und die gelben Gummihandschuhe ab und verstaute die Sachen unter einem Waschbecken. Mit dem Messer in der Hand huschte er leise und flink aus dem Knochenauslöseraum hinaus in den Schlachtbereich. Nachdem er sämtliche Lichter gelöscht hatte, hielt er inne und lauschte. Normalerweise hätte er den Schlachthof über das Förderband verlassen, aber er war noch nicht ganz fertig.

Kim war sehr vorsichtig durch das Fenster geklettert. Er hatte sich bemüht, möglichst nicht in die Glasscherben zu fassen, doch ganz war ihm das nicht gelungen. Er richtete sich auf und mußte zunächst ein paar Splitter aus seinen Handflächen entfernen. Danach nahm er

den Raum ins Visier. Auf einem unter der Decke angebrachten Bewegungsmelder blinkte ein rotes Licht, das er jedoch ignorierte.

Als er das auf dem Tisch liegende Handy, die umgekippten Stühle und die zerbrochene Glasscheibe in der Tür zum Hauptgang sah, wußte er sofort, daß er sich in dem Raum befand, von dem aus Marsha ihn angerufen hatte. Am anderen Ende des Raum stand eine Tür offen; vermutlich war sie in diese Richtung geflohen.

Er rannte durch diese Tür und fand sich auf einem langen, düsteren und verlassenem Flur wieder. Er blieb stehen und lauschte. Es war absolut still. Ihm wurde immer mulmiger zumute; irgend etwas stimmte nicht.

Er hastete den Flur entlang und öffnete jede Tür, an der er vorbeikam. Er inspizierte Vorratsräume, Putzmittelschränke, einen Umkleieraum und mehrere Toiletten. Am Ende des Gangs erreichte er den Aufenthaltsraum. Er blieb auf der Schwelle stehen. Er folgte der Spur der umgekippten Stühle, die zu einer Hintertür führte, und stieg die kurze Treppe hinauf. Mit einem Ruck riß er die Feuertür auf, ging hinein und blieb abrupt stehen, denn er wußte nicht, was er als nächstes tun sollte. Er befand sich in einem Labyrinth von Maschinen, die gruselige Schatten warfen.

Er nahm einen widerwärtig süßlichen Geruch wahr, der ihm vage bekannt vorkam. Er überlegte, womit er ihn in Verbindung brachte. Nach ein paar Sekunden wußte er es. Ihm fiel eine unangenehme Szene in seinem zweiten Studienjahr ein, als er zum ersten Mal bei einer Autopsie dabeigewesen war. Die Erinnerung daran hatte er geflissentlich verdrängt. »Marsha!« rief er verzweifelt. »Marsha!« Niemand antwortete. Außer dem Echo seiner eigenen panischen Stimme war absolut nichts zu hören. Rechts neben sich entdeckte er neben einem Feuerlöscher, einem Schlauch und einer Feuerwehrraxt mit langem Stiel eine Hochleistungs-Taschenlampe. Er riß die Taschenlampe aus der Halterung und knipste sie an. Der gebündelte Lichtstrahl erhellte in dem Raum jedoch nur schmale, kegelförmige Ausschnitte.

Dem flackernden Lichtschein folgend, erkundete er den Raum. Er bewegte sich im Uhrzeigersinn voran und wagte sich auch in den

Bereich hinter den Maschinen vor. Nach ein paar Minuten blieb er stehen und rief erneut nach Marsha. Doch auch diesmal erhielt er nur das Echo seiner eigenen Stimme zur Antwort. Außerdem hörte er einen tropfenden Wasserhahn.

Im Licht der Taschenlampe stieß er auf eine Art Rost. Er richtete den Strahl auf die Stelle. In der Mitte sah er einen dunklen, schmierigen Fleck. Er ging näher heran, bückte sich und richtete den Lichtstrahl direkt auf den Fleck. Zögernd berührte er die Stelle mit dem Zeigefinger. Ein kalter Schauer jagte ihm den Rücken herunter. Es war Blut!

Carlos hatte sich gegen die Wand des Kopfknochenauslöseraums gepreßt. Er stand direkt neben dem türlosen Durchbruch zum Schlachtbereich. Während Kim sich zielstrebig vorgearbeitet hatte, hatte er selbst sich peu á peu zurückgezogen. Er hatte Kim bereits bemerkt, als er durch den Flur gerannt war und alle Türen aufgerissen hatte.

Carlos hatte keine Ahnung, wer der Fremde war und hatte gehofft, er würde sich damit zufriedengeben, den Bürotrakt des Schlachthofs zu durchsuchen. Doch als Kim dann im Schlachtbereich aufgetaucht war und nach Marsha gerufen hatte, war Carlos klargeworden, daß er ihn töten mußte. Carlos ließ sich durch den unerwarteten Besucher nicht aus der Fassung bringen. Bei einem solchen Job mußte man immer mit Überraschungen rechnen. Außerdem hoffte er, seine Entlohnung erhöhen, vielleicht sogar verdoppeln zu können. Auch wie groß oder stark der Eindringling war, spielte für ihn keine Rolle. Schließlich hatte er den Vorteil des Überraschungsmomentes auf seiner Seite, und was vielleicht am wichtigsten war - er hatte sein Lieblingsmesser in der rechten Hand.

Vorsichtig beugte er sich ein wenig vor, lugte durch die Öffnung und überblickte den Schlachtbereich. Dank der Taschenlampe, mit der der Fremde sich seinen Weg suchte, konnte Carlos sein Opfer problemlos im Auge behalten. Er beobachtete, wie der Mann sich an seinem Arbeitsplatz zu schaffen machte und sich aufrichtete.

Plötzlich schien der Strahl der Lampe ihm direkt in die Augen. Er

zog sich blitzschnell in sein Versteck zurück und achtete darauf, die Messerklinge so zu halten, daß sie nicht in der Dunkelheit aufblitzte. Carlos hielt die Luft an. Den Lichtstrahl der Taschenlampe vor sich her bewegend, kam der Fremde direkt auf ihn zu.

Carlos drückte sich gegen die Wand und spannte die Muskeln. Der Fremde steuerte den Knochenauslöseraum an, genau wie er es angenommen hatte. Das Licht der Taschenlampe kam immer näher. Carlos spürte, wie sein Herz zu rasen begann und ihm ein Adrenalinstoß durch die Adern schoß. Solche Situationen genoß er in vollen Zügen. Es war wie ein Rausch.

Kim wußte natürlich, daß er sich in einem Schlachthaus befand, in dem den ganzen Tag Tiere getötet worden waren; deshalb hätte ihn ein Blutfleck eigentlich nicht überraschen sollen. Doch das Blut, das er entdeckt hatte, sah frisch aus und war noch nicht geronnen. Er mochte sich gar nicht vorstellen, daß es von Marsha stammen konnte. Allein der Gedanke machte ihn rasend. Jetzt wollte er sie erst recht finden und, falls sie tatsächlich verletzt sein sollte, den Täter um jeden Preis stellen. Nachdem er den Schlachtbereich gründlich inspiziert hatte, beschloß er, seine Suche auf andere Bereiche der riesigen Anlage auszudehnen. Auf der Hut vor dem Menschen, der vermutlich bereits Marsha etwas angetan hatte, steuerte er den einzigen offenen Durchgang an, den er gesehen hatte. Daß er die nächste Sekunde überlebte, hatte er einzig und allein seiner Vorsicht zu verdanken. Aus dem Augenwinkel heraus hatte er seitlich eine abrupte Bewegung registriert. Er machte instinktiv einen Satz nach vorn und riß die Taschenlampe hoch, um etwas abzuwehren, das er wie einen Schlag empfand. Carlos war aus dem Schatten hervorgeschossen und hatte gehofft, Kim mit einem schnellen Stoß in die Seite kampfunfähig zu machen. Er hatte das Messer schnell wieder aus dem Körper seines Opfers herausziehen und sich dann zurückziehen wollen. Endgültig wollte er Kim erst zur Strecke bringen, sobald dieser völlig entkräftet war. Doch er hatte die richtige Stelle verfehlt und Kim nur leicht am Handrücken verletzt. Als Carlos versuchte, sein Gleichgewicht wiederzufinden, verpaßte Kim ihm einen Schlag mit der Ta-

schenlampe. Obwohl die Lampe ihn nur an der Schulter streifte und ihn nicht verletzte, riß ihn der Schlag zu Boden. Bevor er sich wieder aufrichten konnte, suchte Kim das Weite. Er durchquerte den Kopfknochenauslöseraum und rannte in den großen Knochenauslöseraum. Dieser Raum war fast so riesig wie der Schlachtbereich, jedoch noch ein wenig düsterer. Überall standen lange Tische aus rostfreiem Stahl, zwischen den Tiefen verliefen Förderbänder. Auf einer höheren Ebene befand sich ein Netz aus Metallgitter-Stegen, über die die Aufseher bei ihren Kontrollgängen gehen und unter sich das Zerteilen der Rinder beobachten konnten.

Kim suchte panisch nach irgendeiner Art Waffe, mit der er das lange Messer abwehren konnte. Da er die Lampe ausgeknipst hatte und nicht wagte, sie wieder einzuschalten, konnte er nur blind die Tische abgreifen. Doch zu seinem Unglück fand er nichts Geeignetes.

Im nächsten Augenblick stieß er gegen eine große, leere Plastikmülltonne, die polternd umkippte. Verzweifelt griff er nach der Tonne, damit sie nicht in der Gegend herumrollte und seine Position verrät. Er warf einen Blick zurück in Richtung Kopfknochenauslöseraum und sah in dem offenen Durchbruch die Silhouette des Mannes mit dem Messer. Für den Bruchteil einer Sekunde fiel ein schwacher Lichtstrahl auf seinen Rücken, dann verschwand der Mann im Schatten. Kim zitterte vor Angst. Was sollte er gegen einen mit einem Messer bewaffneten Mann ausrichten, der offensichtlich ein Killer war? Wie sollte er sich in dem stockdunklen, ihm völlig fremden Raum verteidigen? Er mußte sich verstecken, etwas anderes blieb ihm gar nicht übrig. Der Mann durfte ihm auf keinen Fall näher kommen. Die erste Messerattacke hatte er wie durch ein Wunder überlebt, aber er wußte sehr wohl, daß er bei der nächsten Konfrontation wahrscheinlich den kürzeren ziehen würde.

Ein plötzlicher losschrillender Signalton ließ Kim vor Schreck zusammenfahren. Überall um ihn herum setzten sich die Förderbänder geräuschvoll in Bewegung. Gleichzeitig gingen unter der Decke grelle Neonröhren an. Kim spürte, wie seine Halsschlagader heftig zu pochen begann. Seine Chance, sich in dem Labyrinth aus Maschinen zu verstecken, war gerade zerplatzt.

Er quetschte sich hinter die Plastikmülltonne. Zwischen den Tischbeinen hindurchlinsend, sah er, wie der tätowierte Mann näher kam. Er bahnte sich langsam seinen Weg durch den hinteren Gang; in der rechten Hand hatte er das Messer, das aus Kims Blickwinkel etwa so groß war wie eine Machete. Kim geriet in Panik. Nur ein einziger Gang trennte ihn noch von dem Killer. Wenn der Mann den nächsten Gang inspizierte, war er geliefert. Es war nur noch eine Frage von Sekunden. Plötzlich wußte Kim, was er zu tun hatte. Die Plastiktonne mit beiden Händen umklammernd, sprang er blitzartig auf. Er brüllte wie ein sich in den Kampf stürzender keltischer Krieger und stürmte auf seinen Verfolger los. Die zum Schutzschild umfunktionierte Plastiktonne vor sich haltend, rannte er mit vollem Karacho in den messerschwingenden Mexikaner hinein.

Der Angriff war zwar völlig überraschend für Carlos gekommen, aber er war geistesgegenwärtig genug, das Messer nicht loszulassen.

Kim hatte Carlos glatt über den Haufen gerannt und befand sich nun etliche Meter hinter ihm. Er schleuderte die Tonne zur Seite und rannte durch den großen Knochenauslöseraum davon. Ihm war klar, daß er seinen Verfolger nur kurz außer Gefecht gesetzt hatte; in Null Komma nichts würde der Mann ihm wieder auf den Fersen sein. Wissend, daß ihm als Ausweg nur die Flucht blieb, passierte er eine zweite türlose Öffnung und landete in einem kalten, dunstigen und schlechtbeleuchteten Raum, in dem unzählige Rinderrümpfe von der Decke herabhingen. Die halbierten Tiere waren an Haken befestigt, die in einem Deckenrollsystem verankert waren. Die einzige Lichtquelle waren ein paar in großem Abstand angebrachte Deckenlampen über dem Hauptgang, der die langen Reihen der gekühlten Tierhälften trennte.

Kim rannte den Hauptgang entlang und sah sich verzweifelt nach einem Versteck um. In dem Kühlraum herrschten so niedrige Temperaturen, daß er seinen Atem sehen konnte. Er war noch nicht weit gelaufen, als er auf einen Quergang stieß, an dessen Ende er das willkommene grüne Glimmern eines Ausgangshinweises entdeckte. Doch an der Tür angelangt, mußte er zu seinem Entsetzen feststellen, daß sie mit einer Kette und einem schweren Vorhängeschloß verrie-

gelt war. Im nächsten Augenblick hörte er das entfernte, aber unverkennbare Geräusch, das die Absätze seines Verfolgers auf dem Betonfußboden verursachten. Der Mann kam näher. Kim geriet erneut in Panik. Auf der Suche nach einem anderen Ausgang lief er, so schnell er konnte, zwischen den Tierhälften durch die engen Gänge des Kühlraumes. Doch als er endlich einen zweiten Ausgang fand, hatte er wieder Pech: Er war ebenfalls mit einer Kette verriegelt.

Entmutigt setzte Kim seine Flucht fort. Der Raum war riesig. Er quetschte sich jetzt zwischen der Außenwand und den baumelnden Rinderhälften hindurch. Mehrere Minuten vergingen, bis er die nächste Ecke erreichte und eine Neunzig-Grad-Wende machen konnte. Auf diesem Gang kam er schneller voran. Kurz bevor er erneut den Hauptgang erreichte, der längs durch den Raum verlief, entdeckte er eine weitere Tür. Er drückte die Klinke herunter, und zu seiner Erleichterung ließ diese Tür sich öffnen. Sie führte in einen dunklen Raum. Neben der Tür befand sich ein Schalter. Kim knipste das Licht an. Er war in einem großen Lagerraum mit Stahlregalen gelandet. In der verzweifelten Hoffnung, irgend etwas zu finden, das sich als Waffe verwenden ließ, schaute er sich um. Er drehte eine schnelle Runde, hatte aber wieder kein Glück. Er fand lediglich ein paar kleinere Ersatzteile und einen Karton mit Gummistempeln, mit denen die Kontrolleure des Landwirtschaftsministeriums dem Fleisch die Gütesiegel »auserwählt«, »erste Wahl« oder »erstklassig« aufdrückten. Das einzige größere Objekt, das er erspähte, war ein Besen. Ein Besen war besser als gar nichts. Kim schnappte sich ihn und lief zurück. Als er gerade den Raum verlassen wollte, hörte er erneut die Schritte seines Verfolgers. Der Mann war nah, höchstens drei Meter entfernt. Er kam den Hauptgang entlang, der sich direkt um die Ecke befand!

Panisch zog Kim die Tür des Vorratsraum so leise und schnell wie möglich zu. Den Besenstiel mit beiden Händen umklammernd drückte er sich rechts neben der Tür flach an die Wand. Die Schritte hielten inne. Kim hörte den Mann fluchen. Dann waren die Schritte wieder da. Sie wurden immer lauter und stoppten direkt vor der Tür.

Kim hielt die Luft an und klammerte sich am Besen fest. Für einen qualvollen Augenblick passierte nichts. Dann sah er, wie der Türgriff

langsam nach unten gedrückt wurde. Der Mann kam rein!

Kims Herz jagte. Die Tür wurde aufgerissen. Als der Mann über die Schwelle trat, biß er die Zähne zusammen, nahm den Besen quer und holte aus. Er traf seinen Verfolger mit voller Wucht mitten ins Gesicht. Der Mann taumelte rückwärts aus der Tür. Er hatte nicht mit dem Angriff gerechnet und ließ das Messer fallen. Es kam schep-pernd auf dem Boden auf. Den Besen noch immer in der linken Hand haltend, hechtete Kim hinter dem Messer her. Als er es zu fassen bekam, mußte entsetzt feststellen, daß es nicht das Messer, sondern eine Taschenlampe war.

»Keine Bewegung!« brüllte jemand.

Kim richtete sich auf und starrte in den blendenden Lichtstrahl einer anderen Taschenlampe. Instinktiv hob er die Hand und schirmte seine Augen ab. Jetzt sah er auch den am Boden liegenden Mann. Es war nicht der Mexikaner, sondern ein ganz anderer Mann. Er trug ein braunes Higgins-und-Hancock-Hemd. Offenbar hatte er den Nachtwächter umgenietet. Der Mann hielt sich beide Hände vors Gesicht. Aus seiner Nase strömte Blut.

»Lassen Sie den Besen fallen!« brüllte ihn jemand an. Kim ließ die Taschenlampe und den Besen los. Beides fiel krachend auf den Boden.

Der grelle Strahl wurde daraufhin ein wenig nach unten gesenkt. Vollkommen baff und erleichtert registrierte Kim, daß vor ihm zwei Polizisten standen. Der Polizist, der keine Taschenlampe hielt, hatte seine Pistole im Anschlag und zielte direkt auf ihn.

»Gott sei Dank!« brachte Kim hervor, obwohl er direkt in den Lauf eines Revolvers starrte, der keine drei Meter entfernt auf ihn gerichtet wurde.

»Halten Sie den Mund!« fuhr der Polizist mit der Waffe ihn an. »Kommen Sie raus, und stellen Sie sich mit dem Gesicht zur Wand!«

Kim folgte dem Befehl nur zu gern. Er verließ den Lagerraum und legte die Hände so an die Wand, wie er es in Gangsterfilmen gesehen hatte.

»Durchsuch ihn!« befahl der eine Polizist seinem Kollegen. Kim spürte, wie er an Armen, Beinen und Oberkörper abgetastet wurde.

»Er ist sauber.«

»Drehen Sie sich um!«

Kim folgte der Aufforderung mit erhobenen Händen; schließlich wollte er nicht, daß die Polizisten seine friedliche Absicht anzweifeln. Die beiden Männer standen jetzt so nah vor ihm, daß er ihre Namensschilder entziffern konnte. Der Mann mit der Pistole hieß Douglas Foster. Der andere war Leroy McHalverson. Der Nachtwächter hatte sich inzwischen aufgerappelt und betupfte seine verbogene Nase mit einem Taschentuch. Das Metallstück des Besens hatte sein Nasenbein mit einer solchen Wucht getroffen, daß es gebrochen war. »Leg ihm Handschellen an!« forderte Foster seinen Kollegen auf.

»Moment mal!« wandte Kim ein. »Ich bin nicht derjenige, dem Sie Handschellen anlegen sollten.«

»Ach?« entgegnete Foster von oben herab. »Wen würden Sie denn vorschlagen?«

»Hier irgendwo ist noch jemand«, erwiderte Kim. »Ein dunkler, drahtig aussehender Typ mit tätowierten Armen und einem riesigen Messer.«

»Außerdem trägt er eine Hockeymaske«, fügte Foster spöttisch hinzu, »und sein Name ist Jason.«

»Das ist mein Ernst«, sagte Kim. »Ich bin hier, weil ich nach einer Frau namens Marsha Baldwin suche.« Die beiden Polizisten sahen sich an.

»Wirklich!« bekräftigte Kim. »Sie ist Kontrolleurin und arbeitet für das Landwirtschaftsministerium. Sie war heute abend hier, um etwas zu überprüfen. Während ich mit ihr telefoniert habe, ist sie von jemandem überrascht worden. Ich habe gehört, wie Glas zu Bruch ging und ein Kampf begann. Als ich wenig später hier ankam, um ihr zu helfen, bin ich von einem Mann mit einem Messer angegriffen worden - wahrscheinlich von demselben Kerl, der Ms. Baldwin attackiert hat.« Die Polizisten blieben skeptisch.

»Ich bin Chirurg und arbeite im University Medical Center«, fuhr Kim fort und fummelte in der Tasche seines schmutzigen, ehemals weißen Kittels nach seinem Ausweis. Fosters umklammerte nervös

seine Pistole. Kim zog die Krankenhaus-Kennkarte hervor und reichte sie Foster. Foster bedeutete McHalverson, die Karte zu nehmen.

»Sieht echt aus«, stellte McHalverson nach kurzer Prüfung fest.

»Natürlich ist sie echt.«

»Halten Ärzte neuerdings nicht mehr viel von persönlicher Hygiene?« fragte Foster.

Kim fuhr sich mit der Hand durch seinen Stoppelbart und musterte den schmutzigen Kittel und die OP-Sachen, die er immer noch trug. Er hatte sich seit Freitag morgen weder geduscht noch rasiert oder umgezogen.

»Ich weiß, daß ich schlimm aussehe«, gestand er. »Aber dafür gibt es eine Erklärung. Im Augenblick mache ich mir allerdings mehr Sorgen um Ms. Baldwin. Sie müssen den Mann mit dem Messer finden!«

»Was sagen Sie dazu, Curt?« wandte Foster sich an den Nachtwächter. »Haben Sie eine Kontrolleurin vom Landwirtschaftsministerium oder einen seltsamen, dunklen Kerl mit Tätowierungen gesehen?«

»Nein«, erwiderte Curt. »Zumindest sind sie nicht reingekommen, seitdem ich meinen Dienst angetreten habe. Ich bin seit drei Uhr heute nachmittag hier.«

»Tut mir leid«, wandte Foster sich wieder an Kim. »Die Vorstellung war nicht schlecht.« An seinen Kollegen gewandt, fügte er hinzu. »Leg ihm Handschellen an!«

»Warten Sie!« bat Kim. »Ich habe Blut entdeckt. Drüben in dem anderen Raum. Ich fürchte, es ist von Ms. Baldwin.«

»Wo?« fragte Foster.

»Auf einem Rost«, erwiderte Kim. »Ich kann Ihnen die Stelle zeigen.«

»Wir sind in einem Schlachthaus«, erinnerte Curt. »Hier ist überall Blut.«

»Das Blut, das ich gesehen habe, sah aber frisch aus.«

»Leg ihm Handschellen an, dann sehen wir nach«, ordnete Foster an.

Kim ließ sich die Handgelenke hinter dem Rücken zusammenket-

ten. Dann befahl man ihm voranzugehen. Im großen Knochenauslöseraum bat Curt die Polizisten kurz zu warten, damit er die Lichter und die Fließbänder ausstellen konnte. »Der Mann mit dem Messer hat die Anlage eingeschaltet«, erklärte Kim.

»Ja, alles klar«, entgegnete Foster.

Kim versuchte gar nicht erst, ihm zu widersprechen. Er wies ihn auch nicht auf die Plastikmülltonne hin, die gegen einen Tisch gerollt war. Das Blut würde die Polizisten schon überzeugen, daß er die Wahrheit sagte.

Er führte die Männer zum Rost. Als Curt den Strahl seiner Taschenlampe auf die Stelle richtete, mußte Kim enttäuscht feststellen, daß das Blut verschwunden war. »Aber hier war ein Blutfleck!« Er schüttelte den Kopf. »Jemand hat ihn weggespritzt.«

»Zweifellos der Mann mit dem Messer«, bemerkte McHalverson mit einem Grinsen. »Wer sonst?« fügte Foster witzelnd hinzu. »Warten Sie!« Kim war der Verzweiflung nahe. Er mußte sie irgendwie davon überzeugen, daß er die Wahrheit sagte. »Das Telefon! Ms. Baldwin hat mich von ihrem Handy angerufen. Es liegt im Archiv.«

»Sie sind wirklich kreativ«, stellte Foster fest. »Das muß man Ihnen lassen.« Dann sah er den Nachtwächter an. »Meinen Sie, wir könnten noch einen Blick ins Archiv werfen? Wir kommen ja sowieso daran vorbei.«

»Klar, warum nicht?« erwiderte Curt.

Während der Nachtwächter Kim und Foster zum Archiv geleitete, ging McHalverson zum Polizeiwagen, um Kontakt zur Wache aufzunehmen. An der Schwelle zum Archiv trat Curt zur Seite und ließ Kim und Foster den Vortritt. Völlig entgeistert mußte Kim feststellen, daß alle Stühle wieder hingestellt worden waren. Aber was noch schlimmer war - das Telefon war weg. »Es hat hier gelegen, ich schwöre es«, beteuerte er. »Und die meisten Stühle lagen umgekippt auf dem Boden.«

»Ich habe kein Telefon gesehen, als ich hier nach dem Rechten gesehen habe«, versicherte Curt. »Und die Stühle standen genauso wie jetzt.«

»Was ist mit der zerbrochenen Scheibe in der Tür?« fragte Kim

aufgeregt und zeigte auf die Tür, die zum vorderen Flur führte. »Ich bin sicher, daß dies das klirrende Geräusch war, das ich durchs Telefon gehört habe.«

»Ich bin davon ausgegangen, daß die Scheibe in der Tür und die Fensterscheibe von ein und derselben Person eingeschlagen wurden«, sagte der Nachtwächter.

»Aber das ist doch gar nicht möglich«, widersprach ihm Kim. »Ich habe die Fensterscheibe eingeschlagen, aber die Scheibe in der Tür war schon kaputt, als ich kam. Sehen Sie doch! Die Glassplitter liegen alle im Archiv. Die Scheibe muß vom Flur aus eingeschlagen worden sein.«

»Hmm«, grummelte Foster und starrte auf die Scherben. »Da hat er wohl recht.«

»Ihr Auto!« rief Kim. Er hatte eine neue Idee. »Es muß noch draußen stehen. Sie fährt einen gelben Ford. Er steht am Ende des Gebäudes.«

Bevor Foster Kims Hinweis überprüfen konnte, kam McHalverson breit grinsend zurück. »Ich habe gerade mit dem Kollegen auf der Wache gesprochen. Sie haben kurz gecheckt, ob der gute Doktor schon mal aufgefallen ist. Du wirst staunen! Er ist kein unbeschriebenes Blatt. Er ist erst gestern abend wegen Hausfriedensbruchs und Körperverletzung in einem Fast-food-Restaurant festgenommen worden. Heute morgen hat man ihn ohne Kautions auf freien Fuß gesetzt.«

»Na klasse«, entgegnete Foster. »Ein Wiederholungstäter! Okay, Doc, das war's dann wohl. Wir nehmen Sie mit in die Stadt.«

Kapitel 15

Sonntag, 25. Januar, später Vormittag

Für Kim war alles ein Déjà-vu-Erlebnis. Er befand sich im selben Gerichtssaal und mußte sich vor demselben Richter verantworten. Nur das Wetter war diesmal anders. Die Sonne war weit und breit nicht zu sehen; statt dessen war der Himmel stark bewölkt, und gelegentlich fielen ein paar Schneeflocken. Richter Harlowes Laune paßte zu dem grauen Tag. Kim saß an einem zerkratzten Bibliothekstisch. Neben ihm hatte Tracy Platz genommen. Vor ihnen, unterhalb des Richterstuhls, stand Justin Devereau, ein Anwalt und alter Freund von Kim. Er war eine aristokratische Erscheinung, der nach seinem Studium in Harvard das alte Sprichwort »Go West, young man« wörtlich genommen hatte. Er hatte eine Anwaltskanzlei eröffnet, die inzwischen als eine der größten und erfolgreichsten der Stadt galt. Keiner seiner Kollegen hatte so viele Fälle gewonnen wie er. Doch an diesem Vormittag wirkte er besorgt. Sein Streitgespräch mit dem wütenden Richter hatte sich äußerst mühsam gestaltet.

Kim sah schlimmer aus denn je, nachdem er eine weitere Nacht in einer Gefängniszelle verbracht hatte. Er hatte sich immer noch nicht rasiert oder geduscht. Außerdem war er beunruhigt, weil völlig offen war, wie der Richter diesmal entscheiden würde. Er wollte auf keinen Fall zurück in die Zelle. Devereau räusperte sich. »Ich möchte Sie noch einmal daran erinnern, hohes Gericht, daß Dr. Kim Reggis bis zu der tragischen Erkrankung seiner einzigen Tochter buchstäblich eine Säule der Gesellschaft gewesen ist.«

»Werter Herr Anwalt«, entgegnete der Richter ungeduldig, »die Krankheit der Tochter von Dr. Reggis mußte bereits als Entschuldigung herhalten, als Ihr Mandat gestern vor diesem Gericht erschienen ist. Ich mag es grundsätzlich nicht, wenn mir an meinen Dienstwochenenden zweimal dasselbe Gesicht vorgeführt wird. Ich empfinde das als Affront gegen meine richterliche Entscheidung, denn

dann war es offenbar ein Fehler, diese Person nach ihrer ersten Straftat auf freien Fuß zu setzen.«

»Dr. Reggis' Tochter ist gestern gestorben, Euer Ehren«, insistierte Devereau. »Mein Mandat befindet sich in einer Streßsituation.«

»Das ist offensichtlich«, stimmte Richter Harlowe zu. »Die Frage ist, ob er in seinem derzeitigem Zustand eine Gefahr für die Allgemeinheit darstellt.«

»Die beiden Vorfälle sind völlig untypisch für meinen Mandanten und werden sich bestimmt nicht wiederholen«, versicherte Devereau. »Wie Sie eben gehört haben, bereut Dr. Reggis seine überstürzten Aktionen zutiefst.« Der Richter rückte seine Brille zurecht und musterte Kim. Er mußte zugeben, daß der Mann einen zerknirschten und bemitleidenswerten Eindruck machte. Dann betrachtete er Tracy. Sie hatte ihn durch ihre Anwesenheit und ihre Aussage zugunsten ihres Ex-Mannes ziemlich beeindruckt.

»Okay«, wandte er sich an Devereau. »Ich lasse Ihren Mandanten gegen Kautio frei. Aber glauben Sie nicht, Herr Anwalt, daß Ihre schwulstigen Argumente mich umgestimmt haben. Vielmehr hat mich beeindruckt, daß Dr. Reggis' frühere Ehefrau so freundlich war, vor diesem Gericht über den Charakter ihres Ex-Mannes auszusagen. Als Familienrichter habe ich schon einiges erlebt - aber ihre Aussage hat mich überzeugt. Ich setze die Kautio auf fünftausend Dollar fest. Die Verhandlung findet in vier Wochen statt. Nächster Fall!« Der Richter schlug mit dem Hammer auf den Tisch und nahm sich die nächste Akte vor.

»Entschuldigen Sie, Euer Ehren«, wandte Devereau ein. »Bei meinem Mandanten besteht keine Fluchtgefahr. Fünftausend Dollar Kautio erscheint mir ziemlich hoch.« Der Richter lugte über den Rand seiner Lesebrille und zog die Augenbrauen hoch. »Ich werde Ihnen zuliebe so tun, als hätte ich Ihre Bemerkung nicht gehört. Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, Herr Anwalt - treiben Sie's nicht zu weit! Der nächste Fall bitte!«

Devereau zuckte mit den Achseln und schwieg. Er packte seine Sachen zusammen und bedeutete Kim und Tracy, ihm nach draußen zu folgen.

Mit Devereaus Hilfe war die Kautions schnell gestellt. Eine knappe halbe Stunde später verließen sie das Gerichtsgebäude und traten hinaus in den verhangenen Wintermorgen. Auf dem Treppenabsatz blieben sie stehen. Ein paar vereinzelte Schneeflocken wirbelten durch die Luft.

»Ich war mir anfangs gar nicht so sicher, ob der Richter dich auf Kautions freilassen würde«, sagte Devereau. »Du hast noch mal Schwein gehabt. Freu dich!«

»Unter den gegebenen Umständen fällt es mir ziemlich schwer, mich über irgend etwas zu freuen«, entgegnete Kim. »Aber trotzdem vielen Dank für deine Hilfe. Tut mir leid, daß ich dich an einem Sonntagmorgen stören mußte.«

»Hab' ich doch gerne gemacht«, sagte Devereau. »Das mit Becky tut mir furchtbar leid. Mein aufrichtiges Beileid.« Kim und Tracy bedankten sich.

»Okay, ich mache mich dann auf den Weg.« Devereau berührte die Krempe seines Hutes. »Wir sehen uns. Ich hoffe, ihr übersteht diese schwere Zeit irgendwie.« Bevor er ging, drückte er Tracy ein Küßchen auf die Wange und schüttelte Kim die Hand. Nach ein paar Schritten blieb er stehen. »Noch ein Rat von einem alten Freund, Kim. Du solltest dich nicht noch einmal verhaften lassen. Beim nächsten Mal kriege ich dich garantiert nicht mehr frei. Wer in der Haftzelle Dauergast wird, fällt verständlicherweise unter eine besondere Kategorie.«

»Ist schon klar«, entgegnete Kim. »Ich passe auf.« Kim und Tracy sahen Justin Devereau hinterher, bis er außer Hörweite war. Dann wandten sie sich einander zu. »Ich würde jetzt gerne von dir erfahren, was wirklich passiert ist«, sagte Tracy.

»Was ich weiß, kann ich dir gerne erzählen«, entgegnete Kim lahm. »Aber als erstes muß ich mein Auto holen. Kannst du mich vielleicht zu Higgins und Hancock fahren?«

»Sicher«, erwiderte Tracy. »Damit hatte ich sowieso gerechnet.«

»Ich erzähle dir die Geschichte im Auto.« Sie überquerten die Straße und steuerten den Parkplatz an. »Ich fühle mich wie in einem Alptraum«, seufzte Kim. »Wir brauchen beide Hilfe«, entgegnete Tracy.

»Das habe ich dir ja gestern abend schon gesagt. Vielleicht können wir uns gegenseitig stützen.«

Kim seufzte erneut. »Du hältst mich wahrscheinlich für verrückt, weil ich mich Hals über Kopf in den Kampf gegen die Kolibakterien stürze. Gerade ist unsere Tochter gestorben, und ich habe nichts Besseres zu tun, als durch die Gegend zu hetzen.« Er schüttelte den Kopf. »All die Jahre habe ich von mir behauptet, daß ich ein starker Kerl bin, doch jetzt muß ich einsehen, daß in Wahrheit du die Stärkere von uns beiden bist. Ich weiß, daß ich Beckys Tod nicht auf Dauer verdrängen kann, aber im Augenblick kann ich mich nicht darauf einlassen. Ich hoffe, du kannst halbwegs nachvollziehen, daß ich einfach noch nicht soweit bin.«

Tracy schwieg eine Weile. Dann legte sie Kim die Hand auf den Arm. »Ich verstehe dich. Und ich werde dich nicht drängen. Ich will dir sogar helfen, die skandalösen Zustände aufzudecken. Aber Beckys Tod wirst du dadurch nicht verdrängen können.« Kim nickte. »Ich weiß«, flüsterte er. »Danke.« Die Fahrt dauerte nicht lange. Kim berichtete Tracy in allen Einzelheiten, was passiert war, seitdem Marsha bei ihm zu Hause aufgetaucht war. Er endete mit seiner Verhaftung. Als er Tracy beschrieb, wie der Mann mit dem Messer ihn attackiert hatte, war sie schockiert.

»Wie sah der Mann aus?« fragte sie. In einem dunklen Schlachthaus überfallen zu werden, war für sie der blanke Horror.

»Es ging wahnsinnig schnell«, erwiderte Kim. »Ich weiß gar nicht, wie ich ihn beschreiben soll.«

»War er alt oder jung?« fragte Tracy. »Groß oder klein?« Aus irgendeinem unerklärlichen Grund wollte sie wissen, wie der Mann aussah.

»Ein dunkler Typ«, erinnerte sich Kim. »Dunkle Haut, dunkles Haar. Ich schätze, er ist Mexikaner oder zumindest Latino. Ziemlich dürr, aber gut durchtrainiert. Außerdem hat er etliche Tätowierungen.«

»Warum hast du Justin nichts davon erzählt?« fragte sie. »Was hätte es denn gebracht, wenn er die Geschichte gekannt hätte?« fragte Kim zurück.

»Er hätte den Richter darüber in Kenntnis setzen können.«

»Aber dadurch hätte sich doch nichts geändert«, wandte Kim ein. »Vielleicht wäre es sogar ungünstig für mich gewesen. Immerhin klingt die Geschichte ja doch ein bißchen unglaubwürdig. Ich wollte nur auf freien Fuß gesetzt werden und in Ruhe überlegen können, was ich jetzt tun soll.«

»Meinst du, Marsha könnte immer noch bei Higgins und Hancock sein?« fragte Tracy. »Vielleicht wird sie gegen ihren Willen dort festgehalten.«

»Entweder das, oder man hat ihr noch Schlimmeres angetan«, erwiderte Kim. »Falls das Blut, das ich entdeckt habe, Menschenblut war, hat man sie vielleicht sogar umgebracht.«

»Ich weiß wirklich nicht mehr, was ich sagen soll«, gestand Tracy.

»Ich auch nicht«, gab Kim zu. »Aber ich hoffe immer noch, daß sie fliehen konnte. Vielleicht sollte ich mal meinen Anrufbeantworter abhören. Sie könnte ja bei mir angerufen haben.« Tracy nahm das Handy aus der Autohalterung und reichte es ihm. Er wählte und konzentrierte sich. Nach ein paar Minuten legte er das Telefon zurück. »Und?« fragte Tracy.

Er schüttelte deprimiert den Kopf. »Fehlanzeige. Außer Ginger hat sich niemand gemeldet.«

»Erzähl mir doch mal genau, was du gehört hast, als du das letzte Mal mit Marsha gesprochen hast«, bat Tracy. »Ich habe gehört, wie Glas zu Bruch ging«, wiederholte Kim. »Und zwar direkt nachdem sie mir gesagt hatte, daß jemand an der Tür sei. Danach habe ich es ein paarmal krachen gehört. Das müssen die Stühle gewesen sein.«

»Und das hast du alles den Polizisten erzählt?« fragte Tracy. »Natürlich«, erwiderte Kim. »Aber sie fanden die Geschichte nur lachhaft. Obwohl man sie ja irgendwie verstehen kann. Sie halten mich eben für einen Irren. Als ich ihnen das Blut zeigen wollte, war es plötzlich nicht mehr da. Als ich ihnen das Handy zeigen wollte, war es ebenfalls verschwunden. Und Marshas Auto stand auch nicht mehr an der Stelle, an der ich es zuvor gesehen hatte.«

»Vielleicht hat sie das Handy selbst mitgenommen«, überlegte Tracy. »Womöglich ist sie dem Mann entkommen und mit ihrem Auto

weggefahren.«

»Ich wünsche mir von tiefstem Herzen, daß es so ist«, seufzte Kim. »Ich mag mir gar nicht vorstellen, was ihr ansonsten widerfahren sein könnte. Ich mache mir furchtbare Vorwürfe. Sie ist doch nur wegen mir in Schwierigkeiten geraten.«

»Du hast sie zu nichts gezwungen«, sagte Tracy. »Sie ist aus freien Stücken zu Higgins und Hancock gefahren. Ich habe sie zwar nur kurz kennengelernt, aber ich weiß, daß sie sich niemals von irgend jemandem herumkommandieren ließe. Sie hat ihren eigenen Kopf.«

»Ich glaube, ich sollte mir mal den Nachtwächter vorknöpfen«, überlegte Kim laut. »Er mußte wissen, daß Marsha in der Firma war, auch wenn er es abgestritten hat.«

»Wenn er die Polizei schon belogen hat, wird er dir bestimmt nichts erzählen«, wandte Tracy ein. »Aber irgend etwas muß ich doch tun«, sagte Kim. »Weißt du irgend etwas über Marsha?« fragte Tracy. »Zum Beispiel wo sie wohnt, wo sie herkommt oder ob sie hier in der Gegend Familienangehörige hat?«

»Ich weiß fast gar nichts über sie«, gestand Kim. »Außer, daß sie neunundzwanzig Jahre alt ist und Veterinärmedizin studiert hat.«

»Schade«, bemerkte Tracy. »Es wäre hilfreich zu wissen, ob sie vermißt wird oder nicht. Falls ja, wäre die Polizei gezwungen, dir zuzuhören.«

»Du hast mich gerade auf eine Idee gebracht!« rief Kim und richtete sich kerzengerade auf. »Was hältst du davon, Kelly Anderson einzuschalten? Ich könnte sie um Hilfe bitten.«

»Keine schlechte Idee«, erwiderte Tracy. »Die Frage ist nur, ob sie Interesse hat.«

»Ich frage sie einfach. Dann wissen wir es.«

»Eigentlich könnte sie dir ja ruhig mal einen Gefallen tun«, sagte Tracy. »Schließlich hat sie dir bisher immer nur Ärger bereitet.«

»Die Medien einzuschalten, könnte die Lösung sein«, überlegte Kim. »Ich meine nicht nur, um herauszufinden, was mit Marsha ist, sondern auch, um die Fleischverseuchung publik zu machen.«

»Ja. Je mehr ich darüber nachdenke, desto besser gefällt mir die Idee«, stimmte Tracy ihm zu. »Vielleicht kann ich dir helfen, sie zu

überzeugen.«

Kim warf seiner Ex-Frau einen dankbaren Blick zu. Nach den Scheidungsquerelen und dem Streit um das Sorgerecht für Becky hatte er vollkommen vergessen, wie warmherzig und attraktiv sie war.

»Ich muß dir etwas sagen, Trace«, brachte er gerührt hervor. »Ich bin so dankbar, daß du heute morgen ins Gericht gekommen bist - und nicht nur, weil du dich um die Kautionskündigung gekümmert hast. Ich freue mich, daß du nach all dem, was passiert ist, überhaupt noch bereit bist, zu mir zu stehen.« Tracy sah ihn an. Ein solches Eingeständnis paßte ganz und gar nicht zu ihm, doch an seinen Augen erkannte sie, daß er es ernst meinte. »Das hast du aber nett gesagt.«

»Weil ich es auch so meine«, bekräftigte Kim. »Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll«, entgegnete Tracy. »Ich kann mich absolut nicht daran erinnern, wann du dich zum letzten Mal bei mir für irgend etwas bedankt hast. Es muß vor unserer Heirat gewesen sein.«

»Ich weiß«, gestand Kim. »Du hast vollkommen recht. Gestern nacht im Gefängnis hatte ich ziemlich viel Zeit zum Nachdenken. Und ich muß zugeben, daß mir die Ereignisse der vergangenen vierundzwanzig Stunden die Augen geöffnet haben - vor allem wenn ich an Becky denke.«

»Inwiefern haben dir die Ereignisse die Augen geöffnet?« hakte Tracy nach.

»Ich weiß jetzt, was im Leben wirklich wichtig ist«, erwiderte Kim. »Vielleicht klingt es ein bißchen melodramatisch, aber mir ist klar geworden, daß ich einen furchtbaren Fehler begangen habe. Ich habe mich immer ausschließlich auf meine berufliche Karriere konzentriert, wollte immer nur der Beste sein - und alles zu Lasten meiner Familie. Und zu Lasten unserer Ehe.«

»Solche Worte aus deinem Munde?« staunte Tracy. »Ich glaube, ich höre nicht recht.« Was Kim da von sich gab, klang ganz und gar nicht nach dem Mann, von dem sie sich getrennt hatte.

»Ich fürchte, ich war ein gnadenloser Egoist«, fuhr Kim fort. »Vielleicht klingt das ein bißchen eigenartig. Schließlich habe ich mich die ganze Zeit hinter der Fassade des gütigen, selbstlosen Arztes ver-

steckt. Aber tatsächlich habe ich mich benommen wie ein Kind: Ich wollte ständig gelobt und bestätigt werden - und als Chirurg habe ich meine Streicheleinheiten ja auch immer bekommen.«

Nach einer kurzen Pause setzte er noch einmal an. »Ich schäme mich für mein Verhalten und fühlte mich total mies. Bitte entschuldige, Tracy. Ich wünschte, es stünde in meiner Macht, die vergehenden Jahre ungeschehen zu machen.«

»Ich bin überwältigt, sagte Tracy. »Aber ich nehme deine Entschuldigung gerne an. Deine plötzliche Einsicht haut mich wirklich um.«

»Danke«, seufzte Kim und starrte durch die Windschutzscheibe. Sie waren inzwischen in die Seitenstraße eingebogen, die zu Higgins und Hancock führte. Im Schneetreiben wirkte die Anlage friedlich und sauber. »Ist es hier?« fragte Tracy.

Kim nickte. »Da vorne ist die Einfahrt zum Parkplatz. Mein Auto mußte vor dem Haupteingang stehen. Da habe ich es zumindest abgestellt.«

Tracy sah in die Richtung, in die Kim gezeigt hatte, und entdeckte sofort seinen Wagen. Nur am äußersten Ende des langgestreckten Gebäudes parkten noch zwei weitere Autos.

»Marsha hatte da hinten in der Nähe der beiden Wagen geparkt«, erklärte Kim. »Vielleicht ist da der Angestellteneingang.«

Tracy hielt neben Kims Auto und zog die Handbremse. Kim zeigte auf die Fensterscheibe des Archivs, die er eingeschlagen hatte, um in das Gebäude zu gelangen. Das Fenster war inzwischen mit Brettern zugenagelt worden.

»Wie soll es jetzt weitergehen?« fragte Tracy, als Kim keine Anstalten machte auszusteigen.

Kim seufzte. »Ich muß unbedingt ins Krankenhaus. Tom hat mir versprochen, vorerst nach meinen stationären Patienten zu sehen, aber ich muß mich auch mal blicken lassen. Danach könnte ich bei Kelly Anderson vorbeifahren. Ich weiß zufällig, wo sie wohnt.«

»Wir müssen ein paar Entscheidungen für Beckys Beerdigung treffen«, sagte Tracy. Kim nickte und starrte vor sich hin.

»Ich weiß, wie schwierig es ist«, fuhr Tracy fort. »Aber wir müssen

uns darum kümmern. Vielleicht hilft uns das sogar, ihren Tod zu akzeptieren.« Kim biß sich auf die Lippe.

»Daß man wütend ist und den Tod nicht wahrhaben will, gehört zum Trauern dazu«, erklärte Tracy, als Kim nicht antwortete. »Mir geht es genauso wie dir. Aber wir müssen auch unsere letzte Pflicht erfüllen.«

Kim schaute sie mit Tränen in den Augen an. »Du hast recht«, gestand er. »Aber ich habe es dir ja schon gesagt - ich brauche noch ein wenig Zeit. Wäre es zuviel verlangt, wenn ich dich bitten würde, die Beerdigungsangelegenheiten ohne mich zu regeln? Ich weiß, was ich dir damit zumute. Ich bin selbstverständlich mit allem einverstanden, und zur Beerdigung komme ich natürlich auch. Aber im Augenblick würde ich mich lieber darum kümmern, Kelly Anderson für uns zu gewinnen.« Tracy starrte ihn an und trommelte mit den Fingern auf dem Lenkrad herum. Im ersten Moment wollte sie ihm vorwerfen, daß er schon wieder egoistisch war. Doch dann änderte sie ihre Meinung. Sie sah zwar eigentlich nicht ein, warum sie sich alleine um die Dinge kümmern sollte, die zu regeln waren, aber im Grunde genommen mußte Kim natürlich tatsächlich nur bei der Beerdigung und nicht bei den Vorbereitungen dabeisein. Außerdem mußte sie zugeben, daß sie im Augenblick vermutlich besser imstande war, diese Dinge zu regeln als er. »Ist dir egal, an welchem Tag die Beerdigung stattfindet?« fragte sie schließlich. »Oder welches Bestattungsinstitut wir beauftragen?«

»Ja«, erwiderte Kim. »Entscheide du. Wir machen, was du für richtig hältst.«

»Okay«, erklärte sie. »Aber du mußt mir versprechen, mich sofort anzurufen, wenn du zu Hause bist.«

»Versprochen«, entgegnete Kim. Bevor er ausstieg, griff er nach Tracys Unterarm und drückte ihn kurz. »Ich warte lieber noch einen Moment«, sagte Tracy. »Mal sehen, ob dein Auto anspringt.«

»Gute Idee«, entgegnete Kim. »Und vielen Dank.« Er schlug die Tür zu und winkte. Dann lief er zu seinem Wagen. Tracy winkte zurück und fragte sich, ob sie das Richtige tat.

Kim schloß die Autotür auf, stieg aber nicht sofort ein. Statt dessen warf er einen Blick auf das Schlachthofgebäude. Bei der Erinnerung an den vergangenen Abend jagte ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Er durchlebte noch einmal die Horrorsituation, als er vor dem Mann mit dem Messer geflohen war. In seinem ganzen Leben würde er diese Schreckensmomente nicht vergessen können.

Für einen Augenblick überlegt er, ob er vielleicht den gerade diensttuenden Wachmann fragen sollte, wie er den Nachtwächter vom vergangenen Abend erreichen könnte. Doch dann kam er zu dem Schluß, daß Tracys Einwand nicht von der Hand zu weisen war. Wenn Curt schon die Polizei über Marshas Anwesenheit bei Higgins und Hancock belogen hatte, würde er ihm mit Sicherheit nicht die Wahrheit erzählen. Außerdem deutete diese wahrscheinliche Lüge darauf hin, daß noch viel mehr hinter der Sache steckte, als oberflächlich zu erkennen war. Sein Wagen sprang sofort an. Er winkte Tracy noch einmal zu.

Sie winkte zurück und fuhr los. Kim folgte ihr und dachte über das Gespräch nach, das sie gerade miteinander geführt hatten. So aberwitzig es sein mochte - er war nur knapp dem Tod entronnen, Becky war gestorben, und doch hatten die furchtbaren Ereignisse der vergangenen Tage bewirkt, daß er sich wieder mehr zu Tracy hingezogen fühlte; vielleicht fand er sie sogar anziehender denn je.

Auf der Autobahn trennten sich ihre Wege. Kim hupte und zog an ihr vorbei. Tracy hupte zurück und nahm die nächste Ausfahrt. Kim fuhr weiter in die Klinik. Sonntags war der Ärzteparkplatz beinahe leer, so daß er seinen Wagen in der Nähe des Haupteingangs abstellen konnte. Er beschloß, als erstes in den OP-Umkleideraum zu gehen. Er mußte sich dringend waschen, rasieren und umziehen.

Martha Trumbull und George Constantine waren beide Anfang Siebzig. Für ihre langjährige Arbeit als freiwillige Helfer im University Medical Center hatte man ihnen den prestigeträchtigen Orden »Freunde des Krankenhauses« verliehen. Martha trug die Auszeichnung stolz auf der Brusttasche ihres pinkfarbenen Freiwilligen-Blazers, George trug sie am Revers seines dunkelblauen Freiwilli-

gen-Jacketts. Der Lieblingseinsatzort von Martha und George war der Informationsschalter in der Eingangshalle. Besonders gerne arbeiteten sie am Sonntag, wenn sie den Schalter ganz für sich allein hatten. Unter der Woche war ein Krankenhausangestellter für den Schalter verantwortlich.

Da sie ihre Aufgabe sehr ernst nahmen, wußten sie im Krankenhaus nicht nur so gut Bescheid wie in ihren eigenen Häusern, sondern sie kannten auch die gesamte Belegschaft beim Namen. Als sie Kim auf den Fahrstuhl zusteuern sahen, glaubten sie beide, ihn erkannt zu haben; hundertprozentig sicher waren sie jedoch nicht.

Martha sah George an. »Ist das Dr. Reggis?« flüsterte sie. »Ich glaube ja«, erwiderte George. »Was er allerdings mit seinem weißen Kittel veranstaltet hat, ist mir ein Rätsel. Vielleicht mußte er einen Reifen wechseln.«

»Ich finde, sein Bart sieht noch viel schlimmer aus als sein Kittel. Darauf sollte man ihn eigentlich aufmerksam machen. Er ist doch so ein gutaussehender Mann.«

»Warte mal«, rief George plötzlich. »Sollten wir nicht Dr. Biddle Bescheid geben, sobald wir Dr. Reggis sehen?«

»Das war doch gestern. Meinst du, die Anweisung gilt auch noch für heute?«

»Wir sollten es lieber nicht drauf ankommen lassen«, entgegnete George und griff zum Telefon.

Zu Kims Erleichterung war der Fahrstuhl leer, als er einstieg, und bis zur OP-Etage stieg auch niemand zu. Auf seinem Weg durch den OP-Aufenthaltsraum hatte er nicht ganz soviel Glück. Die gerade Kaffeepause machenden OP-Schwestern und Anästhesisten starrten ihn neugierig an, sagten aber kein Wort.

Er war froh, als er die Tür des Umkleieraums hinter sich geschlossen hatte und den neugierigen Blicken entkommen war. Er nahm seine Krankenhaus-Kennkarte, ein paar Zettel, Stifte und OP-Klebeband aus den Taschen, zog sich aus und warf die Kleider in den Wäschekorb.

Als er sich nackt im Spiegel erblickte, fuhr er vor Schreck zurück.

Sein Gesicht sah schlimmer aus, als er gedacht hatte; es war mit dichten, schwarzen Stoppeln übersät, die längst nicht mehr als nachmittäglicher Bartansatz durchgingen, aber auch noch keinen Bart darstellten. Seine Haare waren fettig; vorne klebten sie ihm platt auf der Stirn, hinten standen sie zu Berge. Er sah aus, als käme er gerade aus dem Bett. Er öffnete sein Schließfach, nahm die Toilettenartikel heraus und rasierte sich schnell. Dann ging er mit einer Flasche Shampoo unter die Dusche.

Als er sich gerade die Haare wusch und den Kopf unter dem Wasserstrahl hatte, meinte er, seinen Namen zu hören. Die Augen wegen des Schaums geschlossen haltend, beugte er sich ein Stück nach vorn und spitzte die Ohren. Es rief tatsächlich jemand nach ihm. Die Stimme klang respekt einflößend und nicht gerade freundlich.

Er spülte das restliche Shampoo vom Kopf und linste in Richtung Duscheingang. Auf der gefliesten Seite standen Dr. Forrester Biddle der Leiter der Herzchirurgie, und Dr. Robert Rathborn, der Personalchef. Nebeneinander stehend bildeten die beiden ein kurioses Paar: Im Gegensatz zu dem asketischen, ausgemergelten Biddle, war Rathborn die personifizierte Völlerei.

»Dr. Reggis«, wiederholte Rathborn, als er sicher war, daß Kim ihn hörte, als Personalchef ist es meine Aufgabe, Sie darüber in Kenntnis zu setzen, daß wir Ihnen die Erlaubnis zur Behandlung von Patienten in unserem Krankenhaus bis auf weiteres entzogen haben.«

»Finden Sie es nicht etwas unangebracht, eine solche Unterhaltung mit mir zu führen, während ich unter der Dusche stehe?« fragte Kim. »Oder wollten Sie mich absichtlich nackt erwischen?«

»Ihr loses Mundwerk ist hier mehr denn je fehl am Platz«, fuhr Biddle ihn an. »Ich habe Sie gewarnt, Dr. Reggis!«

»Und Sie konnten nicht noch fünf Minuten warten?« fragte Kim.

»Wir waren der Meinung, daß wir Sie so schnell wie möglich informieren sollten«, erklärte Rathborn. »Und was sind die Gründe für meinen Rausschmiß?« fragte Kim.

»Obstruktives Verhalten während der kardiopulmonalen Wiederbelebungsversuche an Ihrer Tochter«, erwiderte Rathborn. »Drei Ärzte und zwei Krankenschwestern haben sich schriftlich beschwert, weil

Sie sie körperlich bedroht und an der Ausübung ihrer Pflichten gehindert haben.«

»Und ich bin empört über Ihre Entscheidung, eine thorakale Herzmassage an Ihrer eigenen Tochter durchzuführen«, ergänzte Biddle. »Meiner Meinung nach haben Sie damit eindeutig die Grenze überschritten. Ein solches Verhalten ist von einem Arzt nicht zu akzeptieren.«

»Sie lag im Sterben!« ereiferte sich Kim. »Die externe Herzmassage hat nicht gewirkt. Ihre Pupillen haben sich erweitert.«

»An qualifizierten Ärzten hat es am Krankenbett Ihrer Tochter nicht gemangelt«, widersprach Rathborn. »Aber sie haben alle nur dumm dagestanden und nichts getan!« fuhr Kim den Mann an. »Sie wußten doch überhaupt nicht, was mit meiner Tochter los war. Ich wußte es allerdings auch nicht, bevor ich ihr Herz gesehen hatte.« Seine Stimme brach, und er mußte für einen Augenblick wegsehen. »Es wird eine Anhörung geben«, sagte Rathborn. »Wir werden feststellen, ob Sie für Ihre Patienten eine Gefahr darstellen oder sich sogar selbst gefährden. Während der Anhörungen haben Sie Gelegenheit, Ihre Sicht der Dinge vorzutragen. In der Zwischenzeit dürfen Sie keinen Patienten in dieser Klinik behandeln, und ich untersage Ihnen hiermit insbesondere, irgendeine Operation durchzuführen.«

»Mit welch netten Nachrichten Sie hier in mein Büro hereinschneiden«, bemerkte Kim trocken.

»An Ihrer Stelle würde ich mir die unverschämten Sprüche lieber sparen«, warnte Biddle.

»Ich auch«, sagte Rathborn. »Wir werden die medizinische Aufsichtsbehörde über den Zwischenfall und unsere Maßnahme in Kenntnis setzen. Sie sollten sich darauf einstellen, daß man Ihnen die Approbation entzieht.«

Kim drehte sich um und präsentierte den beiden den seiner Meinung nach angemessensten Teil seiner Anatomie. Er beugte sich vor und beendete seine Haarwäsche.

Das »El Toro« machte bei Tageslicht einen völlig anderen Eindruck. Ohne den rotleuchtenden Neonstier und den Sound der Lati-

nomusik wirkte das heruntergekommene Gebäude total verlassen. Lediglich ein paar frisch entsorgte, auf dem Parkplatz umherrollende Bierdosen deuteten darauf hin, daß sich offenbar dort Menschen in der Umgebung aufhielten. Shanahan schüttelte beim Anblick der traurigen Szene den Kopf und fuhr seinen schwarzen Cherokee über den holprigen Parkplatz. Über ihm waberte eine Dunstglocke aus Nebel und Nieselregen. Neben Carlos' alter Karosse, die hervorragend in die Abbruchgegend paßte, hielt er an.

Carlos stieg aus und schlenderte auf die Fahrerseite von Shanahans Wagen. Das Fensterglas war stark getönt, so daß Carlos lediglich sein eigenes Spiegelbild sah, bis Shanahan schließlich auf den Knopf drückte und die Scheibe herunterließ. Carlos sah erst das Geld und dann Shanahan an. »Was soll das?« fragte er. »Wir hatten zweihundert vereinbart. Ich habe die Frau beseitigt, so wie wir es besprochen haben.«

»Du hast nicht sauber gearbeitet«, entgegnete Shanahan. »Wir haben von dem Arzt gehört. »Du hättest ihn auch erledigen müssen. Du wußtest doch, daß er nach der Frau sucht.«

»Ich habe es ja versucht«, sagte Carlos.

»Was soll das heißen - du hast es versucht?« fragte Shanahan von oben herab. »Ich denke, du hast einen hervorragenden Ruf als Messerschlitzer. Dein Gegner war unbewaffnet.«

»Ich hatte nicht genug Zeit«, erklärte Carlos. »Der Kerl hat den stillen Alarm ausgelöst, als er eingebrochen ist. Bevor ich ihn erledigen konnte, war die Polizei da. Ich habe es gerade noch geschafft, sauberzumachen und die Sachen von der Frau verschwinden zu lassen.«

»Und was hast du mit ihrem Auto gemacht?« fragte Shanahan. »Steht in der Garage von meinem Cousin.«

»Wir holen es ab. Ich will nicht, daß irgendjemand damit herumfährt. Es muß in die Presse.«

»Mit dem Auto fährt niemand herum«, versicherte Carlos. »Was ist mit dem Handy?« fragte Shanahan. »Liegt in meinem Auto«, erwiderte Carlos. »Hol es!« befahl Shanahan.

Carlos ging zu seinem Wagen. Eine Minute später reichte er dem Sicherheitschef von Bobby Bo das Telefon. Shanahan warf es auf

den Beifahrersitz. »Du hast ja wohl nicht mit dem Handy telefoniert?«

Carlos zog unschuldig seine dunklen Augenbrauen hoch, äußerte sich aber nicht weiter zu der Frage. Shanahan schloß die Augen, hielt sich mit einer Hand die Stirn und schüttelte entsetzt den Kopf. »Sag mir bloß nicht, daß du das Handy benutzt hast!« zischte er durch die zusammengebitzenen Zähne, obwohl er die Antwort bereits kannte.

Als Carlos wieder nichts sagte, öffnete er die Augen und starrte seinen Komplizen ungläubig an. Er mußte sich schwer zusammenreißen, um nicht auszurasen. »Okay, wen hast du angerufen? Weißt du nicht, daß man den Anruf zurückverfolgen kann? Wie kann man nur so blöd sein!«

»Ich habe meine Mutter in Mexiko angerufen«, gestand Carlos mit schlechtem Gewissen.

Shanahan verdrehte die Augen und kam zu dem Schluß, daß er nun wohl auch Carlos verschwinden lassen mußte. Bei solchen Aufträgen durfte nichts schiefgehen; ansonsten glitten einem die Fäden schnell aus der Hand.

»Aber meine Mutter hat kein eigenes Telefon«, fügte Carlos schnell hinzu. »Ich habe sie in dem Geschäft angerufen, in dem meine Schwester arbeitet.«

»In was für einem Geschäft?« fragte Shanahan. »In einem großen Geschäft«, erwiderte Carlos. »Wo alles mögliche verkauft wird.«

»Eine Art Kaufhaus?«

»Ja, so ähnlich wie ein Kaufhaus.«

»Wann hast du sie angerufen?«

»Gestern abend«, gestand Carlos. »Samstag abends ist das Geschäft länger geöffnet. Meine Mutter holt meine Schwester dann immer ab.«

»Wo in Mexiko hast du angerufen?« fragte Shanahan. »Mexico City«, erwiderte Carlos.

Shanahan war erleichtert. Ein anonymes Anruf in einem großen Kaufhaus in der größten Stadt der Welt würde sich wohl kaum zurückverfolgen lassen.

»Und sonst hast du nirgends angerufen?« fragte Shanahan. »Nein,

nur dieses eine Mal nach Mexiko.«

»Noch mal zu dem Doktor«, wechselte Shanahan das Thema.
»Weiß er, was mit der Frau passiert ist?«

»Wahrscheinlich ja«, erwiderte Carlos. »Er hat das Blut gesehen.«

»Ob er Bescheid weiß oder nicht - er ist eine Gefahr. Er muß beseitigt werden. Wir zahlen dir die restlichen hundert plus dreihundert extra, wenn du ihn erledigt hast. Was sagst du dazu?«

»Wann?« fragte Carlos.

»Heute abend«, erwiderte Shanahan. »Wir wissen, wo er wohnt. Er lebt allein. Irgendwo in Balmoral.« Carlos zögerte. »Ich weiß nicht. Er ist ein ziemlich kräftiger, großer Kerl.«

»Hätte nicht gedacht, daß das für dich ein Problem sein könnte«, spottete Shanahan.

»Ihn umzulegen, ist ein Kinderspiel«, sagte Carlos. »Die Leiche und das Blut zu beseitigen, ist viel schwieriger.«

»Darum brauchst du dich nicht zu kümmern«, versuchte Shanahan ihn zu überzeugen. »Leg ihn einfach um, und hau ab! Vielleicht kannst du das Ganze ja wie einen Raubüberfall aussehen lassen und Geld und Schmuck mitnehmen. Aber laß bloß nichts mitgehen, dessen Herkunft man zurückverfolgen kann!«

»Ich weiß nicht«, wiederholte Carlos. »Die Polizei mag es nicht, wenn Mexikaner sich in Balmoral rumtreiben. Ich bin da schon mal angehalten worden.«

»Jetzt paß mal auf, Carlos.« Shanahan verlor immer ziemlich schnell die Geduld. »Es ist nicht etwa so, als hättest du die Wahl, ja oder nein zu sagen. Du hast gestern abend Scheiße gebaut. Du hattest genügend Zeit, den Doc um die Ecke zu bringen. Außerdem solltest du nicht vergessen, daß du nicht einmal eine Aufenthaltsgenehmigung besitzt.« Carlos verlagerte sein Gewicht von einem Bein auf das andere und rieb sich die Arme. Trotz der Kälte trug er keinen Mantel und hatte unter seiner Lederweste kein Hemd an. »Okay«, willigte er schließlich ein. »Wo wohnt er?«

»Das klingt schon besser«, entgegnete Shanahan und reichte ihm die auf ein Kärtchen getippte Anschrift.

Kim kümmerte sich nicht um das Verbot. Er machte wie gewohnt seine Runde und besuchte seine stationären Patienten. Die meiste Zeit verbrachte er bei denen, die er am Freitag operiert hatte. Tom Bridges hatte sein Versprechen gehalten und sich um die Nachsorge der frisch Operierten gekümmert. Kim war erleichtert, daß es ihnen gutging und keine Komplikationen aufgetreten waren. Als er das Krankenhaus verließ, war der Nachmittag bereits fortgeschritten.

Er hatte hin- und herüberlegt, ob er Kelly Anderson anrufen und mit ihr einen Termin vereinbaren sollte, war dann aber zu dem Schluß gekommen, daß er besser einfach bei ihr vorbeifuhr. Ihre Telefonnummer hatte er sowieso nicht, und vermutlich würde die Auskunft sie ihm auch nicht geben. Kelly Anderson lebte in Christie Heights in einem Haus im Präriestil. Die Gegend war nicht ganz so nobel wie Balmoral, aber auch nicht viel schlechter. Kim fuhr an den Straßenrand, hielt an und stellte den Motor aus. Dann warf er einen Blick auf das Haus. Er brauchte ein paar Sekunden, um sich Mut zu machen. Kelly Anderson zu besuchen, kam für ihn einer Verschwörung mit dem Teufel gleich. Er wußte, daß er sie brauchte, aber er spürte auch, daß er sie nicht mochte. Auf dem Weg zur Haustür machte er sich darauf gefaßt, daß sie ihn vermutlich nicht einmal hineinbitten würde. Kellys hübsche Tochter Caroline öffnet die Tür. Für einen Augenblick verschlug es Kim die Sprache. Der Anblick des Mädchens weckte bei ihm schlagartig Erinnerungen an Becky. Von drinnen hörte er eine Männerstimme fragen, wer denn gekommen sei.

»Ich weiß nicht«, rief Caroline über die Schulter zurück. »Er sagt nichts.«

»Ich bin Doktor Reggis«, brachte Kim hervor. Hinter Caroline erschien Edgar Anderson. Er trug eine Brille mit dicken, dunkel gerahmten Gläsern, die ihn wie einen Akademiker aussehen ließ. Er hatte eine übergroße Strickjacke mit Flickern auf den Ellbogen an. In seinem Mundwinkel hing eine Pfeife.

»Kann ich etwas für Sie tun?« fragte Edgar Anderson. Kim wiederholte seinen Namen und bat darum, mit Kelly sprechen zu dürfen.

Edgar stellte sich vor und bat ihn ins Haus. Er führte ihn ins Wohn-

zimmer, das so aussah, als wäre es noch nie benutzt worden. »Ich sage ihr Bescheid, daß Sie da sind«, erklärte Edgar. »Bitte nehmen Sie Platz. Darf ich Ihnen etwas anbieten? Eine Tasse Kaffee vielleicht?«

»Nein, danke«, erwiderte Kim und setzte sich auf die makellose Couch. Er kam sich vor wie ein Bettler. Edgar verschwand. Caroline blieb hinter einem Klubsessel stehen und starrte ihn an. Kim konnte sie nicht ansehen, ohne an Becky denken zu müssen. Er war heilfroh, als Kelly endlich auftauchte. »Das gibt's doch gar nicht!« staunte sie. »Verfolgt jetzt etwa der Fuchs den Jagdhund? Setzen Sie sich doch!« Kim war aufgesprungen, als Kelly den Raum betreten hatte. Sie ließ sich in den Klubsessel fallen. »Wie komme ich zu der Ehre dieses Überraschungsbesuches?«

»Könnten wir uns vielleicht unter vier Augen unterhalten?« fragte Kim.

Kelly tat so, als hätte sie Carolines Anwesenheit gerade erst wahrgenommen, und bat ihre Tochter, sie allein zu lassen. Als Caroline das Zimmer verlassen hatte, platzte Kim als erstes damit heraus, daß Becky gestorben war. Er erzählte ihr die ganze Geschichte und ließ auch die Einzelheiten seiner Unterhaltung mit Kathleen Morgan und Marsha Baldwin nicht aus. Er berichtete ihr von seinem Besuch im Onion Ring, der mit seiner ersten Verhaftung geendet hatte, und er schilderte ihr die grauenhafte Verfolgungsjagd bei Higgins und Hancock, die ihm seine zweite Verhaftung eingebracht hatte.

Als er fertig war, seufzte Kelly und lehnte sich zurück. »Was für eine Geschichte!« staunte sie und schüttelte den Kopf. »Und was für eine Tragödie für Sie! Aber was führt Sie zu mir? Ich nehme an, ich soll irgend etwas für Sie tun.«

»Richtig«, erwiderte Kim. »Ich möchte, daß Sie überall das berichten, was ich Ihnen erzählt habe. Die Öffentlichkeit muß darüber informiert werden. Außerdem möchte ich, daß Sie über das Verschwinden von Marsha Baldwin berichten. Je mehr ich darüber nachdenke, desto sicherer bin ich, daß eine Verschwörung im Gange ist. Falls sie noch lebt, muß sie so schnell wie möglich gefunden werden!«

Kelly kaute auf der Innenseite ihrer Wange herum und dachte über Kims Anliegen nach. Ein paar Aspekte an der Geschichte interessierten sie, aber sie sah auch die Probleme. Nach einer Weile schüttelte sie den Kopf. »Danke, daß Sie hergekommen sind und mir das erzählt haben. Aber als Beitrag interessiert mich die Geschichte nicht - zumindest nicht zum jetzigen Zeitpunkt.«

Kim fiel die Kinnlade herunter. Während er Kelly von den schrecklichen Ereignissen erzählt hatte, war er sich immer sicherer geworden, daß sie die Geschichte interessieren würde. Um so mehr enttäuschte ihn ihre Ablehnung. »Verraten Sie mir auch, warum?« fragte er.

»Natürlich«, erwiderte Kelly. »Persönlich tut es mir furchtbar leid, daß Sie Ihre Tochter verloren haben - aber als Fernsehjournalistin interessieren mich eher andere Geschichten. Härtere, reißerischere Storys. Sie wissen schon, was ich meine.«

»Was ich Ihnen erzählt habe, finden Sie nicht reißerisch genug?« fragte Kim empört. »Becky ist an einer Verseuchung durch E. coli O157:H7 gestorben! Diese Bakterien sind weltweit auf dem Vormarsch!«

»Sie haben ja recht«, gestand Kelly. »Aber wir haben nur einen einzigen Fall.«

»Das ist doch genau der Punkt«, ereiferte sich Kim. »Bis jetzt gibt es nur einen Fall. Ich bin mir absolut sicher, daß Becky sich in dem Onion Ring auf dem Prairie Highway infiziert hatte. Es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß sie das erste Opfer war und uns eine Epidemie bevorsteht.«

»Aber es ist keine Epidemie ausgebrochen«, widersprach Kelly. »Sie haben doch selbst gesagt, daß Ihre Tochter sich vor gut einer Woche infiziert hat. Wenn Sie mit Ihrer Vermutung richtig lägen, müßten inzwischen weitere Menschen erkrankt sein. Aber es ist nichts passiert.«

»Es wird mit Sicherheit weitere Opfer geben«, prophezeite Kim. »Davon bin ich hundertprozentig überzeugt.«

»Gut«, entgegnete Kelly. »Sobald es weitere Fälle gibt, berichte ich darüber. Ein einzelner Fall gibt für einen Bericht einfach nicht genug

her. Deutlicher kann ich es nicht sagen.«

»Aber es sterben jedes Jahr Hunderte von Kindern an diesem Erreger. Und die Öffentlichkeit weiß nichts darüber.«

»Da mögen Sie durchaus recht haben«, gestand Kelly. »Das Problem ist nur, daß zwischen diesen Hunderten von Fällen kein Zusammenhang zu erkennen ist.«

»Aber der Zusammenhang liegt doch auf der Hand.« Kim ließ nicht locker. »Fast alle Opfer haben sich durch den Verzehr von Hackfleisch infiziert. Jeder, der das von der fleischverarbeitenden Industrie produzierte Hackfleisch ißt, geht ein Risiko ein. Diese skandalösen Zustände müssen doch an die Öffentlichkeit gebracht werden!«

»Sind sie doch längst«, widersprach Kelly ebenso energisch. »Wo leben Sie denn? Denken Sie mal an den Jack-in-the-Box-Skandal oder an den Fleischrückruf von Hudson Meat! Fast jeden Monat wird in den Nachrichten über Verseuchungen mit Kolibakterien berichtet.«

»Man hört gelegentlich in den Nachrichten darüber, aber die Medien haben das Problem immer falsch dargestellt«, ereiferte sich Kim.

»Ach, tatsächlich?« fragte Kelly sarkastisch. »Sie sind also nicht nur Herzchirurg, sondern auch Medienexperte?«

»Ich habe nicht behauptet, ein Medienexperte zu sein. Aber eins läßt sich ohne jeden Zweifel feststellen. Die Medien haben durch ihre Berichterstattung einen falschen Eindruck erweckt: Zum einen, daß der Erreger E. coli O157:H7 nur selten in Hackfleisch zu finden ist; und zum anderen, daß das Landwirtschaftsministerium durch seine Kontrollen für die Sauberkeit des Fleisches garantiert. Beides ist falsch - was der Tod von bis zu fünfhundert Kindern pro Jahr wohl hinreichend beweist.«

»Jetzt begeben Sie sich aber auf sehr dünnes Eis«, stellte Kelly fest. »Sie erheben massive Vorwürfe. Aber wie wollen Sie die untermauern? Was für Beweise haben Sie?«

»Meine Tochter ist an dem Erreger gestorben«, erwiderte Kim wütend. »Und alle anderen Todesfälle sind durch die Berichte des Bundesgesundheitsamtes belegt.«

»Ich rede von Ihren Vorwürfen, daß dieser Erreger nicht selten, sondern häufig in Fleisch zu finden ist und daß das Landwirtschaftsministerium nicht ordentlich kontrolliert.«

»Dazu kann ich Ihnen im Augenblick noch keine gesicherten Beweise liefern«, gestand Kim. »Ich hatte gehofft, daß Sie sich bei Ihren Recherchen darum kümmern würden. Aber wenn meine Behauptungen nicht der Wahrheit entsprächen, würden wohl kaum so viele Kinder an dem Erreger sterben. Außerdem hat Marsha Baldwin all das bestätigt, was ich gerade gesagt habe.«

»Ach ja, wie konnte ich das vergessen?« entgegnete Kelly. »Die mysteriöse Kontrolleurin aus dem Ministerium, die, wie Sie behaupten, seit knapp vierundzwanzig Stunden verschwunden ist. Und die angeblich Opfer einer Verschwörung geworden ist.«

»Ganz genau«, bestätigte Kim. »Irgendjemand mußte sie zum Schweigen bringen.«

Kelly legte den Kopf auf die Seite und dachte nach. Sie war sich mit einem Mal gar nicht mehr so sicher, ob sie sich nicht lieber vor Kim in acht nehmen sollte; immerhin war er zweimal im Gefängnis gelandet. Sie hatte das Gefühl, daß der Tod seiner Tochter ihn aus der Bahn geworfen hatte. Er schien regelrecht paranoid: sie wollte ihn so schnell wie möglich aus dem Haus haben.

»Wie war das noch?« fragte Kelly. »Sie fürchten, daß Miss Baldwin verschwunden ist, weil ein Anruf unterbrochen wurde und weil Sie im Schlachthaus Blut entdeckt haben?«

»Genau«, bestätigte Kim.

»Und das alles haben Sie auch den Polizisten erzählt, die Sie verhaftet haben?« fragte Kelly.

»Natürlich«, erwiderte Kim. »Aber sie haben mir nicht geglaubt.«

»Ich verstehe auch, warum«, sagte Kelly leise zu sich selbst und erhob sich aus ihrem Sessel. »Entschuldigen Sie, Dr. Reggis«, sagte sie laut und bestimmt. »Ich fürchte, wir drehen uns im Kreis. Was Sie mir erzählen, wissen Sie alles nur vom Hörensagen, und solche Geschichten sind für mich tabu. Ich würde Ihnen gerne helfen, aber im Augenblick geht das nicht - zumindest nicht, bis Sie mir ein paar handfeste Beweise liefern können, auf die man eine Geschichte bau-

en kann.« Kim erhob sich von der niedrigen Couch. Er spürte, wie die Wut wieder in ihm hochkam, aber er bekämpfte sie. Obwohl er Kellys Einstellung nicht in Ordnung fand, konnte er sie verstehen, und diese Erkenntnis bestärkte ihn erst recht. »Ich komme wieder. Und zwar mit etwas Unwiderlegbarem.«

»Tun Sie das«, entgegnete Kelly. »Bringen Sie mir Beweise, dann bringe ich Ihre Geschichte.«

»Darauf werde ich Sie festnageln.«

»Ich halte grundsätzlich mein Wort. Aber es versteht sich ja wohl von selbst, daß ich diejenige bin, die entscheidet, ob die Beweise ausreichen.«

»Ich bringe Ihnen Beweise, die jeden Zweifel ausschließen«, versicherte Kim.

Er verließ das Haus und rannte den Weg hinunter zu seinem Auto. Er beeilte sich nicht wegen des Regens, der während seines Besuchs bei Kelly Anderson heftiger geworden war. Er hatte es eilig, weil er bereits wußte, wie er Kellys Forderung nach Beweisen nachkommen würde. Es war zwar nicht einfach, aber das war ihm egal. Er hatte eine Mission zu erfüllen. Er wendete und drückte das Gaspedal durch. Daß Kelly noch in der Haustür stand und ein letztes Mal den Kopf schüttelte, als er davonbrauste, sah er nicht. Er nahm sein Handy und rief Tracy an.

»Trace«, begann er sofort, als sie sich meldete. »Kannst du dich mit mir im Einkaufszentrum treffen?«

Es kam keine Antwort. Zuerst glaubte er, die Verbindung sei unterbrochen. Als er gerade noch einmal neu wählen wollte, hörte er Tracys Stimme: »Ich habe dich beim Wort genommen und die Beerdigungsformalitäten ohne dich geregelt.« Kim seufzte. Hin und wieder gelang es ihm, Beckys Tod vollkommen zu verdrängen. Gott sei Dank hatte er Tracy. Sie war so stark. Wie hätte er die schreckliche Tragödie ohne sie überstehen sollen?

»Danke«, brachte er schließlich hervor. Er wußte nicht, was er sagen sollte. »Ich weiß es sehr zu schätzen, daß du das allein gemacht hast.«

»Die Trauerfeier findet am Dienstag im Bestattungsinstitut Sullivan

auf der River Street statt«, erklärte Tracy.

»Gut«, entgegnete Kim. Er brachte es nicht fertig, länger darüber nachzudenken. »Kannst du dich gleich mit mir im Einkaufszentrum treffen?«

»Willst du denn gar nicht wissen, was ich sonst noch arrangiert habe?« fragte Tracy.

»Im Augenblick ist es wichtiger, daß du dich gleich mit mir im Einkaufszentrum triffst«, sagte Kim und hoffte, daß er nicht zu hart-herzig klang. »Außerdem wollte ich dich bitten, danach mit mir nach Hause zu fahren.«

»Wie kann eine Verabredung mit mir im Einkaufszentrum wichtiger sein als die Beerdigung unserer Tochter?« fragte Tracy verzweifelt.

»Glaub mir, es ist so«, erwiderte Kim. »Die Einzelheiten erzähle ich dir dort.«

»Kim, was ist los?« fragte Tracy. Sie spürte, wie aufgeregt er war.

»Das erkläre ich dir später«, versprach er. »Wo im Einkaufszentrum wollen wir uns denn treffen?« willigte sie schließlich ein. »Es ist riesig.«

»Bei Connolly Drugs«, erwiderte Kim. »In der Drogerieabteilung.«

»Um wieviel Uhr?«

»Ich bin schon auf dem Weg«, erwiderte Kim. »Komm, so schnell du kannst.«

»Ich brauche mindestens eine halbe Stunde. Du weißt hoffentlich, daß die Geschäfte um sechs Uhr schließen?«

»Ja«, erwiderte Kim. »Wir haben genug Zeit.« Tracy legte auf. Sie fragte sich, ob sie Kim durch ihre Einwilligung, die Beerdigungsangelegenheiten allein zu regeln, womöglich mehr schadete als half. Aber im Augenblick hatte sie keine Zeit, darüber nachzudenken.

Wenn sie an Kim dachte, kamen trotz der Scheidung Mutterinstinkte in ihr hoch. Sie fragte sich, wann er wohl zum letzten Mal etwas gegessen hatte. Vorsichtshalber packte sie ein bißchen was ein.

Da es Sonntag nachmittag war, noch dazu kalt und verregnet, waren kaum Autos unterwegs. Sie erreichte das Einkaufszentrum in Rekordzeit. Sogar der Parkplatz war relativ leer. Nur ein paar Schritte

vom Haupteingang entfernt hatte sie bisher noch nie einen Parkplatz gefunden.

Im Einkaufszentrum selbst war allerdings trotz der wenigen geparkten Autos mehr los, als sie erwartet hatte. Kaum hatte sie die Tür passiert, als sie fast mit einer Rentnergruppe zusammenstieß, die gerade ihre Variante von Power-Walking demonstrierte. Tracy flüchtete in einen Geschäftseingang, um nicht überrannt zu werden. Auf dem Weg ins Zentrum der Mall vermied sie jeden Blick auf die Eisenbahn; sie hatte Angst, Becky vor sich zu sehen.

Bei Connolly Drugs herrschte wie immer reger Betrieb. Vor dem Schalter für rezeptpflichtige Medikamente standen mehr als zwanzig Kunden Schlange. Tracy machte eine schnelle Runde durch das Geschäft, konnte Kim aber nirgends sehen. Als sie ein zweites Mal durch den Laden streifte, entdeckte sie ihn in der Abteilung für Haarpflegeprodukte. In einer Hand hatte er eine Schachtel mit einer elektrischen Haarschneidemaschine, in der anderen Hand hielt er eine Tragetasche mit der Aufschrift eines bekannten Modegeschäfts.

»Da bist du ja«, rief er. »Du kommst gerade recht. Kannst du mir ein Haarfärbemittel empfehlen? Ich habe beschlossen, mir die Haare blond zu färben.«

Tracy sah ihren Ex-Mann überrascht an. »Ist alles okay mit dir?«

»Ja, warum fragst du?« entgegnete Kim, ohne den Blick von dem riesigen Angebot an Haarfärbemitteln abzuwenden. »Hab' ich dich richtig verstanden?« hakte Tracy nach. »Du willst dir die Haare färben?«

»So ist es«, bestätigte Kim. »Und zwar nicht nur ein bißchen heller, sondern richtig blond.«

»Kim, das ist verrückt«, sagte Tracy. »Du weißt es. Und wenn nicht, mache ich mir ernsthaft Sorgen um dich.«

»Du brauchst dir keine Sorgen um mich zu machen«, versuchte Kim sie zu beruhigen. »Ich schnappe nicht über - falls du das meinst. Ich will nur mein Äußeres verändern, damit ich unerkannt ein paar Nachforschungen anstellen kann.« Tracy packte Kim an der Schulter und drehte ihn zu sich. Dann beugte sie sich vor und starrte sein Ohr läppchen an. »Was ist das denn?« fragte sie. »Du trägst ja einen Ohr-

ring!«

»Schön, daß es dir auffällt«, freute sich Kim. »Ich war schon vor dir hier. Da habe ich mir schon mal einen Ohrring besorgt. Sieht doch ziemlich abgedreht aus, oder? Ein Leder-Outfit habe ich mir auch zugelegt.« Er hob seine Einkaufstüte hoch. »Und wofür brauchst du die Haarschneidemaschine?« fragte Tracy.

»Die ist für dich«, erwiderte Kim. »Damit sollst du mir einen neuen Schnitt verpassen.«

»Ich habe noch nie jemandem die Haare geschnitten. Das weißt du doch.«

»Macht nichts«, entgegnete Kim und lächelte. »Du sollst einen Skinhead aus mir machen.«

»Das ist grotesk!«

»Je grotesker, desto besser«, sagte Kim. »Ich will auf keinen Fall erkannt werden.«

»Und warum?« fragte Tracy.

»Weil ich bei Kelly Anderson war und sie sich weigert, uns zu unterstützen, solange ich ihr keine hieb- und stichfesten Beweise liefere«, erwiderte Kim. »Was für Beweise denn?« fragte Tracy.

»Beweise für die Vorwürfe, die Kathleen Morgan und Marsha Baldwin gegen die Fleischindustrie und das Landwirtschaftsministerium erheben«, erwiderte Kim.

»Und wie soll dir deine Verkleidung helfen, an derartige Beweise zu kommen?« wollte Tracy wissen. »Sie wird mir hoffentlich helfen, einen Job zu kriegen«, erwiderte Kim. »Marsha Baldwin hat mir erzählt, daß Schlachthäuser wie Higgins und Hancock keine Besucher dulden. Aber sie meinte, ich hätte gute Chancen auf einen Job, wenn ich wie ein illegaler Einwanderer aussähe. Mit meinem neuen Outfit versuche ich natürlich nicht unbedingt, wie ein illegaler Einwanderer auszusehen. Ich will lediglich, daß man mich für einen Typen hält, der sich dringend ein paar Dollar verdienen muß.«

»Wie bitte? Du willst dich bei Higgins und Hancock um einen Job bemühen - nachdem man dich dort um ein Haar umgebracht hätte?«

»Ich hoffe natürlich, daß der Personalchef nicht selbst der Messermann ist«, entgegnete Kim.

»Das ist ganz und gar nicht witzig«, ereiferte sich Tracy. »Ich kann deine Idee absolut nicht gutheißen! Erst recht nicht, wenn sich deine Befürchtungen um Marsha bestätigen.«

»Wenn sie mich erkennen würden, wäre mein Vorhaben vielleicht tatsächlich ein bißchen riskant«, gestand Kim. »Deshalb muß ich mich ja gut tarnen. Marsha hat mir erzählt, daß Higgins und Hancock ständig Arbeitskräfte suchen, weil sie so dick im Geschäft sind. Ich gehe einfach mal davon aus, daß sie nicht besonders wählerisch sind.«

»Mir stehen die Haare zu Berge, wenn ich daran denke, was du vorhast«, stöhnte Tracy. »Es ist viel zu gefährlich. Bestimmt gibt es auch einen anderen Weg. Soll ich mal mit Kelly Anderson reden?«

»Das wird nichts ändern«, sagte Kim. »Ich muß in den Schlachthof, Risiko hin oder her! Auch wenn es gefährlich ist - ich glaube, ich bin es Becky schuldig. Vielleicht kommt mir ihr Tod dann nicht mehr ganz so sinnlos vor.« Er spürte, wie ihm Tränen in die Augen traten. »Außerdem habe ich jetzt ohnehin mehr Zeit«, fügte er mit gebrochener Stimme hinzu. »Man hat mir bis auf weiteres verboten, zu operieren oder Patienten im Krankenhaus zu behandeln.«

»Wegen der Szene auf der Intensivstation?« fragte Tracy. »Genau«, brachte Kim hervor. »Du warst offenbar die einzige, die meinen verzweifelten Versuch, Becky zu retten, für mutig gehalten hat.«

»Es war mutig«, bekräftigte Tracy. Sie war zutiefst gerührt. Kim hatte sein Verhalten um hundertachtzig Grad verändert. Er wollte unbedingt etwas für Becky tun, und sei es um den Preis seiner beruflichen Karriere und seines Rufs. Gegen seine Motive oder sein Ziel ließ sich beim besten Willen nichts einwenden. Ohne ein weiteres Wort wandte sie sich dem Regal zu und wählte das ihrer Meinung nach beste Haarfärbemittel aus.

Carlos hatte bis zum Einbruch der Dämmerung gewartet und sich erst dann mit seinem klapprigen Pick-up in die Gegend von Balmoral gewagt. Daß die Straßen dunkel waren, kam ihm sehr entgegen. Die einzigen Laternen befanden sich an den Kreuzungen über den Straßenschildern. Da er vor seiner Abfahrt den Stadtplan studiert hatte,

fand er die Edinburgh Lane und Kims Haus ohne Probleme.

Er schaltete den Scheinwerfer aus und ließ den Wagen im Schatten der Bäume ausrollen. Dann stellte er den Motor ab und wartete. Von seinem Standort sah er vor dem dunklen Himmel die Silhouette von Kims Haus. Er war sehr zufrieden. Da kein Licht brannte, war Kim offenbar nicht zu Hause. Er würde sein Opfer wieder überraschen können, und diesmal war er sogar in einer noch besseren Situation. Kim würde nicht im geringsten mit ihm rechnen.

Carlos blieb noch zwanzig Minuten im Wagen sitzen. Dann erst fühlte er sich sicher genug, um auszusteigen. Das Bellen eines Hundes ließ ihn zusammenfahren. Der Hund bellte noch einmal, doch er schien nicht in der Nähe zu sein. Carlos entspannte sich. Er griff hinter den Sitz, holte eines der langen Schlachtmesser hervor und ließ es unter seinen Mantel gleiten. Er huschte unter die Bäume, die Kims Grundstück von dem seines Nachbarn trennten. In seinem schwarzen Ledermantel und seiner schwarzen Hose nahezu unsichtbar, schlich er leise durch das Dickicht.

Als er die Rückseite von Kims Haus voll im Blick hatte, freute er sich noch mehr. Auch hier erhellte kein einziges Licht die Fenster. Jetzt war er absolut sicher, daß niemand im Haus war. Vornübergebeugt verließ er den Schutz der Bäume, rannte über den Hof und drückte sich flach an die hintere Hauswand. Dann wartete er wieder eine Weile, um sicherzugehen, daß ihn niemand bemerkt hatte. Es herrschte absolute Stille. Nicht einmal mehr der Hund gab einen Mucks von sich.

Im Schatten der Hauswand schlich er vorsichtig bis zu Kims hinterer, mit Segeltuch umspannter Loggia. Das Messer blitzte nur einmal kurz in der Dunkelheit auf, als er den Stoff gerade so weit aufschlitzte, daß er mühelos hindurch schlüpfen konnte. In Häuser einzubrechen war seine wirkliche Stärke; sein Killertalent war sozusagen aus der Not geboren.

Kim bog von der Hauptstraße ab und fuhr durch das Tor, das die Grenze von Balmoral markierte. Mit einem Blick in den Rückspiegel versicherte er sich, daß Tracy ihm in ihrem Wagen folgte. Er war

froh, daß sie ihm beim Haarefärben assistieren wollte, wobei er weniger ihre Hilfe als ihre Gesellschaft brauchte. Außerdem freute er sich über ihr Angebot, ihnen etwas zu essen zu machen. Er konnte sich nicht mehr daran erinnern, wann er zum letzten Mal eine richtige Mahlzeit zu sich genommen hatte; wahrscheinlich war es Donnerstag abend gewesen. Er parkte vor seiner Garage und griff nach den Einkaufstüten. Es regnete in Strömen. Auf dem Weg zum Haus hatten sie Mühe, den großen dunklen Pfützen auszuweichen. Kim drückte die Tür auf. Tracy registrierte überrascht, daß er sie nicht abgeschlossen hatte. »Das ist aber nicht besonders klug«, bemerkte sie. »Wieso?« fragte Kim. »In dem Haus ist doch eh nichts zu holen. Außerdem kann der Makler so jederzeit ein- und ausgehen.«

»Wenn du meinst«, entgegnete Tracy wenig überzeugt. Sie zogen ihre Mäntel aus und wischten sich die Tropfen von der Stirn. Dann brachten sie ihre Tüten und Pakete in die Küche. »Soll ich dir etwas sagen?« sagte Tracy, als sie die Tasche mit den Lebensmitteln auf die Küchentheke stellte. »Ich habe wirklich Lust, uns etwas zu kochen und dir mit den Haaren zu helfen, aber zuerst würde ich gerne duschen. Vielleicht wird mir dadurch etwas wärmer. Hättest du etwas dagegen, wenn ich mal kurz ins Bad verschwinde?«

»Überhaupt nicht«, erwiderte Kim. »Du kannst duschen, so lange du willst.«

»Eigentlich ist es ja traurig«, fügte sie hinzu. »Aber die Dusche ist das einzige, was ich an diesem Haus vermisse.«

»Kann ich gut verstehen«, entgegnete Kim. »Außer dem Bad haben wir in diesem Haus ja auch nichts selber gemacht. Nimm dir Handtücher und einen Bademantel, wenn du möchtest! Es sind auch noch ein paar Sachen von dir hier. Ich habe sie im Dielenschrank verstaut.«

»Keine Sorge«, versicherte Tracy. »Ich finde schon, was ich brauche.«

»Am besten mache ich mal Feuer im Kamin«, erklärte Kim. »Vielleicht wirkt dieses leere Haus dann nicht mehr ganz so deprimierend.«

Während Tracy nach oben ging, nahm Kim eine Taschenlampe aus

einer Schublade in der Küche und stieg hinunter in den Keller, wo er das Kaminholz aufbewahrte. Er schaltete zwar das Licht ein, doch die einzelne Glühbirne reichte bei weitem nicht aus, den riesigen Keller zu beleuchten.

Aufgrund einer schrecklichen Kindheitserfahrung hatte Kim sich in Kellern nie wohl gefühlt. Als er sechs Jahre alt gewesen war, hatte sein älterer Bruder ihn in dem unbenutzten Weinkeller seines Elternhauses eingesperrt und dann vergessen. Durch die isolierte Tür hatte niemand seine hysterischen Schreie und sein panisches Klopfen gehört. Erst als seine Mutter sich Sorgen gemacht hatte, weil er nicht zum Abendessen erschienen war, hatte sein Bruder sich an ihn erinnert. Selbst nach achtunddreißig Jahren schaffte er es nicht, einen Keller zu betreten, ohne an dieses Horrorerlebnis zu denken. Während er sich das Holz auf die Arme lud, hörte er im Kellerraum nebenan plötzlich ein dumpfes Geräusch. Ihm sträubten sich die Nackenhaare. Er hielt inne und lauschte. Dann hörte er das Geräusch noch einmal.

Instinktiv drängte es ihn zu fliehen, doch er kämpfte mit aller Macht gegen dieses Verlangen an. Er legte das Holz ab, bewaffnete sich mit der Taschenlampe und steuerte die Tür zu dem benachbarten Kellerraum an. Dann nahm er all seinen Mut zusammen und stieß mit dem Fuß die Tür auf. Als er den Strahl der Taschenlampe in den Raum richtete, starrten ihm ein halbes Dutzend winzige, rubinrote Augen entgegen, die im nächsten Augenblick in der Dunkelheit verschwanden.

Kim seufzte erleichtert auf, ging zurück und lud sich erneut die Holzscheite auf die Arme.

Während Tracy die Treppe hinaufstieg, überkam sie ein wehmütiges Gefühl. Sie war schon lange nicht mehr im ersten Stock des Hauses gewesen. Vor Beckys Zimmer blieb sie stehen und starrte die geschlossene Tür an. Sollte sie einen Blick in das Zimmer wagen? Unschlüssig öffnete sie die Tür und blieb auf der Schwelle stehen.

Beckys Zimmer hatte sich nicht verändert. Da Kim und Tracy das gemeinsame Sorgerecht für ihre Tochter gehabt hatten, hatte Tracy

bei ihrem Auszug neue Möbel für Becky gekauft und die alten an Ort und Stelle stehengelassen. Becky hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt - sie hatte es sogar vorgezogen, die Kindersachen, wie sie sie nannte, in ihrem alten Zimmer zurückzulassen. Nicht einmal ihre Stofftiersammlung hatte sie mitgenommen.

Daß Becky nicht mehr dasein sollte, war für Tracy unfassbar. Sie war der Mittelpunkt ihres Lebens gewesen, erst recht seitdem ihre Beziehung zu Kim sich verschlechtert hatte. Sie holte tief Luft und zog die Tür zu. Auf dem Weg zum Schlafzimmer wischte sie sich mit dem Handrücken ein paar Tränen aus den Augenwinkeln. Aufgrund ihrer beruflichen Erfahrung wußte sie, wie schwer die nächsten Monate für Kim und sie werden würden.

Sie sparte sich den Weg durch das Schlafzimmer und betrat das Bad vom Flur aus. Drinnen knipste sie das Licht an, schloß hinter sich die Tür und sah sich um. Es war längst nicht so sauber wie zu der Zeit, als sie noch in dem Haus gelebt hatte, aber mit dem Waschtisch aus Granit und der marmorgekachelten Dusche machte das Bad immer noch etwas her. Sie beugte sich vor, drehte den Wasserhahn auf und stellte den Duschkopf auf einen kräftigen Strahl. Dann öffnete sie den geräumigen Schrank und nahm sich ein großes Badetuch und einen Frotteebademantel heraus. Sie deponierte beides auf dem Waschtisch und begann sich ihre nassen Sachen auszuziehen.

Carlos hörte die Dusche rauschen und grinste. Der Job war leichter zu erledigen, als er gedacht hatte. Er stand in dem begehbaren Kleiderschrank in Kims Schlafzimmer und wartete darauf, daß sein Opfer die Tür öffnete. Doch das Rauschen des Duschwassers brachte ihn darauf, daß er sich den Doc ja auch in dem überschaubaren Bad vornehmen könnte. Dort würde er ihm nie und nimmer entkommen.

Er öffnete die Tür einen Spalt. Ein fahler Lichtstrahl fiel auf sein Gesicht. Er riskierte einen vorsichtigen Blick und stellte erfreut fest, daß das Schlafzimmer bis auf den Lichtschimmer aus dem Bad immer noch dunkel war. So konnte er unerkannt zum Bad hinüberhuschen. Bei seinem Vorhaben kam es vor allem auf das Überraschungsmoment an.

Mit dem Messer in der rechten Hand öffnete er die Tür einen Spalt und huschte ins Schlafzimmer.

Carlos bewegte sich wie eine Katze, die sich an ihre Beute heranschleicht. Mit jedem Schritt konnte er das Bad durch den offenen Durchgang, der die beiden Räume verband, besser einsehen. In seinem Blickfeld tauchte eine Hand auf und legte auf dem Waschtisch Kleidungsstücke ab.

Er wagte sich noch einen letzten Schritt vor. Jetzt hatte er das Bad voll im Blick - und erstarrte. Vor ihm stand nicht Kim, sondern eine grazile, attraktive Frau, die sich gerade den Büstenhalter öffnete. Für einen Augenblick erhaschte er einen Blick auf ihre weichen, weißen Brüste. Im nächsten Moment schob die Frau ihre Daumen unter das elastische Bündchen ihres Slips und zog ihn hinunter.

Carlos blieb gebannt stehen und ergötzte sich an dem unerwarteten, aber sehr erfreulichen Anblick. Tracy wandte ihm den Rücken zu und stieg in den nebligen Dampf der Duschkabine. Sie schloß die beschlagene Glastür hinter sich und hängte ihr Handtuch auf einen Halter im hinteren Teil der geräumigen Dusche.

Wie von einer magischen Hand angezogen, wagte Carlos sich noch einen weiteren Schritt vor. Er wollte einen besseren Blick haben. Tracy hielt die Hand unter den Wasserstrahl und zog sie wieder zurück. Das Wasser war viel zu heiß, doch genau das hatte sie beabsichtigt. Sie wollte die Duschkabine in eine Art Dampfbad verwandeln.

Sie griff hinter den Wasserstrahl und regulierte die Temperatur. Während sie darauf achtete, daß das Wasser kälter wurde, warf sie einen Blick auf das Seifenfach und registrierte, daß es leer war. Das Seifenstück lag auf dem Waschbeckenrand.

Sie schob die Tür der Duschkabine wieder auf, um die Seife zu holen. Plötzlich nahm sie ein aufblitzendes Licht wahr. Es war aus dem Schlafzimmer gekommen. Im nächsten Augenblick glaubte sie ihren Augen nicht zu trauen. Dort, im Halbdunkel der dämmrigen Badezimmerbeleuchtung, stand ein vollkommen schwarzgekleideter Mann. Er hielt ein riesiges Messer in der rechten Hand, dessen Klinge das Licht reflektierte und das Aufblitzen verursacht hatte.

Für den Bruchteil einer Sekunde starrten die beiden sich an, Tracy geschockt, Carlos in triebhafter Lüsterheit. Tracy reagierte als erste. Sie stieß einen durchdringenden Schrei aus und knallte die Tür mit voller Wucht wieder zu. Dann riß sie den röhrenförmigen Handtuchhalter aus der Verankerung und schob ihn so durch den U-förmigen Griff der Glastür, daß diese sich nicht mehr öffnen ließ. Carlos sprang mit einem Satz ins Bad. Er wollte sie erledigen, bevor Kim ihr zu Hilfe kommen konnte. Blitzschnell nahm er das Messer in die linke Hand und versuchte mit der rechten die Tür zur Duschkabine aufzureißen. Als sie nicht aufging, nahm er verärgert den Fuß zu Hilfe. Der wenig robuste Handtuchhalter gab unter seiner Kraftanstrengung nach und begann sich zu verbiegen.

Als Tracys Schrei durch das Haus gellte, war Kim auf der Kellerterrasse. Von seiner Begegnung mit den Mäusen noch völlig irritiert, begann sein Herz sofort wie wild zu jagen. Er ließ die Holzbohle fallen, die mit einem enormen Lärm die Treppe hinunterpolterten und all die Dinge mitrissen, die er auf den Stufen abgestellt hatte.

Später konnte er sich nicht mehr daran erinnern, wie er es die Treppe hinauf geschafft hatte. Auf dem oberen Flur angelangt, hörte er Tracy erneut schreien. Er legte noch einen Zahn zu und warf sich mit voller Wucht gegen die Badezimmertür, die sofort zersplitterte.

Mit einem Satz landete er im Bad. Dabei rutschte er auf dem Vorleger aus und schlitterte direkt vor Carlos. Den Fuß gegen die gläserne Tür der Duschkabine gestemmt, versuchte dieser offenbar, sie zu öffnen. Er hielt ein großes Messer in der Hand. Schlagartig wurde Kim bewußt, daß er besser etwas mitgebracht hätte, mit dem er sich hätte verteidigen können. Carlos drehte sich blitzschnell um und schlug mit dem Messer nach Kim, der sich jedoch geistesgegenwärtig zurückzog. Die Spitze der Klinge erwischte ihn allerdings trotzdem noch über der Nase.

Carlos nahm das Messer in die rechte Hand und widmete Kim jetzt seine volle Aufmerksamkeit. Kim fixierte das Messer und zog sich in Richtung der zersplitterten Tür zurück. Tracy kämpfte währenddessen mit dem verbogenen Handtuchhalter, der sich nicht ohne weite-

res aus dem Türgriff ziehen ließ. Als sie es endlich geschafft hatte, waren Kim und Carlos in den Flur verschwunden. Sie umklammerte den Handtuchhalter und stürmte panisch aus der Dusche. Dann rannte sie splitternackt hinter den beiden Männern her. Carlos bedrohte Kim immer noch mit dem Messer und zwang ihn Schritt für Schritt zurückzuweichen. Kim hatte sich ein Stück Holz aus der zerschmetterten Tür gegriffen, mit dem er mehr oder weniger vergeblich versuchte, sich vor Carlos' Messerhieben zu schützen. Aus der Schnittwunde über seiner Nase lief ihm das Blut übers Gesicht.

Ohne zu zögern stürmte Tracy von hinten auf Carlos zu und zog ihm mehrmals den Handtuchhalter über den Schädel. Die Röhre reichte nicht aus, Carlos ernstlich zu verletzen, aber er war gezwungen, sich gegen ihre Schläge zur Wehr zu setzen. Er drehte sich um und schlug ein paarmal mit dem Messer nach Tracy, die jedoch rechtzeitig zurückwich. Kim nutzte die Gelegenheit und griff nach einem kleinen Beistelltisch. Er zerschlug ihn auf dem Treppengeländer und ging mit einem Tischbein auf Carlos los.

Mit Kim auf der einen und Tracy auf der anderen Seite, kam Carlos zu dem Schluß, daß seine tödliche Waffe nicht mehr viel wert war. Er rannte die Treppe hinunter. Kim folgte ihm, Tracy rannte ebenfalls hinterher. Carlos riß die Haustür auf und floh über den Rasen. Kim war ihm dicht auf den Fersen, doch als Tracy nach ihm rief, blieb er stehen und sah sich um. Sie stand in der Tür.

»Komm zurück!« schrie sie. »Er ist es nicht wert.« Als er sich wieder umdrehte, sah er gerade noch, wie Carlos in einen alten Pick-up sprang, der im Schatten der Bäume geparkt war. Einen Augenblick später quoll eine Abgaswolke aus dem Auspuff, und der Wagen schoß davon. Kim rannte zurück zum Haus. Tracy stand in der Diele. Sie hatte sich einen Mantel übergezogen, um ihre Nacktheit zu bedecken.

Kim nahm sie in die Arme. »Ist alles okay?« fragte er besorgt. »Du bist doch derjenige, der verletzt ist«, erwiderte Tracy. Die klaffende Schnittwunde zog sich über den Nasenrücken bis in eine Augenbraue und blutete immer noch heftig. Er ließ Tracy los und ging ins Gästebad, um sich im Spiegel zu betrachten. Über seiner Schulter erschien

Tracys Gesicht. Sie war ihm gefolgt.

»Mein Gott, das war wirklich knapp. Das hätte leicht daneben gehen können. Erst rammt er mir sein Messer in die Hand, und jetzt auch noch direkt zwischen die Augen.«

»Willst du damit sagen, daß das der Kerl war, der dich gestern abend angegriffen hat?« fragte Tracy baff. »Ohne jeden Zweifel«, versicherte Kim. »Ich hätte zwar Schwierigkeiten gehabt, ihn zu beschreiben, aber ich habe ihn sofort wiedererkannt.«

Tracy lief ein kalter Schauer über den Rücken. Sie begann heftig zu zittern. Kim beobachtete es im Spiegel.

»Was ist los mit dir?« fragte er. Er drehte sich um und packte sie an den Schultern. »Bist du wirklich okay? Oder hat er dich geschnitten oder dir sonst irgend etwas angetan?«

»Keine Sorge, er hat mir nichts getan«, brachte Tracy hervor. »Aber ich ahne, was er vorhatte. Er wollte uns umbringen.«

»Er wollte mich umbringen«, widersprach Kim. »Ich glaube, mit dir hatte er nicht gerechnet. Das heißt, du hast mir das Leben gerettet. Gott sei Dank hat er dich nicht verletzt!« Tracy schob seine Hände weg. »Ich rufe die Polizei«, sagte sie und ging ins Wohnzimmer.

Kim lief hinter ihr her und hielt sie am Arm fest. »Die Mühe kannst du dir sparen.«

Tracy musterte seine Hand, die ihren Unterarm umklammerte. Dann sah sie ihm in die Augen. Sie konnte nicht glauben, was sie gerade gehört hatte. »Was soll das heißen - die Mühe kann ich mir sparen?«

»Komm!« drängte er und zog sie zurück in Richtung Treppe. »Wir holen meine Pistole. Ich kann mir zwar nicht vorstellen, daß der Kerl noch einmal zurückkommt, aber wir sollten kein Risiko eingehen.«

Tracy zögerte. »Warum willst du denn die Polizei nicht anrufen? Das macht doch keinen Sinn.«

»Die Polizei unternimmt sowieso nichts. Wenn wir Anzeige erstatten, verschwenden wir höchstens eine Menge Zeit. Sie werden die Geschichte als mißglückten Einbruch abtun - obwohl wir doch wissen, daß es keiner war.«

»Wissen wir das?« fragte Tracy.

»Natürlich«, erwiderte Kim. »Ich sagte dir doch - es war derselbe Kerl, der bei Higgins und Hancock hinter mir her war. Offenbar ist Marsha genau das zugestoßen, was ich befürchtet habe, und jetzt haben seine Auftraggeber Angst vor mir - ob sie nun von Higgins und Hancock sind oder sonst irgendwie mit der Fleischindustrie verbandelt sind.«

»Aber das ist doch noch mehr Grund, die Polizei anzurufen«, drängte Tracy.

»Nein!« sagte Kim entschieden. »Sie werden nicht nur nichts unternehmen, sie könnten mir sogar Ärger machen. Aber vor allem will ich mir nicht bei der Suche nach Beweisen für Kelly Anderson dazwischenfunken lassen. In den Augen der Polizei bin ich doch längst ein Irrer.«

»Aber mich halten sie nicht für eine Irre«, widersprach Tracy. »Das könnte aber schnell passieren«, entgegnete Kim. »Du mußt ihnen nur sagen, daß du mit mir zusammen warst.«

»Glaubst du das im Ernst?« fragte Tracy. So hatte sie die Sache noch gar nicht gesehen.

»Komm!« drängte Kim. »Wir holen die Pistole.« Tracy folgte ihm die Treppe hinauf. Sie war total verwirrt, aber für einen Moment war sie bereit, sich von Kim überzeugen zu lassen. Die Messerattacke hatte sie in einen Schockzustand versetzt.

»Je länger ich darüber nachdenke, desto weniger bin ich von deinem Vorhaben überzeugt«, wandte sie schließlich ein. »Geht mir genau anders«, entgegnete Kim. »Jetzt fühle ich mich erst recht verpflichtet, etwas zu unternehmen. Seitdem ich weiß, wozu sie bereit sind, um ihre eigene Haut zu retten, sind meine letzten Zweifel wie weggeblasen.« Sie gingen durch die zersplitterte Badezimmertür. Das Wasser lief immer noch. Tracy mußte sich schütteln, als sie sich noch einmal vor Augen hielt, daß nur die Glastür sie von dem Killer getrennt hatte.

Sie folgte Kim ins Schlafzimmer. Er steuerte auf seinen Nachttisch zu und nahm eine kleine achtunddreißiger Smith & Wesson aus der Schublade. Er vergewisserte sich, daß die Pistole geladen war, und ließ sie in seine Jackentasche gleiten. Dann fiel sein Blick auf die

offenstehende Tür des begehbaren Kleiderschranks.

»Dieser Wichser muß sich da drinnen versteckt haben«, stellte er fest und schaltete das Licht ein. Der Inhalt der meisten Schubladen lag auf dem Boden verstreut. Er zog die Schublade heraus, in der er seine wenigen Wertsachen aufbewahrte. »Ist ja toll«, bemerkte er sauer. »Er hat die Piaget von meinem Vater mitgehen lassen.«

»Ich glaube, wir sollten die Sache vergessen«, sagte Tracy. »Du solltest lieber nicht versuchen, bei Higgins und Hancock einen Job zu bekommen.«

»Ich habe gar keine andere Wahl«, entgegnete Kim. »Oder glaubst du etwa, ich überlasse dem kampflos die Uhr meines Vaters?«

»Laß die Witze! Ich meine es wirklich ernst. Es ist zu gefährlich.«

»Was sollen wir denn deiner Meinung nach tun?« fragte Kim. »Sollen wir uns ins Ausland absetzen?«

»Warum nicht«, erwiderte Tracy. »Ist vielleicht gar keine schlechte Idee.«

Kim lachte freudlos auf. »Das hatte ich eigentlich nur so dahergesagt. Wohin würdest du denn gehen wollen?«

»Nach Europa«, erwiderte Tracy. »Ich habe mich nach unserem Gespräch mit Dr. Morgan noch einmal alleine mit ihr unterhalten. Sie hat mir erzählt, daß es ein paar Länder gibt, in denen keine verseuchten Lebensmittel verkauft werden. Zum Beispiel in Schweden.«

»Im Ernst?« fragte Kim.

»Zumindest hat Dr. Morgan das behauptet. Weil sie das Fleisch dort genauer kontrollieren, ist es etwas teurer. Aber die Leute sind der Meinung, daß saubere Lebensmittel den höheren Preis wert sind.«

»Und du könntest dir ernsthaft vorstellen, in einem anderen Land zu leben?« fragte Kim.

»Bevor du mich darauf gebracht hast, habe ich noch nie darüber nachgedacht«, erwiderte Tracy. »Aber ich glaube schon, daß ich das könnte. Das, was Becky zugestoßen ist, würde ich gerne an die Öffentlichkeit bringen - den Umzug sozusagen nutzen, um die Leute über die Verhältnisse in unserem Land aufzuklären. Das wäre mit Sicherheit weniger riskant.«

»Da hast du wohl recht«, gestand Kim. Er dachte ein paar Sekunden über die Idee nach und schüttelte dann den Kopf. »Einfach weglaufen - das ist für mich keine Alternative. Becky zuliebe werde ich mein Vorhaben bis zum bitteren Ende durchziehen.«

»Glaubst du nicht, du tust das alles vielleicht nur, um Beckys Tod zu verdrängen?« fragte Tracy und schnappte im nächsten Augenblick nervös nach Luft. Sie hatte ein heikles Thema angesprochen. Der alte Kim hätte jetzt einen Wutanfall bekommen. Kim antwortete nicht sofort, und was er schließlich sagte, klang keineswegs wütend. »Ich habe es dir schon einmal gesagt - ich glaube tatsächlich, daß ich das, was ich vorhabe, auch im Andenken an Becky tue. Wenn man es so sieht, könnten durch Beckys Tod zumindest andere Kinder vor dem gleichen Schicksal bewahrt werden.«

Tracy war gerührt. Sie ging zu Kim und umarmte ihn. Er schien wirklich ein anderer Mann geworden zu sein. »Komm!« drängte Kim. »Zieh dich an! Wir schnappen unseren Kram und hauen von hier ab.«

»Aber wo sollen wir denn hin?« fragte Tracy. »Zuerst ins Krankenhaus«, erwiderte Kim. »Ich muß die Schnittwunde nähen lassen, sonst habe ich für den Rest meines Lebens eine häßliche Narbe im Gesicht. Danach können wir ja vielleicht zu dir fahren, falls du nichts dagegen hast. Bei dir dürften wir uns erheblich sicherer fühlen.«

»Wer, zum Teufel, kann das denn sein?« fragte Bobby Bo Mason. Er saß mit seiner Frau und seinen beiden Kindern am Eßtisch und nahm sein sonntagabendliches Dinner ein, das aus Filetsteaks, gebackenen Kartoffeln, Erbsen und Getreidemuffins bestand. Das Klingeln an der Haustür hatte sie beim konzentrierten Kauen gestört.

Bobby Bo tupfte sich mit dem Zipfel seiner Serviette die Mundwinkel ab. Der andere Zipfel der Serviette steckte in seinem Hemdkragen, direkt unter seinem riesigen Adamsapfel. Er warf einen Blick auf die Uhr. Es war ein paar Minuten vor sieben.

»Soll ich aufmachen, Schatz?« fragte Darlene. Darlene war Bobby Bos dritte Frau und die Mutter seiner jüngsten Kinder. Er hatte noch zwei weitere Kinder, die zur Zeit die Landwirtschaftsschule des

Bundesstaates besuchten. »Nein, ich gehe schon«, grummelte Bobby Bo und erhob sich. Er schob sein Kinn vor und ging zur Haustür. Er fragte sich, wer so unverfroren war und ihn während des Abendessens störte. Aber er vermutete, daß es etwas Wichtiges sein mußte, denn wer auch immer der Besucher war - er hatte den Sicherheitsposten am Tor passieren dürfen.

Bobby Bo öffnete die Tür. Vor ihm stand Shanahan O'Brian. Der Mann hatte seinen Hut abgenommen und hielt ihn in der Hand.

»Sie sehen frustriert aus«, stellte Bobby Bo fest. »Bin ich auch«, gestand Shanahan. »Ich habe schlechte Nachrichten.«

Bobby Bo warf einen Blick über seine Schulter und vergewisserte sich, daß Darlene ihm nicht zur Tür gefolgt war. »Kommen Sie rein!« forderte er seinen Besucher auf. Er ging voraus in die Bibliothek und schloß hinter ihnen die Tür. »Okay«, sagte er. »Was ist passiert?«

»Carlos hat mich gerade angerufen«, erwiderte Shanahan. »Er hat den Doktor nicht erwischt.«

»Ich denke, dieser Mistkerl ist ein erstklassiger Messerstecher«, beschwerte sich Bobby Bo.

»So ist es mir gesagt worden«, entgegnete Shanahan. »Carlos behauptet, der Mann hätte einfach nur Glück gehabt. Er ist in das Haus von diesem Dr. Reggis eingebrochen. Ich hatte ihm gesagt, daß der Doc allein lebt, aber als er dann nach Hause kam, hatte er offenbar eine Frau dabei.«

»Ist ja super«, stöhnte Bobby Bo. »Und dieser Carlos soll ein Killer sein? Was macht es denn für einen Unterschied, ob eine Frau im Haus ist oder nicht?«

»Sie hat ihn offenbar verwirrt«, erwiderte Shanahan. »Er hat sie überrascht, als sie nackt war und...«

»Schluß!« fuhr Bobby Bo dazwischen und hob die Hand. »Die Einzelheiten können Sie sich sparen. Fakt ist doch wohl, daß dieser Amateur aus Mexiko die Sache verpatzt hat.«

»Könnte man so sagen«, gestand Shanahan. »Verdammt!« entfuhr es Bobby Bo. Er schlug auf den Tisch und begann laut fluchend auf und ab zu gehen. Shanahan wartete, bis sein Chef ein wenig Dampf

abgelassen hatte. Im Lauf der Jahre hatte er gelernt, daß er am besten so wenig wie möglich sagte, wenn Bobby Bo wütend war. »Okay«, sagte Bobby Bo schließlich. Er marschierte immer noch vor dem Kamin auf und ab. »Das zeigt einem doch wieder einmal, wie bescheuert es ist, einen unerfahrenen Neuling anzuheuern, weil man glaubt, ein paar Dollar sparen zu können. Wir rufen jetzt den Profi aus Chicago an. Er soll die Sache in Ordnung bringen. Wie war noch sein Name?«

»Derek Leutmann«, erwiderte Shanahan. »Aber er ist teuer. Ich denke, wir sollten Carlos noch ein letztes Mal auf den Doktor ansetzen.«

»Wie teuer?« wollte Bobby Bo wissen. »Mindestens fünftausend«, erwiderte Shanahan. »Fünftausend ist doch geschenkt, wenn wir dadurch einen Fleischrückruf verhindern können!« ereiferte sich Bobby Bo. »Wenn die Öffentlichkeit erfährt, wieviel Fleisch in Wirklichkeit mit Kolibakterien verseucht ist, stehen mehrere hundert Millionen Dollar auf dem Spiel, wenn nicht sogar die Existenz der gesamten Fleischindustrie, wie wir sie kennen. Das wäre noch tausendmal schlimmer, als wenn James Garner sich einer Bypassoperation unterziehen müßte, nachdem er Reklame für unser Fleisch gemacht hat.« Bobby Bo kicherte über seinen eigenen Witz.

»Ich befürchte, daß der Doktor uns wegen Marsha Baldwin Ärger machen könnte«, erklärte Shanahan. »Das kommt noch hinzu«, stimmte Bobby Bo ihm zu. »Was ist mit Carlos?« fragte Shanahan. »Er ist inzwischen so sauer, daß er sogar bereit ist, den Auftrag umsonst zu erledigen. Offenbar ist sein Stolz verletzt.«

»Wie ist der letzte vermasselte Versuch denn ausgegangen?« fragte Bobby Bo. »Hat der Doktor die Polizei eingeschaltet? Muß ich womöglich mit einem riesigen Medienspektakel rechnen?«

»Offenbar nicht«, erwiderte Shanahan. »Wir haben den Polizeifunk den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend abgehört. Es war nichts.«

»Wenigstens etwas«, stellte Bobby Bo erleichtert fest. »Machen wir es so: Erteilen Sie Leutmann den Auftrag, und regeln Sie alles mit ihm. Aber falls sich eine günstige Gelegenheit ergibt, geben Sie Car-

los eine letzte Chance. Was halten Sie davon?»

»Leutmann verlangt mit Sicherheit eine Anzahlung, bevor er sich überhaupt auf den Weg macht«, gab Shanahan zu bedenken. »Das Geld kriegen wir in keinem Fall zurück.«

»Dann sparen wir immer noch zweieinhalbtausend«, stellte Bobby Bo fest. »Außerdem gehen wir mit dieser Lösung auf Nummer sicher. Einer von beiden wird uns diesen nervtötenden Doktor schon vom Hals schaffen.«

»Okay«, stimmte Shanahan zu. »Ich kümmere mich darum.«

»Gut«, entgegnete Bobby Bo. »Sehen Sie zu, daß Sie mir bei unserem nächsten Treffen gute Nachrichten überbringen!«

»Ich werde mein Möglichstes tun«, versprach Shanahan. »Und noch etwas«, fügte Bobby Bo hinzu. »Besorgen Sie ein paar Infos über den Doktor. Wenn Leutmann ankommt, soll er keine Zeit vergeuden, um den Mann zu finden.«

Die Notaufnahme im University Medical Center war überfüllt wie immer. Kim und Tracy hatten im Wartebereich fast an der gleichen Stelle Platz genommen, an der sie vor nicht allzulanger Zeit mit Becky gesessen hatten. Kim preßte sich einen sterilen, zehn mal zehn Zentimeter großen Mulltupfer auf seine Verletzung.

»Was für ein unangenehmes Déjà-vu-Erlebnis«, bemerkte er. »Es kommt mir vor, als wäre ein halbes Jahr vergangen, seit wir das letzte Mal hier waren«, stellte Tracy schwermütig fest. »Ich kann einfach nicht begreifen, wie in so wenigen Tagen so viele Dinge passieren können.«

»In gewisser Weise hat man tatsächlich das Gefühl, als wäre eine Ewigkeit vergangen, aber andererseits kommt es einem auch so vor, als wären wir gerade eben erst hier gewesen«, wandte Kim ein und biß die Zähne zusammen. »Ich frage mich wirklich, ob nicht alles ganz anders ausgegangen wäre, wenn Becky bei unserem ersten Besuch hier nicht so lange hätte warten müssen und wenn sofort Kulturen angelegt worden wären.«

»Genau die Frage habe ich Dr. Morgan gestellt«, sagte Tracy. »Sie meinte, es hätte wahrscheinlich keine Rolle gespielt.«

»Fällt mir nicht leicht, ihr das abzunehmen«, entgegnete Kim. »Warum hast du eigentlich nicht einen deiner Kollegen angerufen und ihn gebeten, die Wunde zu nähen?« fragte Tracy.

»Zum Teil aus denselben Gründen, aus denen ich die Polizei nicht angerufen habe«, erwiderte Kim. »Ich will einfach nur den Schnitt nähen lassen - und damit basta. Ich will nicht groß darüber reden müssen. Wenn ich einen Freund gebeten hätte, hätte er mir Fragen gestellt, und ich hätte mich unwohl gefühlt, wenn ich ihn belogen hätte.«

»Aber hier wird man dir auch ein paar Fragen stellen«, gab Tracy zu bedenken. »Was willst du dann sagen?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Kim. »Ich lasse mir etwas einfallen.«

»Hast du eine Ahnung, wie lange wir diesmal warten müssen?« fragte Tracy.

»Laut Dr. Washington geht es schnell«, erwiderte Kim. Bei ihrer Ankunft waren sie zufällig dem Leiter der Notaufnahme in die Arme gelaufen. Er hatte von Beckys Tod gehört und ihnen sein Beileid bekundet. Außerdem hatte er versprochen, daß Kim so schnell wie möglich behandelt werde, und hatte keine Bedenken geäußert, als Kim sagte, er wolle nicht seinen richtigen Namen angeben.

Für eine Weile saßen sie schweigend da und betrachteten geistesabwesend die Kranken und Verletzten, die an ihnen vorbeigingen. Schließlich brach Tracy das Schweigen. »Je länger ich über die ganze Geschichte nachdenke, desto weniger bin ich bereit zuzulassen, was du dir in den Kopf gesetzt hast. Nach allem, was passiert ist, kann man das nur als Selbstmord bezeichnen, sich um einen Job bei Higgins und Hancock zu bemühen.«

»Du bist nicht bereit, es zuzulassen? Wie soll ich das denn verstehen?« fragte Kim leicht gereizt. Er zermartete sich immer noch das Hirn über Beckys ersten Aufenthalt in der Notaufnahme. »Wie willst du mich denn zurückhalten? Willst du mir den Weg versperren?«

»Bitte, Kim«, entgegnete Tracy. »Ich versuche, mich mit dir zu unterhalten. Nach dem, was Becky zugestoßen ist, mache ich mir ernsthafte Sorgen, ob du imstande bist, vernünftige Entscheidungen zu treffen. Ein Job bei Higgins und Hancock ist für dich lebensgefähr-

lich.«

»Ungefährlich ist es vielleicht nicht. Aber ich habe keine andere Wahl. Wenn wir die Medien gewinnen wollen, gibt es nur diesen Weg. Die Medien sind unsere einzige Hoffnung, wenn wir etwas gegen die skandalösen Umstände unternehmen wollen.«

»Was hoffst du denn bei Higgins und Hancock zu finden, das dieses hohe Risiko rechtfertigt?« fragte Tracy. »Nach was für Beweisen willst du konkret suchen?«

»Das kann ich erst sagen, wenn ich einen Einblick habe«, gestand Kim. »Aber ich weiß in etwa, wonach ich suche und worum es geht. Marsha Baldwin hat herausgefunden, daß irgend etwas mit dem Kopf des letzten, am neunten Januar geschlachteten Tiers nicht in Ordnung war. Ich will herausfinden, was mit dem Tier los war. Außerdem will ich mich um das Verschwinden von Marsha kümmern. Irgend jemand muß etwas darüber wissen. Und schließlich will ich herausfinden, wie Kolibakterien ins Fleisch gelangen. Marsha hat erwähnt, daß es irgend etwas mit der Art zu tun hat, wie sie die Tiere schlachten. Ich will das alles mit eigenen Augen sehen und dann dokumentieren. Sobald mir das gelungen ist, schalte ich Kelly Anderson ein. Ihre Aufgabe ist es dann zu zeigen, auf wessen Seite das Landwirtschaftsministerium in Wirklichkeit ist.« Tracy starrte vor sich hin.

»Willst du gar nichts dazu sagen?« fragte Kim nach einer Weile. »Doch«, erwiderte Tracy. Sie klang, als ob sie gerade aus einer kurzen Trance erwacht wäre. »Klingt ziemlich vernünftig, wie du dein Vorhaben darstellst. Aber eins sage ich dir: Ich lasse dich nicht allein gehen. Ich mache mit. Ich will dir im Notfall helfen können. Wenn es sein muß, bewerbe ich mich auch um einen Job.«

»Meinst du das im Ernst?« fragte Kim. Er war verblüfft. »Natürlich«, erwiderte Tracy. »Becky war auch meine Tochter. Ich finde, du solltest nicht der einzige sein, der etwas riskiert.«

»Eine interessante Idee«, grübelte Kim laut vor sich hin. Jetzt war er derjenige, der gedankenverloren ins Leere starrte. »Ich müßte mich nicht einmal verkleiden«, fügte Tracy hinzu. »Mich haben sie ja noch nicht gesehen.«

»Ich bin mir nicht so sicher, ob man dich einstellen würde«, gab

Kim zu bedenken. »Du hättest es bestimmt schwerer.«

»Warum?« fragte Tracy. »Wieso sollten sie dich lieber nehmen wollen als mich?«

»Laut Marsha suchen sie zwar ständig nach Arbeitskräften, aber in erster Linie Schlachter«, erwiderte Kim. »Ich glaube nicht, daß das etwas für dich wäre.«

»Nein, mit Sicherheit nicht«, gestand Tracy. »Aber vielleicht können sie mich als Sekretärin oder Bürokraft gebrauchen. Wäre doch einen Versuch wert.«

»Ich habe eine bessere Idee!« rief Kim. »Erinnerst du dich an Lee Cook, der im Samaritan Hospital für mich gearbeitet hat?«

»Ich glaube ja«, erwiderte Tracy. »War das nicht dieser clevere Techniker, der alle elektrischen Geräte reparieren konnte und der im Krankenhaus für die High-Tech-Elektronik zuständig war?«

»Ganz genau«, bestätigte Kim. »Nach der Zusammenlegung der Krankenhäuser ist er in den Ruhestand getreten. Er baut sich jetzt ein eigenes Flugzeug zu Hause im Keller. Außerdem hat er ein paar verrückte Aufträge übernommen. Weißt du, was er tun könnte? Er könnte an mir eine Wanze installieren, so daß du im Auto auf dem Parkplatz alles hören könntest. Falls ich in eine gefährliche Situation geraten sollte, könntest du sofort Hilfe rufen.«

»Könnte ich auch mit dir reden?« wollte Tracy wissen. »Das weiß ich nicht«, gestand Kim. »Dafür brauchte ich ja eine Art Kopfhörer. Wahrscheinlich würde ich mich damit verraten. Ich glaube nicht, daß die Arbeiter bei Higgins und Hancock Kopfhörer tragen.«

»Ich könnte ja sogar aufnehmen, was du sagst«, überlegte Tracy laut. Sie erwärmte sich zusehends für die Idee. »Stimmt«, entgegnete Kim.

»Meinst du, du könntest Videoaufnahmen machen?« fragte Tracy.

»Könnte sein. Inzwischen gibt es ja schon ganz winzige Kameras. Damit hätten wir einen perfekten Beweis für Kelly Anderson.«

»Mr. Billy Rubin!« rief jemand über die Köpfe der Wartenden hinweg.

Kim hob seine Hand und stand auf. Tracy erhob sich ebenfalls. Ein ganz in Weiß gekleideter Assistenzarzt der Notaufnahme sah sie und

kam auf sie zu. Er hatte ein Klemmbrett mit Kims Aufnahmeformular in der Hand.

»Mr. Billy Rubin?« wiederholte der Arzt. Auf seinem Namensschild stand: Dr. Steve Ludwig, Assistenzarzt, Notaufnahme. Er war ein muskulöser, freundlicher Mann mit kurzgeschnittenem, dunkelblondem Haar, das sich bereits lichtete. »Wußten Sie, daß Bilirubin ein Begriff aus der Medizin ist?«

»Nein«, erwiderte Kim. »Das ist mir neu.«

»Ist aber so«, entgegnete Dr. Ludwig. »Es entsteht bei der Aufspaltung von Hämoglobin. Aber das nur am Rande. Sehen wir uns mal Ihre Verletzung an.«

Kim nahm den Mulltupfer weg. Die Wunde war angeschwollen und klaffte jetzt noch weiter auseinander als zuvor. »Oje!« staunte Dr. Ludwig. »Ist ja ein ziemlich übler Schnitt. Den muß ich sofort nähen. Wie ist das denn passiert?«

»Beim Rasieren«, erwiderte Kim. Tracy mußte ein Grinsen unterdrücken.

Kapitel 16

Montag, 26. Januar

Tracy verlagerte ungeduldig ihr Gewicht von einem Bein auf das andere. Sie hatte sich in der Diele im ersten Stock gegen die Wand gelehnt und die Arme verschränkt. Seit fast fünf Minuten stand sie nun schon vor der Tür der Gästetoilette und wartete.

»Was ist los?« rief sie durch die geschlossene Tür. »Bist du bereit?« rief Kim zurück. »Ich bin schon lange bereit. Mach auf!«

Die Tür öffnete sich einen Spalt. Tracy hielt sich die Hand vor den Mund, aber sie konnte ihr Lachen nicht verhindern. Kim war nicht mehr wiederzuerkennen. Sein Haar war ungleichmäßig gestutzt, platinblond gefärbt und so gestylt, daß es größtenteils zu Berge stand. Seine Augenbrauen waren ebenfalls hell gefärbt und bildeten einen starken Kontrast zu einem mit dunklen Bartstoppeln übersäten Gesicht. Die genähte Schnittwunde, die sich vom Nasenrücken bis zu einer der blonden Augenbrauen erstreckte, gab ihm einen Frankenstein-Touch. Er trug ein schwarzes T-Shirt unter einem schwarzen Kordhemd mit aufgesetzten Taschen, eine schwarze Lederhose mit schwarzem Ledergürtel und dazu ein passendes Armband mit Nieten. Zur Krönung seines Outfits hatte er sich einen unechten Diamantstecker ans rechte Ohr läppchen geklemmt und seinen rechten Unterarm mit einem Wolf-Tattoo und dem Wort »lobo« verziert. »Wie findest du mich?« fragte Kim.

»Du siehst ziemlich schrill aus«, stellte Tracy fest. »Vor allem mit den schwarzen Seidenfäden in der Wundnaht. Im Dunklen würde ich dir nicht gerne begegnen.«

»Klingt ja so, als hätte ich mein Ziel erreicht«, stellte Kim zufrieden fest.

»Du siehst jedenfalls nicht wie jemand aus, mit dem ich Bekanntschaft schließen möchte«, fügte Tracy hinzu. »Dann sollte ich vielleicht noch einmal im Krankenhaus vorbeischaun«, schlug Kim vor.

»Könnte ja sein, daß sie mich mit meinem neuen Outfit auch ohne Anhörung wieder operieren lassen.«

»Für einen Arzt hält dich jetzt garantiert kein Mensch mehr.« Tracy grinste. »Am besten gefällt mir die Tätowierung.« Kim hob den Arm, um sein Meisterwerk besser bewundern zu können. »Ziemlich cool, nicht wahr? In der Gebrauchsanweisung steht, daß sie mindestens drei bis vier Tage hält, wenn ich nicht dusche.«

»Wo ist das Mikrophon?« fragte Tracy.

»Unter meinem Kragen«, erwiderte Kim. Er hob die Kante leicht an. Ein winziges Mikrophon war mit einer Sicherheitsnadel an der Unterseite des Hemdkragens befestigt. »Schade, daß es mit den Videoaufnahmen nicht klappt«, sagte Tracy.

»Das ist noch gar nicht raus«, rief Kim ihr ins Gedächtnis. »Lee hat versprochen, daß er sich etwas überlegen will, und wenn er das sagt, fällt ihm in neun von zehn Fällen auch etwas ein. Es dauert eben nur ein paar Tage.«

»Laß uns das Audiosystem noch einmal testen!« schlug Tracy vor. »Ich möchte mich vergewissern, daß es auch wirklich genauso funktioniert wie gestern abend in Lees Garage.«

»Gute Idee«, entgegnete Kim. »Wie wär's, wenn du kurz in dein Auto springst und bis zur Ecke fährst? Das müßte von der Entfernung in etwa stimmen. Dann bist du etwa zweihundert Meter vom Haus entfernt.«

»Und wo gehst du hin?« fragte Tracy.

»Ich laufe durch alle Zimmer und gehe auch mal in den Keller.«

Tracy nickte und ging hinunter zur Garderobe. Während sie sich ihren Mantel anzog, rief sie die Treppe hinauf: »Vergiß nicht, dir auch den Kopfhörer ins Ohr zu stöpseln.«

»Ist schon drin«, rief Kim zurück.

Tracy trat hinaus in die kalte Morgenluft. Über Nacht war Wind aufgekommen und hatte die Sturmwolken nach Osten geblasen. Der Himmel war jetzt blaßblau. Sie stieg ins Auto, ließ den Motor an und fuhr bis zur Ecke. Am Straßenrand hielt sie an und stellte den Motor ab. Sie öffnete das Fenster an der Fahrerseite und stellte eine provisorische Antenne auf das Autodach. Dann setzte sie sich einen Ste-

reo-Kopfhörer auf, der an ein altes zweispuliges Tonbandgerät angeschlossen war. Das Tonbandgerät war mit einem Verstärker verbunden, der an einen Transformator auf einer freistehenden Autobatterie angeschlossen war.

Als sie den Verstärker einschaltete, leuchtete auf der Anzeigefläche des Geräts ein rotes Licht auf. Sie hörte im Kopfhörer ein kurzes Rauschen, das aber sofort verschwand. Auf dem Verstärker lag ein Mikrophon. Sie nahm es in die Hand. Nachdem sie sich vergewissert hatte, daß sie von keinem ihrer Nachbarn beobachtet wurde, sprach sie in das Mikrophon.

»Kim, kannst du mich hören?« fragte sie. Seine Antwort kam so laut, daß sie zusammenzuckte. »Ich verstehe dich so gut, als würdest du direkt neben mir stehen.« Tracy drehte die Lautstärke herunter und drückte auf die Aufnahmetaste des Tonbandgeräts.

»Wie ist die Lautstärke bei dir?« fragte sie. »Mir ist eben fast das Trommelfell geplatzt.«

»Gut«, erwiderte Kim. »Wo bist du jetzt?« wollte Tracy wissen. »Ich bin im hintersten Bereich des Kellers«, erwiderte er. »Wenn es hier funktioniert, muß es eigentlich überall funktionieren.«

»Ich höre dich total klar.«

»Okay, dann komm zurück«, forderte er sie auf. »Wir ziehen die Sache jetzt durch.«

»Roger«, entgegnete Tracy. Sie hatte zwar keine Ahnung, was dieser Ausdruck bedeutete, aber sie hatte ihn schon etliche Male in Filmen und Fernsehshows gehört. Sie nahm den Kopfhörer ab, stoppte das Band und spulte zurück. Dann hörte sie sich die Aufnahme an. Zufrieden stellte sie fest, daß sowohl ihre eigene als auch Kims Stimme absolut klar zu hören war.

Kim hatte bereits alle Sachen, die sie mitnehmen wollten, neben die Tür gestellt. Sie gingen davon aus, daß Kim den Job bekommen und sofort anfangen würde, und hatten deshalb Lunch-Pakete und Thermoskannen mit heißen Getränken vorbereitet. Außerdem hatten sie für Tracy eine Decke und Pullover bereitgelegt. Kim war sicher, daß es kalt werden würde, wenn sie den ganzen Tag im Auto saß. Sie verstauten die Sachen auf der Rückbank. Kim nahm ebenfalls hinten

Platz, da auf dem Beifahrersitz das Tonbandgerät und das übrige Equipment deponiert waren. Tracy setzte sich hinters Steuer und wollte gerade den Motor anlassen, als ihr noch etwas einfiel. »Wo ist deine Pistole?« fragte sie. »Oben im Gästezimmer«, erwiderte Kim. »Ich glaube, du solltest sie besser mitnehmen.«

»Nein«, widersprach Kim. »Ich will keine Waffe dabeihaben, wenn ich im Schlachthaus arbeite.«

»Aber warum denn nicht?« fragte Tracy.

»Stell dir vor, dieser Typ mit dem Messer taucht noch einmal auf!« Kim dachte kurz nach. Einige Gründe sprachen dagegen, die Pistole mitzunehmen. Zum einen hatte er Angst, daß sie entdeckt werden würde. Und zum anderen hatte er noch nie einen Schuß abgefeuert. Er wußte nicht, ob er tatsächlich imstande war, auf jemanden zu schießen. Doch er erinnerte sich auch an die Panik, die er gespürt hatte, als der Mann mit dem Messer ihn gejagt hatte. In diesem Augenblick hatte er sich nichts sehnlicher gewünscht, als irgendeine Art Waffe in der Hand zu haben.

»Okay«, sagte er schließlich und stieg aus. Ein paar Minuten später stieg er wieder ein.

Tracy ließ den Motor an und legte den Rückwärtsgang ein. »Warte mal!« rief Kim. »Mir ist gerade noch etwas eingefallen.« Tracy drehte den Zündschlüssel wieder herum. Der Motor hustete einmal auf und verstummte. »Was ist denn jetzt noch?«

Kim starrte auf das Haus. »Ich mußte gerade daran denken, daß dieser Finsterling sich bei mir ins Haus geschlichen hat, bevor wir zurückgekommen sind. So eine Überraschung möchte ich nicht noch einmal erleben. Wir können nicht ausschließen, daß sie auch bei dir nach mir suchen.«

»Was schlägst du vor?« fragte Tracy, während ihr ein kalter Schauer über den Rücken lief.

»Hast du vielleicht einen Nachbarn, der besonders neugierig ist?« fragte Kim. »Die Häuser stehen hier doch recht eng beieinander.«

»Mrs. English«, erwiderte Tracy. »Sie wohnt gegenüber. Sie ist eine ältere Witwe, und ich schwöre dir - sie hängt den ganzen Tag am Fenster.«

»Das ist doch schon mal etwas«, stellte Kim fest. »Was hältst du davon, sie zu bitten, ein Auge auf das Haus zu werfen, bis wir zurück sind?«

»Klar, kann ich machen«, entgegnete Tracy. »Aber das reicht nicht«, fuhr Kim fort. »Wir müssen uns noch besser absichern. Bei unserer Rückkehr müssen wir hundertprozentig sicher sein können, daß niemand im Haus ist. Wie viele Eingänge hat das Haus?«

»Eine Vorder- und eine Hintertür.«

»Wie kommt man in den Keller?« hakte Kim nach. »Nur durch das Haus«, erwiderte Tracy.

»Der Typ mit dem Messer ist gestern abend über die Loggia eingestiegen«, grübelte Kim laut vor sich hin. »Dieses Haus hat keine Loggia.«

»Gut.« Er stieg aus. Tracy folgte ihm.

»Wir könnten doch einen Faden an den Türen befestigen, so daß wir merken, ob sie geöffnet wurden«, schlug Tracy vor. »Um ins Haus zu gelangen, muß man schließlich entweder ein Fenster einschlagen oder durch eine der Türen gehen. Wenn wir zurückkommen, sehen wir dann in jedem Fall, woran wir sind.«

»Keine schlechte Idee«, entgegnete Kim. »Aber was tun wir, wenn der Faden gerissen ist?«

»Dann gehen wir nicht hinein«, sagte Tracy entschieden. »Und wohin gehen wir dann?« fragte Kim. »Ohne Gefahr zu laufen, bald wieder unliebsamen Besuch zu bekommen?« Tracy zuckte mit den Schultern. »Vielleicht in ein Motel.«

»Ich habe eine Idee!« rief Kim. »Auf dem Weg zu Higgins und Hancock halten wir kurz bei der Bank und heben unser Geld ab. Falls wirklich jemand hinter uns her ist, sollten wir nicht unbedingt unsere Kreditkarten benutzen.«

»Mein Gott, du denkst wirklich voraus!« staunte Tracy. »Vielleicht sollten wir für den Ernstfall auch gleich unsere Pässe mitnehmen.«

»Das war kein Witz«, beklagte sich Kim. »So habe ich es auch nicht verstanden«, erwiderte Tracy. »Wenn wir uns ernsthaft bedroht fühlen, sollten wir auch die Möglichkeit haben, uns ins nächste Flugzeug zu setzen und ins Ausland zu fliegen.«

»Du hast recht«, stimmte Kim ihr zu. »Packen wir's!« Sie brauchten eine halbe Stunde, bis sie im Haus alles geregelt hatten und eine weitere halbe Stunde bei der Bank. Um schneller wieder draußen zu sein, hatten sie sich jeder an einer anderen Kasse angestellt, doch ihre Rechnung ging nicht auf. Kims verändertes Äußeres veranlaßte den Angestellten, das Auszahlungsformular dem Geschäftsstellenleiter vorzulegen.

»Ich komme mir vor wie eine Bankräuberin«, bemerkte Tracy auf dem Weg zum Auto. »Ich habe noch nie im Leben soviel Bargeld bei mir gehabt.«

»Und ich dachte schon, sie würden mir mein Geld nicht geben«, fügte Kim hinzu. »Vielleicht habe ich es mit der Typänderung ein bißchen übertrieben.«

»Entscheidend ist, daß sie dich nicht erkannt haben«, stellte Tracy fest.

Als sie die Autobahn erreichten, war der Vormittag bereits weit fortgeschritten. An dem anfangs klaren Himmel waren inzwischen dunkle Zirruswolken aufgezogen. Längere Sonnenscheinphasen waren im winterlichen Mittleren Westen eine Seltenheit.

»Was hast du denn Mrs. English erzählt?« fragte Kim vom Rücksitz.

»Ich mußte gar nicht viel sagen«, erwiderte Tracy. »Sie hat sich richtig gefreut, als ich sie gebeten habe, mein Haus im Auge zu behalten. Auch wenn es hart klingt - ich glaube, wir haben ihrem Leben einen neuen Sinn gegeben.«

»Hast du ihr gesagt, wann du zurück sein wirst?« fragte Kim. »Nein«, erwiderte Tracy.

»Was hältst du davon, wenn wir unser High-School-Spanisch ein bißchen auffrischen?« schlug Kim ganz unvermittelt vor. Tracy warf einen Blick in den Rückspiegel und sah ihn verwirrt an. In den vergangenen vierundzwanzig Stunden war sie schon ein paar Male unsicher gewesen, ob er Witze machte oder seine Worte ernst meinte.

»Ich will versuchen, mit einem spanischen Akzent zu sprechen«, erklärte Kim. »Marsha hat gesagt, daß viele Schlachthausarbeiter Latinos sind. Die meisten kommen angeblich aus Mexiko.«

Sie dachten sich einfache Sätze aus und versuchten sie ins Spanische zu übersetzen. An allzu viele Worte konnten sie sich allerdings nicht erinnern. Schon bald fiel ihnen nichts mehr ein. »Ich möchte dich etwas fragen«, sagte Tracy, nachdem sie eine Weile schweigend weitergefahren waren. »Schieß los!«

»Wenn alles gutgeht und wir Kelly Anderson dazu bringen können, die Geschichte fürs Fernsehen zu machen - was erhoffst du dir davon?«

»Ich hoffe, daß der Markt für die fünfundzwanzig Milliarden Pfund Hackfleisch zusammenbricht, die jedes Jahr produziert werden«, erwiderte Kim. »Und was dann?« hakte Tracy weiter nach. »Dann«, begann Kim und ordnete kurz seine Gedanken, »wünsche ich mir, daß die Aufsicht für die Tierzucht allgemein aus dem Zuständigkeitsbereich des Landwirtschaftsministeriums gelöst wird. Diese Aufgaben sollten besser vom Gewerbeaufsichtsamt übernommen werden, denn damit käme es auch zu keinem Interessenkonflikt. Noch besser wäre es, wenn das gesamte Kontroll- und Aufsichtswesen privatisiert werden würde, damit ein richtiger Wettbewerb entsteht und Anreize geschaffen werden, jegliche Verseuchung aufzuspüren und zu beseitigen.«

»Sehe ich es richtig, daß du von dieser neuen Fleischbestrahlungsmethode nicht viel hältst?« fragte Tracy. »Das siehst du sehr richtig«, erwiderte Kim. »Damit will die Industrie sich doch nur aus der Verantwortung stehlen. Fleischbestrahlung zuzulassen kommt einer Einladung an die Industrie gleich, sich noch weniger um die Verunreinigung ihrer Produkte während des Produktionsprozesses zu scheren. Denn sie können dann ja davon ausgehen, daß die Erreger am Ende mit den Gammastrahlen abgetötet werden. Die Industrie hält aber selbst bei bestrahltem Fleisch daran fest, daß es die Pflicht eines jeden Konsumenten ist, Fleisch so zu behandeln und zu garen, wie sie es für richtig hält«

»Dr. Morgan hat die gleiche Position vertreten«, sagte Tracy. »Diese Position sollte jeder klardenkenden Mensch vertreten«, entgegnete Kim. »Wir müssen den Leuten mit Hilfe der Medien klarmachen, wie wichtig die saubere Fleischproduktion ist - selbst wenn das

Fleisch dann ein wenig teurer wird.«

»Da hast du dir aber ganz schön viel vorgenommen«, bemerkte Tracy.

»Wieso sollten wir uns keine hohen Ziele stecken?« entgegnete Kim. »Was ich vorschlage, ist durchaus realisierbar. Schließlich war Fleisch nicht immer verseucht. Gefährliche Erreger in Lebensmitteln sind ein relativ neues Phänomen.« In der Ferne sahen sie jetzt das große Viehhofgelände. Wie immer an Werktagen drängten sich innerhalb der matschigen Umzäunung riesige Rinderherden.

»Ist es nicht traurig?« fragte Tracy, während sie ihren Blick über die Viehherden schweifen ließ. »Sie sind alle dem Tode geweiht.«

Sie fuhr auf den Parkplatz von Higgins und Hancock. Im Gegensatz zu ihrem Besuch am Morgen zuvor war jetzt kaum noch eine freie Lücke zu finden. Die meisten der parkenden Fahrzeuge waren klapprige Pick-ups.

»Läßt du mich in der Nähe des Haupteingangs aussteigen?« bat Kim. »Du fährst wohl am besten bis zum Ende des Gebäudes. Da fällst du nicht weiter auf. Außerdem liegt von dort aus die gesamte Anlage im Zweihundert-Meter-Bereich.« Tracy hielt an, und sie betrachteten das Gebäude. Das Fenster des Aktenarchivs, das Kim eingeschlagen hatte, war jetzt nicht mehr mit Brettern zugenagelt. Ein Mann im Overall und rotkariertem Hemd stand im Blumenbeet vor dem scheibenlosen Fenster und nahm Maß.

»Ich habe das Gefühl, ich müßte ihm meine Hilfe anbieten«, sagte Kim.

»Du bist wohl verrückt!« entgegnete Tracy. Die Eingangstür ging auf. Die beiden rutschten instinktiv ein Stück tiefer in ihre Sitze. Zwei miteinander ins Gespräch vertiefte Männer verließen das Gebäude und gingen an ihnen vorbei.

Tracy und Kim richteten sich auf. Sie sahen sich an und grinsten nervös.

»Wir verhalten uns wie zwei Teenager, die jemandem einen Streich spielen wollen«, stellte Kim fest. »Vielleicht sollten wir das Ganze noch einmal durchsprechen«, sagte Tracy.

»Wir haben alles durchgesprochen«, entgegnete Kim. »Jetzt schrei-

ten wir zur Tat.« Er beugte sich zu Tracy hinüber und küßte sie. Es war der erste Kuß seit einer Ewigkeit. »Drück mir die Daumen!«

»Ich weiß wirklich nicht, wieso ich mich auf diese verrückte Idee eingelassen habe«, seufzte sie. Sie hatte ein ungutes Gefühl im Bauch.

»Du hast dich darauf eingelassen, weil du dir deiner Verantwortung als Bürgerin bewußt bist«, entgegnete Kim mit einem verschmitzten Grinsen. »Stell dir mal vor - wenn wir unser Ziel erreichen, retten wir zigtausendmal mehr Menschenleben, als ich retten könnte, wenn ich mein ganzes Leben lang Herzoperationen durchführen würde.«

»Weißt du, was mich am meisten erstaunt?« fragte Tracy. »Innerhalb von ein paar Tagen hast du eine Wandlung vom egoistischen Narzißten zum ums Allgemeinwohl besorgten Altruisten vollzogen. Du bist von einem Extrem ins andere gefallen. Ich hatte bisher immer geglaubt, daß Charaktere sich nicht verändern können.«

»Darüber könnt ihr Psychologen euch gerne den Kopf zerbrechen«, bemerkte Kim und öffnete die Autotür. »Sei vorsichtig!« mahnte Tracy.

»Ich passe schon auf«, versprach Kim. Er stieg aus, beugte sich aber noch einmal ins Wageninnere. »Denk daran - ich stecke mir den Kopfhörer nur ab und zu ins Ohr. Die meiste Zeit wird unsere Unterhaltung also nur in einer Richtung möglich sein.«

»Ich weiß«, versicherte Tracy. »Viel Glück!«

»Danke«, entgegnete Kim. »Bis bald!« Er winkte und verschwand.

Tracy beobachtete, wie er entsprechend seiner neuen Persönlichkeit lässig auf den Eingang zuschlenderte. Trotz ihres mulmigen Gefühls mußte sie grinsen. Es war ihm perfekt gelungen, das unbekümmerte, unverfrorene Äußere eines abgerissenen Punkers nachzuahmen.

Sie legte den ersten Gang ein und fuhr, wie Kim vorgeschlagen hatte, bis zum Ende des Gebäudes, wo sie hinter einem Lieferwagen eine freie Lücke entdeckte. Sie kurbelte das Fenster herunter und stellte die Antenne aufs Dach. Dann setzte sie sich den Kopfhörer auf und schaltete den Verstärker ein. Nach der Erfahrung bei ihrem Test am frühen Morgen stellte sie den Lautstärkeregler zunächst ganz nach unten und drehte dann vorsichtig lauter. Plötzlich hörte sie

Kims Stimme. Er sprach mit einem übertriebenen spanischen Akzent. »Ich brauche einen Job«, sagte er und zog die Vokale in die Länge. »Ist mir egal, was für einen. Ich bin total pleite. Hab' in der Stadt gehört, daß Sie Leute brauchen.« Tracy drückte auf die Aufnahmetaste des Tonbandgeräts und machte es sich so gut es ging gemütlich.

Kim hatte nicht schlecht gestaunt, wie schnell und problemlos man ihn in das Büro des Aufsehers geleitet hatte. Für den Anfang war das sehr ermutigend. Jed Street war ein unscheinbarer Mann, dessen langer weißer, blutverschmierter Kittel von einem kleinen Bauch gewölbt wurde. Auf der Ecke seines Schreibtischs lag ein gelber Bauarbeiterhelm. Vor ihm stapelte sich ein großer Paken Rechnungen.

Street hatte Kim skeptisch gemustert, als er das Zimmer betreten hatte. Aber nach ein paar Sekunden hatte er Kims Äußeres offenbar akzeptiert und kein Wort darüber verloren. »Haben Sie schon mal in einem Schlachthaus gearbeitet?« fragte Street und lehnte sich in seinem Schreibtischsessel zurück. Er spielte mit einem Bleistift herum. »Nein«, gestand Kim lässig. »Aber einmal ist immer das erste Mal.«

»Haben Sie eine Sozialversicherungsnummer?« fragte Street. »Nein«, erwiderte Kim. »Ich hab' gehört, man braucht hier keine.«

»Wie heißen Sie?« wollte der Aufseher wissen. »Jose«, erwiderte Kim. »Jose Ramirez.«

»Und woher kommen Sie?«

»Aus Brownsville, Texas«, erwiderte Kim im breiten Südstaatendialekt statt mit spanischem Akzent.

»Alles klar«, entgegnete Street. »Und ich komme aus Paris, Frankreich.« Doch Kims verbaler Fehlgriff schien ihn nicht weiter zu interessieren. Er beugte sich nach vorn. »Die Arbeit bei uns ist hart und schmutzig. Sind Sie darauf vorbereitet?«

»Ich bin auf alles vorbereitet.«

»Haben Sie eine Aufenthaltsgenehmigung?« wollte Street wissen. »Nein.«

»Wann wollen Sie anfangen?«

»Am liebsten sofort«, erwiderte Kim. »Ich habe seit eineinhalb Tagen nichts gegessen.«

»Das ist wahrscheinlich auch gut so. Vor allem wenn Sie noch nie in einem Schlachthaus gearbeitet haben. Zunächst einmal machen Sie den Boden im Schlachtbereich sauber. Dafür bekommen Sie fünf Dollar die Stunde - auf die Hand, versteht sich. Ohne Sozialversicherungskarte kann ich nicht mehr zahlen.«

»Klingt gut«, entgegnete Kim.

»Noch etwas«, fügte Street hinzu. »Wenn Sie den Job haben wollen, müssen Sie die Schicht von fünfzehn bis dreiundzwanzig Uhr noch hinten dranhängen, allerdings nur heute. Einer von unseren Jungs hat sich krank gemeldet. Was halten Sie davon?«

»Kein Problem«, erwiderte Kim. »Gut.« Street erhob sich. »Dann wollen wir Sie mal austaffieren.«

»Muß ich mich umziehen?« fragte Kim mit leichter Panik in der Stimme. Er spürte, wie ihm die Pistole gegen den Oberschenkel und die Batterie für das Audiosystem gegen die Brust drückten.

»Nein«, erwiderte Street. »Sie bekommen nur einen weißen Kittel, Stiefel, einen Helm, Handschuhe und einen Besen. Das einzige, was Sie ausziehen müssen, sind Ihre Schuhe.« Kim folgte dem Aufseher. Sie verließen das Büro und gingen in einen der Vorratsräume, in den Kim bereits am Samstag abend einen Blick geworfen hatte. Bis auf den Besen bekam er dort alles, was Street erwähnt hatte. Da keine Stiefel in Größe zehneinhalb vorhanden waren, mußte er sich mit Größe elf begnügen. Die Stiefel, die der Aufseher ihm reichte, waren gelb und reichten bis zu den Knien. Sie waren alles andere als neu und stanken erbärmlich.

Street drückte ihm ein Kombinationsschloß in die Hand und führte ihn in den Raum mit den Schließfächern, der sich neben dem Aufenthaltstraum befand. Er wartete, bis sein neuer Mann die Gummistiefel angezogen und seine Schuhe verstaут hatte. Als Kim den Helm aufgesetzt, die gelben Stulpenhandschuhe und den weißen Kittel anhatte, sah er aus wie ein echter Schlachthausarbeiter.

»Das ist ja ein ordentlicher Schnitt über der Nase«, stellte Street fest. »Wie ist das denn passiert?«

»Hatte Probleme mit 'ner Glastür«, erwiderte Kim. »Tut mir leid für Sie«, entgegnete Street. »Okay, sind Sie bereit für den Sprung ins

kalte Wasser?«

»Ich denke schon«, antwortete Kim.

Street führte ihn durch den Aufenthaltsraum zu der kurzen Treppe, die vor der Feuertür endete. Er griff in seine Kitteltasche und holte etwas hervor, das er Kim reichte. »Fast hätte ich es vergessen, Ihnen diese Dinger zu geben«, sagte er und legte ihm zwei kleine, leichte Knubbel in die Hand.

»Was soll ich damit?« fragte Kim.

»Das sind Ohrstöpsel«, erwiderte Street. »Im Schlachtbereich ist es ziemlich laut. Die Maschinen und Sägen machen einen Höllenlärm.«

Kim betrachtete die kegelförmigen, wie kleine Gummischwämme aussehenden Stöpsel. Sie waren fast so gelb wie seine Stiefel.

»Also los!« begann Street mit seiner Einweisung. »Ihre Aufgabe ist es, den Fußboden sauberzuhalten. Sie bewegen sich die ganze Zeit hin und her und fegen die ganze Scheiße in die Abflußgitter. «

»Scheiße?« fragte Kim. »Ja. Haben Sie ein Problem damit?«

»Richtige Scheiße?«

»Eine Mischung aus Kuhscheiße, Kotze und Blut«, erwiderte Street. »Halt alles, was von den Förderbändern fällt. Sie sind hier nicht bei einer Teegesellschaft. Und bevor ich's vergesse: Nehmen Sie sich vor den Rinderrümpfen in acht, die an Ihnen vorbeifahren! Und passen Sie auf, daß Sie auf dem glitschigen Boden nicht ausrutschen! In die Scheiße zu fallen, ist nicht besonders angenehm.« Er lachte über seinen eigenen Witz. Kim nickte und schluckte. Er würde sich total zusammenreißen müssen, um diesen grauenhaften Job durchzustehen. Street warf einen Blick auf die Uhr. »In knapp einer Stunde stoppen wir die Bänder für die Mittagspause. Aber das macht nichts. In der Zeit können Sie sich akklimatisieren. Noch irgendwelche Fragen?« Kim schüttelte den Kopf.

»Falls doch«, sagte Street, »Sie wissen ja, wo mein Büro ist.«

»Okay«, entgegnete Kim. Der Aufseher schien eine Antwort zu erwarten.

»Sie haben Ihre Ohrenstöpsel ja noch gar nicht drin«, stellte Street fest.

»Oh«, entgegnete Kim. »hab' ich vergessen.« Er stopfte sich die

kleinen schwammigen Teile in die Ohren und streckte seinem neuen Vorgesetzten den hochgereckten Daumen entgegen.

Street öffnete die Tür. Selbst mit den Stöpseln in den Ohren haute es Kim anfangs fast um, so laut war der ihnen entgegendonnernde Lärm.

Kim folgte dem Aufseher in den Schlachtbereich. Samstag abend hatte der Raum vergleichsweise harmlos ausgesehen. Eigentlich hatte er geglaubt, ausreichend gegen die bevorstehende Situation gewappnet zu sein, doch er hatte sich gewaltig geirrt. Beim Anblick des Deckenförderbandes, von dem riesige, dampfende Rinderrümpfe herabhingen, wurde er grün im Gesicht. In der Luft hing der Gestank von rohem Fleisch, Blut und frischen Fäkalien.

Die leistungsstarke, auf Hochtouren laufende Klimaanlage hielt die Raumtemperatur niedrig und sorgte dafür, daß die fünfzig oder mehr toten Tiere in seinem Blickwinkel dampften. Hunderte von Arbeitern in blutbefleckten, weißen Kitteln standen Ellbogen an Ellbogen auf erhöhten Metallrosten und arbeiteten an den vorbeifahrenden Rinderrümpfen. An der Decke hing ein Gewirr aus Starkstromkabeln, das an ein riesiges Spinnennetz erinnerte. Alles in allem hatte Kim das Gefühl, vor einem surrealen, dantesken Bild des Infernos zu stehen: eine Hölle auf Erden.

Der Aufseher klopfte Kim auf die Schulter und zeigte auf den Boden. Kim senkte den Blick. Der Fußboden im Schlachtbereich war buchstäblich ein See aus Blut, Fleischfetzen, Erbrochenem und wässrigem Kuhdurchfall. Street klopfte noch einmal auf Kims Schulter. Kim sah auf. Street wollte ihm gerade den Besen reichen, als er Kims Gesichtsfarbe registrierte und sah, daß seine Wangen sich wider Willen nach außen blähten. Er ging vorsichtshalber einen Schritt zurück und deutete hektisch zur Seite. Kim würgte und preßte sich die Hand vor den Mund. Er folgte dem Zeigefinger des Aufsehers und entdeckte eine Tür mit der hingekritzelten Aufschrift: Herren.

Er stürzte sich auf die Tür, riß sie auf und steuerte schnurstracks das Waschbecken an. Gestützt auf das kalte Steingut beugte er sich nach vorn und erbrach in mehreren Schüben das Frühstück, das er am Morgen zusammen mit Tracy eingenommen hatte.

Als das Würgen endlich aufhörte, spülte er das Waschbecken aus, hob den Kopf und betrachtete sich in dem gesprungenen, schmierigen Spiegel. Er war leichenblaß, und seine Augen waren rot geschwollen. Auf seiner Stirn standen Schweißperlen.

Er stützte sich wieder auf den Waschbeckenrand ab und holte den Kopfhörer hervor, den er aufgewickelt unter seinem Hemd versteckt hatte. Mit zitternden Fingern zog er einen der Ohrenstöpsel heraus, die der Aufseher ihm gegeben hatte, und stöpselte sich den Kopfhörer ins Ohr.

»Tracy, hörst du mich?« fragte er heiser. »Ich habe meinen Kopfhörer drin. Du kannst mit mir reden.«

»Was ist passiert?« fragte Tracy. »Hast du eben heftig gehustet?«

»Gehustet ist gut«, gestand Kim. »Ich habe gerade mein Frühstück dem Waschbecken geschenkt.«

»Du klingst ja furchtbar«, stellte Tracy fest. »Bist du in Ordnung?«

»Nicht wirklich«, gestand Kim. »Mein Gott, wie peinlich mir das ist! Ich hätte nie im Leben gedacht, daß ich bei meinem medizinischen Hintergrund so heftig reagieren würde. Du machst dir kein Bild, wie es hier aussieht. Es ist einfach... unbeschreiblich.« Er sah sich um und stellte fest, daß er noch nie im Leben in einer schmutzigeren Herrentoilette gewesen war. Die Wände waren verschmiert und mit unflätigen, vor allem in spanischer Sprache verfaßten Graffiti-Sprüchen übersät. Der Fußboden sah aus, als wäre er noch nie gewischt worden; er war mit einem Film aus dem widerwärtigen Dreck überzogen, den die Männer aus dem Schlachtbereich mit hereingebracht hatten.

»Willst du aufhören?« fragte Tracy. »Ich habe nichts dagegen.«

»Noch nicht«, erwiderte Kim. »Aber eins kann ich dir sagen: Ich war zwar bisher nur zwanzig Sekunden im Schlachtbereich, aber das hat mir schon gereicht, um ab sofort Vegetarier zu sein.«

Das plötzliche Rauschen der Spülung in einer der beiden Toiletten ließ ihn zusammenfahren. Er hatte sich nicht die Mühe gemacht nachzuprüfen, ob vielleicht eine der Toiletten besetzt war. Hektisch riß er sich den Kopfhörer aus dem Ohr und stopfte ihn unter sein Hemd. Dann tat er so, als ob er sich die Hände wusch. Hinter sich

hörte er, wie jemand schwungvoll die Toilettentür aufriß.

Er fragte sich, was der Unbekannte wohl mitbekommen hatte, und wagte nicht, in seine Richtung zu sehen. Statt dessen hob er den Kopf und verfolgte im Spiegel, wie der Mann langsam hinten an ihm vorbeiging und ihn skeptisch beäugte. Plötzlich begann sein Herz wie wild zu jagen. Hinter ihm stand der Mann, der ihn zuerst bei Higgins und Hancock und dann in seinem eigenen Haus attackiert hatte!

Er drehte sich langsam um. Der Mann war zur Tür weitergegangen, hatte sie aber noch nicht geöffnet, sondern starrte ihn noch immer mit durchdringendem Blick an. Für den Bruchteil einer Sekunde sahen sie sich in die Augen. Kim versuchte zu grinsen und tat so, als suche er nach den Papierhandtüchern. An der Wand hing zwar ein Spender, aber das Vorderteil war abgerissen, und das Gehäuse war leer. Er riskierte einen weiteren Blick auf den Unbekannten. Sein rätselhafter Gesichtsausdruck hatte sich nicht verändert. Kim ließ seine rechte Hand unauffällig in die Tasche gleiten; es war tröstlich zu wissen, daß er eine Pistole dabei hatte. Die Sekunden vergingen wie Minuten. Der Mann starrte ihn immer noch mit seinen kalten, schwarzen und undurchdringlichen Augen an. Er wirkte wie eine Statue. Kim mußte sich beherrschen, um nicht irgend etwas zu sagen und das unangenehme Schweigen zu brechen.

Zu seiner großen Erleichterung beendete der Mann plötzlich die wortlose Konfrontation, riß die Tür auf und verschwand.

Kim seufzte erleichtert auf. Erst jetzt bemerkte er, daß er die ganze Zeit die Luft angehalten hatte. Den Kopf ein wenig nach unten gebeugt, flüsterte er in sein verstecktes Mikrophon: »Mein Gott, Tracy! Der Verrückte mit dem Messer war in einer der Toiletten. Ich habe keine Ahnung, was er mitbekommen hat. Er hat mich angestarrt, aber kein Wort gesagt. Hoffentlich hat er mich nicht erkannt!«

Nachdem er sich kaltes Wasser ins Gesicht geklatscht und den Stöpsel wieder ins Ohr gesteckt hatte, atmete er einmal tief durch und verließ den Abort. Im Schlachtbereich versuchte er, flach durch den Mund zu atmen, um den Gestank nicht wahrzunehmen. Seine Beine fühlten sich ein bißchen weich an. Für den Fall, daß der Unbe-

kannte ihm auflauerte, hatte er die Hand in der Tasche und umklammerte die Pistole. Der Aufseher stand in der Nähe; er hatte offensichtlich auf ihn gewartet. Kim sah sich nach dem Unbekannten um. Er glaubte, gerade noch einen Blick von ihm erhascht zu haben, bevor er ein ganzes Stück entfernt hinter einer Maschine verschwand. »Geht es Ihnen besser?« versuchte Street den Lärm zu übertönen.

Kim nickte und versuchte zu lächeln.

Street grinste und reichte ihm den langstieligen Besen. »Sie müssen mehr im Magen gehabt haben, als Sie gedacht haben«, bemerkte er und klopfte Kim auf den Rücken. Dann verschwand er.

Kim schluckte und schüttelte sich einmal kräftig, um die nächste Welle von Übelkeit abzuwehren, die ihn zu überkommen drohte. Er richtete den Kopf nach unten. So mußte er nicht ständig den Anblick der kopflosen, gehäuteten Rumpfe ertragen, die auf dem Weg zum Kühlraum an ihm vorbeizogen. Den Besen mit beiden Händen umklammernd, begann er zu kehren.

»Ich habe keine Ahnung, ob du mich bei diesem Lärm überhaupt hören kannst«, flüsterte er, den Mund dicht am Mikro. »Offenbar arbeitet der Kerl mit dem Messer hier. Wenn ich darüber nachdenke, wundert mich das eigentlich nicht. Ich sollte am besten schnell rausfinden, wo er jetzt ist.«

Er duckte sich, um einem der mehr als tausend Pfund schweren Rumpfe auszuweichen. Er hatte nur einen Augenblick nicht aufgepaßt, und war sofort mit dem Förderband ins Gehege geraten. Nun lief auch er mit einem dicken Blutfleck auf dem Kittel herum - genau wie alle anderen in dem großen Raum.

Er richtete sich auf, taxierte die Geschwindigkeit, mit der die Rinderrumpfe vorbeirumpelten, und passierte die Linie. Er wollte unbedingt der Route folgen, die sein Angreifer genommen hatte.

»Man hat mir offenbar den miesesten Job gegeben, den es hier gibt«, sprach er in der Hoffnung ins Mikro, daß Tracy ihn trotz des Krachs hören konnte. »Ich stehe auf der untersten Stufe, unter mir ist keiner mehr, aber wenigstens kann ich mich uneingeschränkt bewegen. Die anderen stehen alle an einer Art Fließband und dürfen sich nicht vom Fleck rühren, solange die Rinderrumpfe vorbeiziehen.«

Er ging um die riesige Maschine herum, hinter der er den Messermannn hatte verschwinden sehen. In diesem Teil des Raums war der Boden bis auf ein bißchen Blut, das unter der Maschine versickert war, relativ sauber. Links von ihm befand sich eine Wand.

Fegend bewegte er sich weiter. Vor sich, in einem dunkleren Bereich, der nicht von den Neonröhren beleuchtet wurde, sah er einige Männer arbeiten. Außerdem nahm er im Hintergrund ein neues Geräusch wahr. Es war ein periodisch auftretendes Stoßbohrgeräusch, das ihn an eine Art Luftgewehr erinnerte, wie es Tischler verwendeten, um Nägel ins Holz zu schießen.

Er fegte weiter, obwohl kaum Dreck auf dem Boden lag. Nach weiteren drei Metern und nachdem er noch eine Maschine umrundet hatte, sah er, wo er sich befand.

»Ich bin jetzt da, wo die lebenden Tiere in das Gebäude gebracht werden«, berichtete er in sein Mikrofon. »Sobald ein Tier neben einer erhöhten Plattform ankommt, drückt ein Mann ihm etwas gegen den Kopf, das so aussieht wie ein leichter Bohrerhammer und so klingt wie ein Nagelschießgerät. Offenbar wird dem Tier ein Bolzen ins Gehirn gejagt. Ich sehe nämlich Hirngewebe herauspritzen.«

Er mußte einen Augenblick wegsehen. Als jemand, der sich bisher dem Retten menschlichen Lebens gewidmet hatte, bekam er beim Anblick dieses Gemetzels weiche Beine. Nach ein paar Sekunden zwang er sich, wieder hinzusehen. »Die Kühe brechen zusammen und fallen auf eine große, rotierende Scheibe, die sie nach vorn wirft und hochkant stellt«, fuhr Kim fort. »Dann rammt ein Arbeiter den Tieren einen Haken hinter die Achillessehne, und an diesem werden sie zu dem Deckenschienen-System hochgezogen. Falls wir bei uns auch mal Probleme mit dem Rinderwahnsinn bekommen sollten, wäre es bestimmt keine gute Idee, die Tiere so zu töten. Die Herzen der Rinder schlagen nach dem Schuß noch eine Weile, und dadurch gerät ohne jeden Zweifel Hirngewebe in die Blutbahnen.«

Obwohl er sich ekelte, zwang er sich weiterzugehen. Er hatte jetzt ungehinderte Sicht.

»Weißt du was?« sprach er wieder in sein Mikro. »Diese armseligen, jungen Ochsen scheinen zu ahnen, was ihnen blüht. Ich glaube,

sie riechen den Tod. Auf dem Förderband, über das sie ins Gebäude geschleust werden, defäkieren sie alle über- und aufeinander. Das trägt sicherlich nicht dazu bei, die Verseuchung...«

Er hielt mitten im Satz inne. Zu seiner Rechten, nur drei Meter von ihm entfernt, stand der messerschwingende Unbekannte. Auf einmal war ihm klar, warum der Mann Messer benutzte. Er war einer der beiden Arbeiter, die unter die frischgetöteten Tiere traten, wenn sie gerade an der Schiene aufgehängt waren. Mit einer routinierten Drehung des Handgelenks schlitzten er oder sein Kollege dem Tier die Kehle auf und sprangen dann zur Seite, um der Dusche von mehr als dreißig Litern heißen Rinderbluts zu entgehen. Während das Tierherz seine letzte Lebenskraft auspumpte, spritzte das Blut in einem gigantischen, pulsierenden Strahl hervor und floß in ein im Boden verankertes Abflußgitter. Im nächsten Augenblick begann Kims Herz zu jagen. Seinem Angreifer so nah gegenüberzustehen, hatte seine Nerven aufs Äußerste gespannt. So kam es, daß er vollkommen überreagierte, als ihm jemand auf die Schulter klopfte. Bevor er sich fassen konnte, riß er instinktiv einen Arm hoch. Glücklicherweise war es nur der Aufseher, und er machte nicht gerade einen glücklichen Eindruck. Kim hatte ihn genauso erschreckt wie er Kim.

»Was, zum Teufel, haben Sie hier zu suchen?« brüllte der Aufseher ihn an. Die immer wieder den Raum erschütternde Hochleistungstötungswaffe klang wie ein todbringender Taktmesser.

»Ich versuche, mich zu orientieren«, brüllte Kim zurück und sah wieder zu seinem Angreifer hinüber. Doch der Mann hatte ihn entweder nicht gesehen, oder er interessierte sich nicht für ihn. Er war zur Seite getreten und schärfte sein Messer mit einem Schleifstein. Im Moment erledigte sein Kollege das Aufschlitzen der Rinderkehlen allein. Kim konnte das Messer deutlich erkennen. Es sah fast genauso aus wie das, mit dem der Mann ihn attackiert hatte.

»He - ich rede mit Ihnen!« schrie Street ihn wütend an und stieß ihm dabei mit dem Finger in die Rippen. »Bewegen Sie Ihren Arsch gefälligst dorthin, wo die Tiere ausgenommen werden! Da türmt sich die Scheiße auf dem Boden, dort sollen Sie arbeiten!« Kim nickte.

»Kommen Sie mit!« forderte der Aufseher ihn auf und bedeutete

ihm, ihm zu folgen. »Ich zeige Ihnen, wo Sie fegen sollen.« Kim sah noch einmal zu seinem Angreifer hinüber, der gerade das Messer hochhielt und die rasiermesserscharfe Klinge inspizierte. In diesem Moment reflektierte die Klinge das Licht. Der Mann sah nicht in seine Richtung.

Während er hinter Street hereilte, lief Kim ein kalter Schauer über den Rücken.

Sie erreichten die sich vorwärtsbewegende Reihe von Rinderrümpfen. Kim war beeindruckt, wie lässig der Aufseher sich gab. Während er sich duckte und die Reihe passierte, schob er die toten Tiere ungerührt zur Seite, als hätte er es mit Kleidungsstücken zu tun. Genausogut hätte er auch eine Sekunde warten und durch die Lücke schlüpfen können. Kim zögerte, denn er wollte die heißen Körper auf keinen Fall berühren. Er zauderte wie ein Seilspringer, der auf den richtigen Augenblick zum Hineinspringen wartete.

»Hier will ich Sie haben!« brüllte Street, als Kim schließlich neben ihm stand. Dabei machte er eine ausladende Handbewegung.

»Die Drecksarbeit fällt hier an, und genau hier haben Sie mit Ihrem Besen zu sein. Kapiert?«

Kim nickte widerstrebend, während er schon wieder gegen den Brechreiz ankämpfte. Er befand sich in dem Bereich, in dem die inneren Organe entfernt wurden. Riesige, schlangenartige Gedärme quollen aus den herunterhängenden Rümpfen heraus und landeten zusammen mit wabbelnden Lebern, pampelmusengroßen Nieren und bröckeligen Bauchspeicheldrüsenstreifen auf den Tischen aus rostfreiem Stahl. Die meisten Gedärme schienen abgebunden zu sein, doch nicht alle. Entweder hatte man es teilweise versäumt, oder das Band hatte sich gelöst. Jedenfalls gelangten auf die eine oder andere Weise Unmengen von Rinderfäkalien auf die Tische und auf den Boden, wo sie sich mit den Blutbächen vermischten. Kim senkte den Besen auf den Boden und begann, den schlabberigen Dreck in eines der vielen Abflußgitter zu kehren. Während er vor sich hin schuftete, mußte er an Sisyphus und dessen grausiges Schicksal denken. Kaum hatte er einen Bereich vom Schmutz befreit, wurde er schon wieder mit frischem Blut und Innereien besudelt.

Sein einziger Trost war, daß seine Verkleidung offenbar gelungen war. Er war ziemlich sicher, daß der Mann mit dem Messer ihn nicht erkannt hatte.

Er bemühte sich nach Kräften, den gräßlichen Anblick seines gespenstischen Arbeitsplatzes zu ignorieren. Statt dessen konzentrierte er sich so gut es ging auf seinen Kehrjob. Mit dem nächsten Vorstoß würde er bis nach der Mittagspause warten.

Shanahan beobachtete durch das Fenster einen Jumbo-Jet, der schwerfällig über die Startbahn rumpelte und dann ebenso mühsam seine Nase nach oben reckte. Obwohl er viel zu langsam zu sein schien, hob er sachte ab und steuerte seinem entfernten Ziel entgegen.

Er stand in Halle B und wartete auf das Flugzeug aus Chicago. Es war nicht einfach gewesen, dorthin zu gelangen. Die Leute vom Sicherheitsdienst hatten ihn ohne ein Ticket nicht in die Halle lassen wollen. Da er aber mit Derek Leutmann vereinbart hatte, ihn am Flugsteig zweiunddreißig zu treffen, hatte er irgendwie dorthin gelangen müssen. Leider hatten weder Argumente noch gutes Zureden die Leute vom Sicherheitsdienst umzustimmen vermocht. So hatte Shanahan sich schließlich ein Flugticket kaufen müssen, das er gar nicht in Anspruch nehmen wollte.

Shanahan und Leutmann waren sich noch nie begegnet. Daher hatte Shanahan Leutmann beschrieben, wie er aussah. Zur Sicherheit hatte er dem Mann aus Chicago noch mitgeteilt, daß er eine Bibel bei sich haben werde. Leutmann hatte daraufhin bemerkt, eine Bibel gäbe der Sache einen netten Touch und hatte hinzugefügt, daß er selber eine schwarze Aktentasche in der Hand haben werde.

Die Tür zur Fluggastbrücke für den Chicago-Flug wurde geöffnet und von einem Sicherheitsmann bewacht. Beinahe im selben Augenblick strömten die ersten Passagiere aus dem Flugzeug. Shanahan nahm die Bibel in die Hand, stellte sich in die Nähe des Ausgangs und musterte erwartungsvoll jeden einzelnen Passagier.

Der zehnte Fluggast sah vielversprechend aus, obwohl das Äußere des Mannes ganz und gar nicht Shanahans Erwartungen entsprach.

Er war um die Dreißig, schlank, blond und sonnengebräunt. Er trug einen Nadelstreifenanzug und eine edle schwarze Aktentasche. In seinem sorgfältig gestylten Haar steckte eine Sonnenbrille. Der Mann blieb stehen und nahm die Umgebung mit seinen blauen Augen ins Visier. Als er Shanahan entdeckte, steuerte er direkt auf ihn zu. »Mr. O'Brian?« fragte Derek Leutmann mit leichtem englischem Akzent. »Mr. Leutmann«, entgegnete Shanahan verblüfft. Er kannte die Stimme des Mannes vom Telefon und hatte sich einen dunklen, kräftigen, körperlich imponierenden Typ vorgestellt. Doch der Mann vor ihm ähnelte weit mehr einem englischen Aristokraten als einem Auftragskiller.

»Ich hoffe, Sie haben das Geld dabei«, sagte Leutmann.

»Selbstverständlich«, erwiderte Shanahan. »Würden Sie es mir dann bitte geben?« bat Leutmann. »Hier in der Halle?« fragte Shanahan und sah sich nervös über die Schulter. Er hatte gehofft, die Geldangelegenheiten ungestört in seinem im Parkhaus abgestellten Auto mit dem Mann besprechen zu können, denn er war beauftragt, sowohl die Anzahlung als auch das Honorar herunterzuhandeln; er sollte es zumindest versuchen.

»Sind wir im Geschäft oder nicht?« fragte Leutmann zurück. »Das stellen wir am besten sofort fest. Dann gibt es hinterher keine überflüssigen Auseinandersetzungen.« Shanahan nahm den Umschlag aus der Innentasche seines Jacketts und reichte ihn Leutmann. Er enthielt fünftausend Dollar, die Hälfte der Summe, die der Killer verlangt hatte. In der Öffentlichkeit zu versuchen, den Preis zu drücken, war aussichtslos.

Zu Shanahans Entsetzen stellte Leutmann seine Aktentasche ab, riß den Umschlag auf und zählte das Geld. Shanahan sah sich nervös um. Obwohl ihnen offenbar niemand Beachtung schenkte, fühlt er sich äußerst unwohl.

»Wunderbar«, stellte Leutmann fest und steckte das Geld ein. »Wir sind also im Geschäft. Sie wollten mir noch ein paar Details erzählen. Schießen Sie los!«

»Können wir nicht wenigstens ein Stück weitergehen?« brachte Shanahan trotz seiner trockenen Kehle hervor. Leutmanns Noncha-

lance machte ihn fertig.

»Natürlich«, erwiderte Leutmann und deutete auf das andere Ende der Halle. »Sollen wir zur Gepäckausgabe gehen?« Erleichtert marschierte Shanahan sofort los. Leutmann hatte keine Eile und folgte ihm leichtfüßig in seinen Slippers. »Sie haben Gepäck dabei?« fragte Shanahan. Damit hatte er ebenfalls nicht gerechnet.

»Selbstverständlich«, erwiderte Leutmann. »Die Airlines mögen es nicht so gerne, wenn man Waffen mit in die Kabine nimmt. Da hat man in meinem Job kaum eine andere Wahl.« Sie bewegten sich zusammen mit den anderen Passagieren in einem Pulk vorwärts. Zu ihrer Linken eilten ebenso viele Passagiere mit Tickets in den Händen in die andere Richtung. Eine ungestörte Unterhaltung war unmöglich.

»Wir haben Ihnen ein Auto besorgt«, bemerkte Shanahan.

»Hervorragend«, entgegnete Leutmann. »Aber jetzt wüßte ich lieber etwas mehr über die Identität des Opfers. Wie heißt es?«

»Reggis«, sagte Shanahan und nahm nochmals die Gesichter um sich herum ins Visier. »Dr. Kim Reggis.« Gott sei Dank beachtete oder erkannte sie niemand. »Ich habe ein relativ neues Foto für Sie.« Er reichte Leutmann die Aufnahme. Es war die Fotokopie eines Zeitungsbildes.

»Richtig gut ist er darauf ja nicht zu erkennen«, stellte Derek fest. »Ich brauche mehr Informationen über den Mann.«

»Ich habe Ihnen eine Biographie zusammengestellt«, erklärte Shanahan und reichte Leutmann ein Blatt Papier. »Eine Personenbeschreibung ist auch dabei. Außerdem habe ich Ihnen aufgeschrieben, was für ein Auto er fährt. Seine Adresse steht auch auf dem Blatt, aber wir haben Grund zu der Annahme, daß er sich im Augenblick nicht in seinem Haus aufhält.«

»Das klingt doch schon viel besser«, bemerkte Leutmann, während er die Aufzeichnungen studierte. »Ja, in der Tat. Sie scheinen an alles gedacht zu haben.«

»Wir vermuten, daß Dr. Reggis die vergangene Nacht in der Wohnung seiner Ex-Frau verbracht hat«, fuhr Shanahan fort. »Sie hat gestern morgen die Kautions für ihn gestellt und ihn aus dem Gefäng-

nis geholt.«

»Gefängnis?« hakte Leutmann nach. »Klingt ja so, als hätte der Doktor sich schlecht benommen.«

»Das ist aus unserer Sicht noch stark untertrieben«, entgegnete Shanahan.

Sie erreichten das Gepäckband und quetschten sich zwischen die wartenden Passagiere. Sie mußten nicht lange auf Leutmanns Gepäck warten.

»Eins sollten Sie wohl noch wissen«, sagte Shanahan. »Gestern abend ist ein Anschlag gescheitert.«

»Danke, daß Sie so ehrlich sind«, entgegnete Leutmann. »Das ist in der Tat wichtig für mich zu wissen. Ich nehme an, Sie wollen mir damit sagen, daß der Mann in höchstem Maße auf der Hut ist.«

»So könnte man es wohl ausdrücken«, gestand Shanahan. Im nächsten Augenblick ertönte ein schrilles Piepen. Shanahan, der mit den Nerven am Ende war, zuckte zusammen und brauchte ein paar Sekunden, bis er registrierte, daß das Piepen von seinem Pager verursacht wurde. Eigentlich war es merkwürdig, daß Bobby Bo ihn anpiepte. Schließlich wußte er, wo er war und was er gerade machte. Er riß sich den Pager vom Gürtel und stellte verwirrt fest, daß er die Nummer nicht kannte.

»Dürfte ich mal kurz telefonieren?« fragte Shanahan und zeigte auf eine Wand in der Nähe, an der sich etliche öffentliche Fernsprecher befanden.

»Natürlich«, erwiderte Leutmann. Er studierte einfach die Informationen über Kim.

Auf dem Weg zum Telefon kramte Shanahan ein paar Münzen aus einer Hosentasche. Hastig wählte er die mysteriöse Nummer. Der Hörer wurde beim ersten Klingeln abgenommen. Es meldete sich Carlos.

»Der Doktor ist hier!« flüsterte er aufgeregt in die Muschel. »Wo ist der Doktor?« hakte Shanahan nach. »Hier, bei Higgins und Hancock«, erwiderte Carlos mit leiser Stimme. »Ich bin im Aufenthaltsraum. Es muß schnell etwas passieren. Der Doc arbeitet hier als Putzmann. Er sieht völlig abgedreht aus.«

»Wie, zum Teufel, soll ich das denn verstehen?« fragte Shanahan.

»Er sieht absolut ausgeflippt aus«, erklärte Carlos. »Wie ein alter Rocksänger. Er hat sein Haar ganz kurz geschnitten, und das, was noch übrig ist, ist jetzt blond.«

»Du machst wohl Witze«, entgegnete Shanahan. »Nein!« insistierte Carlos. »Er hat eine Narbe im Gesicht - genau an der Stelle, an der er mit meinem Messer Bekanntschaft gemacht hat. Ich weiß, daß es der Doc ist, obwohl ich ihn ein paar Minuten anstarren mußte, bevor ich mir hundertprozentig sicher war. Später ist er an meinem Arbeitsplatz aufgekreuzt und hat mich blöd angeglotzt - bis der Boß kam und ihn dahin gebracht hat, wo er hingehört.«

»Welcher Boß?« fragte Shanahan. »Jed Street.«

»Hat der Doktor dich erkannt?«

»Klar, wieso wohl nicht?« entgegnete Carlos. »Er hat mich angestarrt. Ich habe sogar kurz befürchtet, daß er mich angreifen will. Wenn er das gewagt hätte, hätte ich ihn erledigt. Wollen Sie, daß ich ihn absteche? Ich könnte ihn mir hier in der Firma vornehmen.«

»Nein!« brüllte Shanahan in den Hörer und verlor für einen Moment die Beherrschung. Wenn Carlos den Mann mitten am Tag vor hundert oder mehr Zeugen umbringen würde, wäre das ein Desaster. Er holte tief Luft und sagte dann ruhig und langsam: »Du machst gar nichts. Tu so, als würdest du ihn nicht erkennen, und bleib ruhig! Ich melde mich wieder bei dir. Hast du verstanden?«

»Ich will diesen Kerl abstechen«, sagte Carlos. »Ich hab' doch gesagt, daß ich auf die Kohle verzichte.«

»Das ist sehr großzügig von dir«, entgegnete Shanahan. »Wobei wir nicht vergessen wollen, daß du derjenige warst, der die Sache vermässelt hat. Aber das ist im Augenblick nicht der Punkt. Ich melde mich, okay?«

»Okay«, gab Carlos sich zufrieden.

Shanahan legte auf. Er ließ die Hand noch auf dem Hörer liegen und sah zu Derek Leutmann hinüber. Jetzt war das Dilemma perfekt. Er hatte keine Ahnung, was er tun sollte.

Tracy zuckte zusammen, als plötzlich jemand an ihre Fensterschei-

be klopfte. Sie hatte zwar hin und wieder Leute kommen und in ihre Wagen steigen sehen, aber niemand hatte sich ihrem Auto genähert. Hastig nahm sie den Kopfhörer ab und sah aus dem Fenster.

Neben ihrem Wagen stand ein gräßlich aussehender Mann in einem schmutzigen Overall und einem schmutzigen Rollkragenpullover. Auf den Kopf trug er eine Baseballkappe, deren Schirm nach hinten zeigte. Auf seiner Unterlippe klebte eine noch nicht angezündete Zigarette, die sich auf- und abbewegte, während er durch den offenen Mund ein- und ausatmete. Im ersten Augenblick wollte Tracy starten und wegfahren. Doch dann fiel ihr ein, daß die Antenne unbefestigt auf dem Dach stand, und sie verwarf die Idee schnell wieder. In dem Glauben, keine andere Wahl zu haben, kurbelte sie die Scheibe ein Stück herunter.

»Ich habe Sie von meinem Wagen aus gesehen«, begann der Mann und zeigte über die Schulter auf den nebenan parkenden Lieferwagen.

»Aha«, entgegnete Tracy ängstlich. Der Mann hatte eine auffallende Narbe im Gesicht, die sich von der einen Wange bis zum Nacken erstreckte.

»Was hören Sie denn?« fragte der Mann.

»Nichts Besonderes«, erwiderte Tracy und warf einen Blick auf das Tonband. Die Spulen drehten sich immer noch. »Nur ein bißchen Musik.«

»Ich höre gerne Countrymusik«, sagte der Mann. »Hören Sie gerade Countrymusik?«

»Nein«, sagte Tracy mit einem schwachen Lächeln. »Ich stehe mehr auf New Age. Mein Mann arbeitet hier. Er muß gleich kommen.«

»Ich habe ein paar Klempnerarbeiten erledigt«, erklärte der Mann. »In diesem Schlachthof gibt es mehr Abzugskanäle und Rohre als an irgendeinem anderen Ort in der Gegend. Ich wollte Sie eigentlich nur fragen, ob Sie Feuer haben. Ich kann mein Feuerzeug nirgends finden.«

»Tut mir leid«, erwiderte Tracy. »Ich rauche nicht, und ich habe leider keine Streichhölzer dabei.«

»Da kann man nichts machen«, stellte der Mann fest. »Entschuldigen Sie die Störung.«

»Keine Ursache.« Der Mann ging weg. Tracy seufzte erleichtert auf und kurbelte das Fenster wieder hoch. Der unerwartete Besuch hatte ihr gezeigt, wie angespannt sie war. Seit Kim in dem Gebäude verschwunden war, war sie unruhig gewesen. Doch nachdem er auch noch dem Killer über den Weg gelaufen war, hatte sie vor Angst nicht mehr aus noch ein gewußt. Zu allem Übel hatte sie seitdem nicht mehr mit ihm sprechen können. Sie wollte nur noch eins: ihm sagen, daß er so schnell wie möglich rauskommen sollte. Es lohnte sich einfach nicht, sein Leben aufs Spiel zu setzen.

Sie riskierte einen verstohlenen Blick über den Parkplatz. Als sie sicher war, daß niemand sie beobachtete, setzte sie den Kopfhörer wieder auf und schloß die Augen. Sie mußte sich stark konzentrieren, um Kim zu verstehen. Das Getöse im Hintergrund der Schlachtfabrik war so laut, daß sie den Lautstärkeregler ziemlich weit hatte herunterdrehen müssen.

Kim hatte den ausgedehnten Bereich umrundet, in dem die Tiere ausgenommen wurden, und sich einen Überblick über die gesamte Schlachtprozedur verschafft. Er hatte gesehen, wie die Rinder getötet, aufgehängt und ihre Kehlen aufgeschlitzt wurden. Danach wurden sie gehäutet und geköpft, wobei die Köpfe über ein gesondertes Deckenfördersystem weitertransportiert wurden. Nachdem die Tiere ausgenommen waren, wurden die Rümpfe der Länge nach in zwei Hälften zersägt; der Anblick war weit grauenhafter als ihn sich selbst abgebrühte Horrorfilm-Regisseure vorstellen können. Er warf einen Blick auf die Uhr, um festzustellen, in welcher Geschwindigkeit die armseligen Tiere getötet wurden. Er war baff. Das Kinn zur Brust hinuntergeneigt, sprach er in sein Mikrophon:

»Wollen wir hoffen, daß Lee Cook sich ein geeignetes Videosystem für uns einfallen läßt«, flüsterte er. »Ich könnte wahllos draufhalten, um Marshas wichtigsten Vorwurf zu dokumentieren. Sie hat mir erzählt, daß in der Fleischindustrie vor allem die Schlachthäuser für die Verseuchung des Fleisches verantwortlich sind. Sie hat behauptet,

Profit gehe eindeutig vor Sicherheit. Du kannst dir nicht vorstellen, in welchem Tempo hier gearbeitet wird. Sie schlachten alle zwölf Sekunden ein Rind! Ist das nicht unglaublich? Bei dieser Geschwindigkeit ist es absolut unmöglich, wirklich sauber zu arbeiten. Und was die Kumpanei zwischen dem Landwirtschaftsministerium und der Industrie angeht - die ist sogar auf dieser Betriebsebene unübersehbar. Oben auf den Laufstegen stehen zwar ein paar Kontrolleure herum, aber sie fallen auf wie bunte Hunde. Sie tragen keine gelben, sondern rote Helme, und ihre Kittel sind vergleichsweise sauber. Anstatt den Schlacht- und Verarbeitungsprozeß zu kontrollieren, lachen und albern sie mit den Arbeitern herum. Die Inspektion ist eine einzige Farce. Die Bänder bewegen sich viel zu schnell; die sogenannten Kontrolleure werfen kaum einen Blick auf die vorbeisausen den Rinderrümpfe.«

Plötzlich erblickte Kim Jed Street; der Aufseher schnüffelte im Bereich der Tische und Waschbecken herum, in dem die Tiere ausgenommen wurden. Kim begann erneut eifrig zu kehren. Er entfernte sich von dem Aufseher und fand sich bald im Köpfungsbereich wieder. Die Köpfe wurden mit einer Säge abgetrennt, die fast genauso furchterregend aussah wie die, mit der die Rümpfe zerteilt wurden. Kurz bevor der Mann mit der Säge die Wirbelsäule vollständig durchtrennt hatte, fing ein anderer Mann den mehr als hundert Pfund schweren Kopf mit einem Haken auf, der von dem Deckenschienensystem herunterbaumelte. Für den Vorgang waren Koordinationsvermögen und Teamwork erforderlich.

Er folgte dem Kopf-Förderband bis zu einer Stelle, an der das Band durch eine Öffnung in den benachbarten Raum verschwand, den er sofort wiedererkannte. Es war der Raum, in dem der Mann ihn am Samstag abend attackiert hatte. Er warf vorsichtig einen Blick über die Schulter und hielt nach Street Ausschau. Als er ihn nirgends entdecken konnte, ließ er es darauf ankommen und ging durch die türlose Öffnung in den Kopfknochenauslöseraum. Der Aufseher würde ihn schon nicht vermissen.

»Ich bin jetzt in dem Raum, in den die Köpfe geschleust werden«, flüsterte er in sein Mikro. »Möglicherweise finde ich hier was Wich-

tiges, das Rückschlüsse auf Beckys Infektion zuläßt. Marsha hat in den Papieren irgend etwas entdeckt, das mit dem Kopf des Tieres zu tun hatte. Sie hat gesagt, es sei »ekelhaft«, was mir jetzt fast ein bißchen seltsam erscheint, denn ich finde den gesamten Schlachtungszweig ekelhaft.« Er sah eine Weile zu, wie von dem Schienensystem alle zwölf Sekunden ein Kopf auf einen Tisch hinabfiel, über den sich sofort mehrere Schlachter hermachten. Mit Messern, die so ähnlich aussahen wie die, mit denen die Tiere die Kehlen aufgeschlitzt wurden, schnitten sie die großen Wangenmuskeln und die Zungen heraus und warfen das Fleisch in einen Zweitausend-Pfund-Kombibehälter. Einen ähnlichen Behälter hatte Kim bei Mercer Meats gesehen.

»Ich lerne jede Minute etwas hinzu«, sagte Kim in sein Mikrophon. »In Hamburgern müssen jede Menge Rinderwangen verarbeitet sein.«

Er registrierte, daß die Rinderköpfe nach der Entnahme der Wangen und der Zungen auf ein flaches Förderband geschoben wurden, das sie schwachvoll in ein düsteres, vermutlich in den Keller führendes Loch stieß.

»Ich glaube, ich muß auch noch in den Keller«, erklärte er widerwillig. Er hatte so ein Gefühl, als ob er wieder einmal seine Angst vor Kellern überwinden mußte.

Obwohl Montag war, hatte Jed Street den Tag bislang als angenehm empfunden. Er hatte gut gefrühstückt, war früh genug bei der Arbeit gewesen, um noch Zeit für eine zweite Tasse Kaffee mit den anderen Aufsehern zu haben, und es hatten sich weniger Arbeiter als üblich krank gemeldet. Gute Leute zu finden und zu halten bereitete ihm die meisten Kopfschmerzen.

Da sich von den wichtigsten Kräften der Tagesschicht keiner abgemeldet hatte, war er zuversichtlich, daß sein Team bis zur Mittagspause annähernd zweitausend Tiere verarbeitet haben würde. Das stimmte ihn zufrieden, denn er wußte, daß es seinen unmittelbaren Vorgesetzten Lenny Striker zufrieden machte.

Street zog den weißen Kittel aus und hängte ihn auf. Er wollte end-

lich seinen Schreibkram erledigen und hatte sich mit der dritten Tasse Kaffee in sein Büro zurückgezogen. Er ging um seinen Schreibtisch herum und setzte sich. Mit einem Kugelschreiber bewaffnet, ging er ans Werk. Er mußte jeden Tag eine beträchtliche Anzahl von Formularen ausfüllen. Als sein Telefon klingelte, hatte er noch nicht viel geschafft. Bevor er den Hörer abnahm, gönnte er sich noch einen Schluck Kaffee. Ein Anruf am späten Vormittag brachte ihn nicht weiter aus der Ruhe; er konnte sich nicht vorstellen, daß es sich um etwas Ernstes handelte. Obwohl ihm natürlich bewußt war, daß immer etwas passieren konnte. Für einen potentiell so gefährlichen Bereich wie den Schlachtbereich verantwortlich zu sein, hieß, daß die nächste Katastrophe an jeder Ecke lauerte.

»Hallo«, meldete er sich, wobei er die erste Silbe übertrieben betonte. Er nippte noch einmal an seinem Kaffee.

»Spreche ich mit Jed Street? Hier ist Daryl Webster. Haben Sie einen Augenblick Zeit für mich?«

Jed spuckte vor Schreck seinen Kaffee aus. Im nächsten Moment versuchte er die Brühe von den Formularen zu wischen.

»Selbstverständlich, Mr. Webster«, stotterte er. Er arbeitete seit vierzehn Jahren bei Higgins und Hancock, und nicht ein einziges Mal hatte der Boß ihn angerufen. »Einer von Bobby Bos Leuten hat mich angerufen«, begann Daryl. »Er hat mir erzählt, daß wir heute einen neuen Putzmann eingestellt haben.«

»Stimmt«, entgegnete Street. Er spürte, wie ihm die Hitze ins Gesicht stieg. Die Einstellung von illegalen Einwanderern wurde zwar stillschweigend geduldet, war aber offiziell nicht zulässig. Er hoffte bei Gott, daß sein Chef ihn nicht zum Sündenbock machte.

»Wie heißt der Mann?« fragte Webster.

Street wühlte panisch die Papierstapel auf seinem Schreibtisch durch. Er hatte sich den Namen irgendwo notiert; die Einstellungsformulare hatte er allerdings nicht ausgefüllt. Als er den Zettel mit dem Namen entdeckte, seufzte er erleichtert auf. »Jose Ramirez, Sir.«

»Hat er sich Ihnen gegenüber ausgewiesen?« fragte Webster. »Ich glaube nicht«, erwiderte Street ausweichend. »Wie sieht er aus?«

»Ein bißchen seltsam«, gestand Street verwirrt. Er konnte sich nicht vorstellen, weshalb das Aussehen des Mannes wichtig sein sollte.

»Können Sie ihn beschreiben?« bat Webster. »Er sieht wie ein Punker aus«, erwiderte Street und überlegte, wie sein vierzehnjähriger Sohn den Mann wohl beschreiben würde. »Gebleichtes Haar, Ohrring, Tätowierungen, Lederhose.«

»Ist der Mann ziemlich groß?« wollte Webster wissen. »Ja. Bestimmt einsfünfundachtzig.«

»Hat er eine frischgenähte Wunde im Gesicht?«

»Ja«, erwiderte Street. »Woher wissen Sie das, Sir?«

»Hat er gesagt, wo er wohnt?« fragte Webster zurück. »Nein«, erwiderte Street. »Aber ich habe ihn auch nicht gefragt. Er war ziemlich dankbar, als ich ihm gesagt habe, daß er hier arbeiten könne. Er war sogar bereit, eineinhalb Schichten zu übernehmen.«

»Soll das heißen, Sie haben ihn für die Reinigungsschicht heute abend eingeteilt?« hakte Webster nach. »Ja«, erwiderte Street. »Einer unserer Männer hat sich heute morgen krank gemeldet.«

»Gut«, stellte Webster fest. »Sehr gut. Gut gemacht, Mr. Street.«

»Danke, Sir«, brachte Street hervor. »Wünschen Sie, daß ich Mr. Ramirez zu irgendeiner speziellen Arbeit einteile oder ihm etwas ausrichte?«

»Nein«, erwiderte Webster. »Machen Sie gar nichts. Und bitte erzählen Sie niemandem von unserem Gespräch! Kann ich mich auf Sie verlassen?«

»Selbstverständlich, Sir«, versprach Street. Im nächsten Augenblick stellte er völlig verdattert fest, daß sein Chef ohne ein weiteres Wort die Verbindung beendet hatte. Für eine Sekunde starrte er zweifelnd den Hörer an, dann legte er auf.

Da er sich auf keinen Fall im Kopfknochenauslöseraum erwischen lassen wollte, wo es nichts zu kehren gab, hatte Kim sich wieder in den eigentlichen Schlachtbereich zurückgezogen. Obwohl er jetzt den gesamten Weg verfolgt hatte, den die Rinderköpfe durch die Anlage nahmen, hatte er immer noch keine Ahnung, worauf Marsha hinausgewollt hatte, als sie von dem Kopf des zuletzt geschlachteten

Rinds gesprochen hatte. Das einzige, was er noch nicht wußte, war, was mit den Köpfen geschah, nachdem sie in das schwarze Loch geplumpst waren. Er kehrte jetzt wieder an den Stellen, an denen er schon ein paarmal mit seinem Besen gewesen war. Das Frustrierende an seinem Job war, daß einige Bereiche schon nach fünfzehn Minuten wieder so aussahen, als ob er dort nie gefegt hätte. Trotz seiner Ohrstöpsel hörte er plötzlich ein anhaltendes schrilles Klingeln. Er unterbrach seine Arbeit, richtete sich auf und sah sofort, daß die Rinderrümpfe sich nicht mehr weiterbewegten. Die Bänder waren angehalten worden, und es wurden keine weiteren Tiere mehr getötet. Die bemitleidenswerten Rinder, die vor ihrem Henker zum Stehen gekommen waren, wurden vorerst noch einmal verschont. Der Mann, der sie niederstreckte, hatte sein Werkzeug beiseite gelegt und war dabei, den Hochdruckschlauch zusammenzurollen. Die Tiere, die schon getötet worden waren, wurden noch so lange weitertransportiert, bis das letzte ausgenommen war. Dann wurde auch dieser Teil des Bandes gestoppt. Der irrsinnige Lärm hörte schlagartig auf, und es trat eine unheimliche Stille ein.

Kim brauchte ein paar Sekunden, bis ihm bewußt wurde, daß es ihm deshalb so mucksmäuschenstill vorkam, weil er immer noch die Stöpsel in den Ohren hatte. Als er sie herausnahm, hörte er, wie die Arbeiter ihre Elektrowerkzeuge geräuschvoll verstaute und sich angeregt unterhielten. Einige sprangen einfach von den Laufstegen hinunter, andere benutzten Treppen und Leitern.

Er hielt einen seiner Kollegen an und fragte, was los sei. »Ich nicht sprechen Englisch«, erwiderte der Mann und lief weiter.

Kim versuchte sein Glück bei einem anderen Arbeiter. »Sprechen Sie Englisch?«

»Ein bißchen«, erwiderte der Mann. »Was ist los?« fragte Kim.

»Mittagspause«, erklärte der Mann und eilte seinem Kollegen hinterher.

Kim beobachtete, wie etwa hundert Arbeiter eine Schlange bildeten, um die Feuertür zu passieren. Sie wollten alle in den Aufenthaltsraum und zu ihren Schließfächern. Ebenso viele Arbeiter kamen aus dem großen Knochenauslösebereich. Trotz des allgegenwärtigen

Todes und des üblen Gestanks schien das Betriebsklima gut zu sein. Die Arbeiter schubsten sich gegenseitig und lachten dabei.

»Wie hier irgend jemand an Essen denken kann, ist mir ein Rätsel«, flüsterte Kim in sein Mikrophon. Plötzlich entdeckte er den Mann, der ihn attackiert hatte. Er ging mit seinem Kollegen an ihm vorbei, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, und reihte sich in die immer länger werdende Schlange ein. Kim war sich nun sicher, daß seine Verkleidung gelungen war.

Er hielt einen der Arbeiter an, den er zuvor beim Ausnehmen der Tiere beobachtet hatte. Sein feuchter, ehemals weißer Kittel war rot gesprenkelt. Kim fragte ihn nach dem Weg in den Keller. Der Mann starrte ihn an, als hätte er es mit einem Irren zu tun.

»Sprechen Sie Englisch?« fragte Kim vorsichtshalber nach.

»Natürlich spreche ich Englisch«, sagte der Mann.

»Ich will in den Keller«, erklärte Kim. »Wissen Sie, wie ich da hinkomme?«

»In den Keller geht niemand freiwillig«, entgegnete der Mann. »Aber wenn Sie unbedingt wollen, müssen Sie durch die Tür da drüben gehen.« Er zeigte auf eine nicht markierte Tür, an deren oberer Kante eine automatische Schließvorrichtung angebracht war.

Kim fegte weiter, bis der letzte Arbeiter die Feuertür passiert hatte. Nach all dem Lärm und der hektischen Betriebsamkeit kam es ihm jetzt ziemlich komisch vor, mit vierzig oder fünfzig dampfenden Rinderrümpfen allein zu sein. Zum ersten Mal seit seiner Ankunft war der Bereich, in dem die Tiere ausgenommen wurden, frei von Blut.

Er stellte seinen Besen ab und steuerte auf die nicht gekennzeichnete Tür zu, die der Mann ihm gezeigt hatte. Mit einem kurzen Blick über die Schulter vergewisserte er sich, daß man ihn nicht beobachtete. Dann zog er die Tür auf und huschte hindurch. Eine Sekunde später fiel sie hinter ihm zu. Das erste, was er wahrnahm, war der Gestank. Er war zehnmal schlimmer als im Schlachtbereich. Hier kam noch ein ekelerregender Verwesungsgestank dazu. Er würgte ein paarmal, mußte sich aber nicht übergeben. Vermutlich war sein Magen leer. Er stand auf einem Treppenabsatz. Eine Zementtreppe führ-

te hinunter in die Dunkelheit. Über seinem Kopf befand sich eine einzelne, nackte Glühbirne. An der Wand hinter sich entdeckte er einen Feuerlöscher und eine überdimensional große Taschenlampe für Notfälle.

Er riß die Taschenlampe aus der Halterung, knipste sie an und richtete den gebündelten Strahl in die Tiefe. Die Treppe war lang und führte in einen tiefliegenden Keller. Die Wände waren mit großen, braunen Flecken übersät. Der Kellerboden sah auf die Entfernung glatt und schwarz aus - wie eine Rohöllache.

Er zog einen Gummihandschuh aus und suchte den Kopfhörer. Dann entfernte er einen Ohrstöpsel und stopfte sich den Kopfhörer ins Ohr.

»Kannst du mich hören, Tracy?« fragte er. »Wenn ja, sag bitte etwas. Ich habe den Kopfhörer drin.«

»Das wurde aber auch langsam Zeit«, entgegnete Tracy gereizt. Obwohl Kim von dicken Betonmauern umgeben war, war ihre Stimme laut und deutlich zu hören. »Komm schleunigst da raus!«

»Warum regst du dich denn so auf?« fragte Kim. »Du bist zusammen mit einem Killer im Schlachthaus«, ereiferte sich Tracy. »Der Mann hat schon zweimal versucht, dich umzubringen. Du bist wohl verrückt! Ich will, daß du sofort aufhörst mit diesem Wahnsinn!«

»Ich muß noch etwas herausfinden«, entgegnete Kim. »Außerdem hat der Kerl mich nicht wiedererkannt. Es gibt also keinen Grund zur Beunruhigung.«

»Wo bist du jetzt?« wollte Tracy wissen. »Warum hast du erst jetzt deinen Kopfhörer im Ohr? Es macht mich wahnsinnig, daß ich nie mit dir sprechen kann.«

Kim ging langsam die Treppe hinunter. »Wenn ich nicht allein bin, geht es nicht«, stellte er klar. »Es wäre zu gefährlich. Im Augenblick gehe ich eine Treppe hinunter, die in den Keller führt - ein Vergnügen ist das nicht, das kann ich dir sagen. Ich komme mir vor, als würde ich in den untersten Bereich der Hölle hinabsteigen. Hier unten stinkt es unbeschreiblich.«

»Ich glaube, du solltest lieber nicht in den Keller gehen«, entgegnete Tracy. »Auch wenn ich es gut finde, mit dir reden zu können - es

ist sicherer, wenn du in einer Gruppe bleibst. Außerdem hast du da unten wahrscheinlich nichts zu suchen. Wenn dich jemand erwischt, kriegst du bestimmt Ärger.«

»Im Moment ist Mittagspause«, erklärte Kim. »Deshalb mache ich mir darum keine Sorgen.«

Um so wenig wie möglich von dem Gestank mitzukriegen, atmete er durch den Mund. Er hatte das untere Ende der Treppe erreicht und leuchtete mit der Taschenlampe in den riesigen, stockfinsternen Raum. Vor ihm befand sich ein Labyrinth aus Bottichen und schutt-containerähnlichen Behältern; von jedem führte ein Rohr durch die Decke nach oben, durch das Blut, Eingeweide und Knochen nach unten befördert wurden. »Hier unten wird das ekelige Zeug offenbar gelagert, bis es zur Abdeckerei transportiert wird«, berichtete Kim ins Mikro. »Der Gestank läßt darauf schließen, daß sich der Abfall in unterschiedlichen Verwesungsstadien befindet. Eine Klimaanlage gibt es nicht. Man kann sich zwar kaum einen widerwärtigeren Gestank vorstellen, aber im Sommer muß es noch unerträglicher sein.«

»Klingt ekelhaft«, stimmte Tracy ihm zu. »Es ist schwer zu glauben, daß dieser Abfall noch verwertet wird.«

»In der Abdeckerei wird daraus Dünger gemacht«, entgegnete Kim. »Und Rinderfutter - so ekelerregend das auch klingen mag. Die Industrie hat unsere ahnungslosen Rinder zu Kannibalen gemacht.«

»Oje!« stöhnte Kim. Ein kalter Schauer jagte ihm über den Rücken.

»Was ist passiert?« fragte Tracy ängstlich.

»Ich habe gerade etwas gehört«, erwiderte Kim.

»Dann mach', daß du rauskommst!« rief Tracy. Kim richtete den Strahl der Taschenlampe in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war. Verblüfft beobachtete er, wie sich beinahe die gleiche Szene wie am Abend zuvor in seinem eigenen Keller wiederholte: Unzählige, rubinrote Augen funkelten ihn an. Eine Sekunde später verschwanden die Augen, und er sah gerade noch, wie ein paar Tiere davonhuschten, die so groß waren wie Hauskatzen. Anders als am Abend zuvor waren es diesmal keine Mäuse.

»Keine Panik, es ist alles okay«, flüsterte er leicht geschockt in sein Mikro. »Das waren nur ein paar Monsterratten.«

»Ach, wenn's sonst nichts ist!« entgegnete Tracy sarkastisch. »Ein paar freundliche Monsterratten sind ja nicht weiter schlimm.«

Kim machte einen Schritt und stellte fest, daß der Fußboden nicht nur wie Rohöl aussah, sondern beinahe auch die gleiche Konsistenz hatte. Jedesmal wenn er einen Fuß hob, verursachten seine Stiefel ein lautes Schmatzen.

»Eine schlimmere Horrorvision der Post-Industrialisierung kann man sich kaum vorstellen«, stellte er fest.

»Hör auf herumzuphilosophieren!« fuhr Tracy ihn an. »Sieh zu, daß du aus dem Keller verschwindest! Bitte, Kim, was willst du eigentlich da unten?«

»Ich will die Rutsche finden, über die die Köpfe nach unten befördert werden«, erwiderte Kim.

Er arbeitete sich zwischen den Bottichen und Containern voran und versuchte abzuschätzen, wo sich im Stockwerk über ihm der Kopfknochenauslöseraum befand. Vor einer Betonmauer hielt er inne; vermutlich war oben ebenfalls eine Wand an dieser Stelle. Das bedeutete, daß die Rutsche, nach der er suchte, auf der anderen Seite der Mauer sein mußte.

Er leuchtete die Mauer ab und entdeckte eine Öffnung, auf die er zusteuerte. Er duckte sich und ging hindurch. Dann versuchte er sich mit Hilfe der Taschenlampe in diesem zweiten Kellerraum zu orientieren. Er war kleiner und sauberer als der erste. Außerdem entdeckte er hier, was er vermutet hatte: Gleich zu seiner Rechten befand sich eine Rutsche, die in einem besonders großen Container endete.

»Sieht vielversprechend aus«, stellte er fest. »Ich glaube, ich habe gefunden, wonach ich gesucht habe. Dieser Container ist so groß wie eine Schuttkippe.« Er folgte der Rutsche mit dem Strahl seiner Taschenlampe bis zu der Stelle, an der sie die Decke durchdrang. Nach seiner Schätzung stimmte der Durchmesser der Rutsche in etwa mit der Öffnung ein Stockwerk höher überein.

»Na wunderbar!« verkündete Tracy. »Jetzt komm endlich da raus!«

»Einen Augenblick noch«, entgegnete Kim. »Mal sehen, ob ich einen Blick in den Container werfen kann.« Er ging näher an den verrosteten, schmierigen Container heran. An der Seite des Containers,

etwa dort, wo die Rutsche endete, befand sich eine kleine Metallplattform, die über vier Stufen zu erreichen war. Er stieg hinauf und sah jetzt auf die Oberfläche des riesigen Behälters. Direkt vor ihm befand sich eine Klappe, die mit einem Metallriegel verschlossen war. Er schob den Riegel zur Seite, bekam die Klappe jedoch nicht auf; zumindest nicht mit einer Hand.

Er klemmte sich die Taschenlampe zwischen die Knie, umfaßte mit beiden Händen den Rand der Klappe und zog. Sie öffnete sich unter lautem Quietschen. Während er die Klappe mit der linken Hand hielt, angelte er mit der rechten nach der Taschenlampe und richtete den Strahl in den Container. Der Anblick war nicht gerade schön.

Der Behälter war beinahe randvoll mit verrottenden, gehäuteten Rinderköpfen. Im Gegensatz zu den blutigen Köpfen der frischgeschlachteten Tiere, waren die Augen bei diesen Köpfen zusammengeschrumpft, und der danebenhängende Knorpel war schwarz. An vielen Köpfen war ein klaffendes Loch erkennbar, das der Schuß mit dem Luftgewehr hinterlassen hatte.

Angeekelt von dem Anblick und dem Geruch wollte er die Klappe gerade wieder fallenlassen, als ihm ein Schrei entfuhr. Im Strahl seiner Taschenlampe wurde ein besonders grausamer Fund sichtbar: Teilweise begraben unter unzähligen Rinderköpfen lag der abgetrennte Kopf von Marsha! Schockiert ließ er die schwere Klappe fallen. Sie krachte zu und verursachte in dem engen Raum einen ohrenbetäubenden Lärm.

»Was ist passiert?« fragte Tracy panisch. Bevor Kim antworten konnte, begann es so grauenvoll und durchdringend zu quietschen, daß ihm und Tracy fast das Trommelfell platzte. Die herunterkrachende Klappe hatte irgendeine Maschinerie in Gang gesetzt.

Er riß die Taschenlampe hoch und leuchtete in die Richtung, aus der das schreckliche Geräusch kam. Ein verrostetes Kipptor öffnete sich.

Er hörte Tracy immer wieder fragen, was los sei, aber er wußte nicht, was er antworten sollte. Er hatte keine Ahnung, was um ihn herum passierte. Hinter dem sich öffnenden Kipptor kam ein verdreckter Gabelstapler zum Vorschein, der plötzlich zum Leben er-

wachte, als wäre er eine futuristische Horrorkreatur. Seine immer wieder aufblinkenden roten Scheinwerfer tauchten den Raum in ein sattes Blutrot.

Als das Kipptor sich genügend weit geöffnet hatte, gab das fahrerlose Gefährt hohe, schrille Huptöne von sich und fuhr ruckartig los. Um sich vor einem Zusammenstoß mit dem ominösen Fahrzeug zu retten, sprang Kim von der Plattform herunter und preßte sich gegen die Wand. Der Gabelstapler krachte mit voller Wucht gegen den Container und verursachte einen noch ohrenbetäubenderen Lärm als die Klappe, die er hatte zufallen lassen. Der Container bebte kurz, dann hob er sich vom Boden. Der Gabelstapler setzte zurück, und die Rutsche, die den Container mit dem Kopfknochenauslöseraum verband, löste sich. An die freigewordene Stelle schob sich ein leerer Container, der neben dem vollen bereitgestanden hatte. Die Rutsche schnappte automatisch wieder an die richtige Stelle.

Der Gabelstapler hielt an, drehte um und rumpelte in die Dunkelheit davon.

»Kim«, kreischte Tracy. »Ich weiß nicht, ob du mich hörst oder nicht. Aber ich komme jetzt!«

»Nein!« schrie Kim in sein Mikro. »Mit mir ist alles okay. Ich habe aus Versehen eine automatische Entsorgungsmaschinerie in Gang gesetzt. Ich komme raus, bleib also, wo du bist.«

»Soll das heißen, du kommst zum Auto?« fragte Tracy hoffnungsvoll.

»Ja«, seufzte Kim. »Ich brauche eine Verschnaufpause.«

Derek Leutmann hielt Shanahan O'Brian zwar für einigermaßen glaubwürdig, doch er wußte, daß dieser ihm bestimmt nicht die ganze Geschichte erzählt hatte. Außerdem ging er bei seiner Arbeit immer nach einer streng festgelegten Methode vor. Menschen umzubringen war ein Geschäft, bei dem man gar nicht vorsichtig genug sein konnte. Anstatt direkt zum Haus von Kims Ex-Frau zu fahren, wie Shanahan vorgeschlagen hatte, suchte Leutmann erst einmal das Haus von Kim auf. Er wollte die Zuverlässigkeit von Shanahans Informationen überprüfen und mehr über sein nächstes Opfer in Erfah-

rung bringen.

Er fuhr nach Balmoral und steuerte ohne zu zögern Kims Haus an. Aus Erfahrung wußte er, daß er auf diese Weise weniger Verdacht erregte, als wenn er erst die Nachbarschaft auskundschaftete.

Er parkte in der Auffahrt vor der Garage und öffnete seinen Zero-Halliburton-Metallkoffer, der neben ihm auf dem Beifahrersitz lag. In einem maßgefertigten Fach aus Styropor befand sich eine Neun-Millimeter-Automatik. Er nahm sie heraus und setzte mit geübten Bewegungen den Schalldämpfer auf. Dann steckte er die Waffe in die rechte Tasche seines Kamelhaarmantels. Er hatte die Tasche extra ändern lassen, damit die Pistole auch mit aufgesetztem Schalldämpfer hineinpaßte. Er nahm seine Aktentasche und stieg aus. Ein schneller Blick in die Garage zeigte ihm, daß sie leer war. Dann steuerte er auf die Haustür zu. Jeder, der ihn sah, mußte ihn für einen erfolgreichen Geschäftsmann halten. Er klingelte. Erst jetzt ließ er seine Blick über die Nachbarhäuser schweifen. Von Kims Veranda aus waren nur zwei zu sehen, deren Bewohner nicht da zu sein schienen.

Er klingelte noch einmal. Als niemand öffnete, drehte er den Knauf. Überrascht stellte er fest, daß die Tür nicht abgeschlossen war. Wäre sie abgeschlossen gewesen, hätte ihn das aber auch nicht weiter gestört. Mit seinem Werkzeug und seiner Erfahrung knackte er die meisten Schlösser mühelos. Ohne zu zögern, betrat er das Haus und schloß hinter sich die Tür. Dann hielt er kurz inne und lauschte. Es war mucksmäuschenstill.

Die Aktentasche noch immer in der Hand, machte er eine schnelle Runde durch das Erdgeschoß. Er bewegte sich fast lautlos. Auf der Spüle fielen ihm ein paar schmutzige Teller ins Auge. Sie sahen so aus, als stünden sie schon etwas länger dort. Im ersten Stock entdeckte er die geborstene Tür, die zum Hauptbadezimmer führte. Er registrierte auch den entzweigeschlagenen Beistelltisch. Er ging ins Bad und befühlte die Handtücher. Sie waren seit einer ganzen Weile nicht benutzt worden, soviel stand fest. Also schien zumindest diese Information von Shanahan zu stimmen.

In dem begehbaren Kleiderschrank nahm er die auf dem Boden he-

rumliegenden Kleidungsstücke zur Kenntnis. Er fragte sich, was bei dem verpatzten Anschlag, den Shanahan erwähnt hatte, wohl tatsächlich passiert war.

Wieder unten im Erdgeschoß betrat er das Arbeitszimmer und ließ sich an Kims Schreibtisch nieder. Ohne die Handschuhe auszuziehen, begann er die Korrespondenz durchzugehen. Er wollte soviel wie möglich über den Mann in Erfahrung bringen, für dessen Beseitigung man ihn extra aus Chicago herbestellt hatte.

Tracy hatte den Wagen ein Stück zurückgesetzt, so daß sie jetzt die gesamte Frontseite von Higgins und Hancock überblicken konnte. Sie hatte überlegt, ob sie zum Eingang fahren sollte, hatte es dann aber lieber gelassen, weil sie mit Kim keinen Treffpunkt vereinbart hatte. Sie hatte Angst, daß er das Gebäude durch eine der anderen Türen verlassen und dann nach ihr suchen würde.

Doch sie hatte noch nicht lange gewartet, als sie ihn aus dem Haupteingang kommen und auf das Auto zustürmen sah. Er trug einen weißen Kittel und einen gelben Bauarbeiterhelm. Vor dem Auto warf er einen Blick über die Schulter und nahm auf dem Rücksitz Platz.

»Du bist ja kreideweiß«, stellte Tracy fest. »So habe ich dich noch nie gesehen.« Sie hatte sich so weit zu ihm umgedreht, wie es das Lenkrad zuließ. »Wahrscheinlich betonen deine blonden Haare die Blässe noch.«

»Ich habe gerade das Schlimmste gesehen, was mir je im Leben vor Augen gekommen ist.«

»Was denn?« fragte Tracy besorgt.

»Den Kopf von Marsha Baldwin!« erwiderte Kim. »Wahrscheinlich ist nicht viel mehr von ihr übriggeblieben. Ein paar Knochen vielleicht noch. So ekelhaft es klingen mag - ich fürchte, der Rest von ihr ist zu Hamburgerfleisch verarbeitet worden.«

»Oh, mein Gott!« murmelte Tracy. Sie starrte Kim an. Als sie sah, daß er Tränen in den Augen hatte, mußte sie ebenfalls weinen.

»Erst Becky und jetzt auch noch Marsha«, brachte Kim hervor. »Ich fühle mich so schuldig. Jetzt hat die erste Tragödie noch eine

weitere nach sich gezogen.«

»Ich weiß, wie du dich fühlst«, versuchte Tracy ihn zu trösten. »Aber es stimmt, was ich dir bereits klarzumachen versucht habe: Marsha hat aus freien Stücken getan, was sie für richtig hielt. Das rechtfertigt nicht ihren Tod, aber dich trifft daran keine Schuld.«

Sie streckte Kim ihren Arm entgegen. Er nahm ihre Hand und drückte sie. Für ein paar Sekunden fand eine wortlose, aber intensive Kommunikation zwischen ihnen statt. Tracy seufzte, schüttelte verzweifelt den Kopf und zog ihre Hand zurück. Dann wandte sie sich um und ließ den Motor an. Die Antenne hatte sie bereits hereingeholt.

»Eins steht jedenfalls fest«, sagte sie, während sie den ersten Gang einlegte. »Wir hauen jetzt auf der Stelle ab.«

»Nein!« widersprach Kim und legte ihr eine Hand auf die Schulter, um sie von ihrem Vorhaben abzuhalten. »Ich muß zurück. Ich ziehe die Sache bis zum Ende durch. Jetzt tue ich es nicht nur für Becky, sondern ich bin es auch Marsha schuldig.«

»Bitte, Kim, überleg doch mal!« entgegnete Tracy ruhig. »Es geht um Mord, das ist jetzt bewiesen! Um so etwas hat sich die Polizei zu kümmern.«

»Um einen einzigen Mord!« ereiferte sich Kim. »Aber ein einzelner Mord ist doch fast nichts, wenn man bedenkt, daß die Fleischindustrie jedes Jahr den Tod von bis zu fünfhundert Kindern zu verantworten hat - und alles nur aus reiner Profitgier!«

»Daß die Industrie für den Tod der Kinder verantwortlich ist, dürfte vor Gericht schwer zu beweisen sein«, gab Tracy zu bedenken. »Der Kopf einer ermordeten Frau hingegen läßt kaum einen Zweifel übrig.«

»Ich habe den Kopf zwar eben gesehen«, entgegnete Kim resigniert, »aber ich habe keine Ahnung, wo er jetzt ist. Er lag in dem Container, in dem die Rinderköpfe gesammelt werden. Aber als ich die Klappe zugeknallt habe, habe ich eine automatische Entsorgungsmaschinerie in Gang gesetzt. Wahrscheinlich ist der Container jetzt auf dem Weg zur Abdeckerei. Selbst wenn wir Marshas Tod also anzeigen würden - es gibt kein Corpus delicti mehr. Und mein

Wort ist bei der Polizei im Augenblick keinen Pfifferling wert.«

»Aber die Polizei könnte eigene Nachforschungen anstellen«, wandte Tracy ein. »Vielleicht würden sie noch weitere Knochen finden.«

»Selbst wenn«, entgegnete Kim. »Es geht mir doch nicht darum, diesen primitiven Schlägertypen zu verfolgen, der es auf mich abgesehen hat. Ich will der Industrie an den Kragen. Darum geht es mir.« Tracy seufzte und stellte den Motor wieder ab.

»Aber warum willst du zurück in dieses schreckliche Schlachthaus? Du hast doch erreicht, was du erreichen wolltest.« Sie klopfte auf das Tonband. »Das Band ist fast so gut wie ein Video. Es ist heftiger Tobak, was du über die Zustände in der Anlage sagst. Kelly Anderson wird sich darauf stürzen.«

»Ich will vor allem zurück, weil ich heute in der Reinigungsschicht von fünfzehn bis dreiundzwanzig Uhr eingeteilt bin«, erklärte Kim. »Vielleicht kann ich mich irgendwann ins Aktenarchiv verdrücken. Marsha hat dort einen ›Mängelbericht‹ entdeckt, in dem es um den Kopf eines kranken Tieres geht. Sie hat am Telefon gesagt, daß sie ihn in die Akte zurücklegen würde, und ich habe gehört, wie sie das auch tatsächlich getan hat. Genau diesen Bericht will ich finden.« Tracy schüttelte frustriert den Kopf.

»Du gehst ein viel zu großes Risiko ein. Warum setzen wir nicht Kelly Anderson auf den Fall an? Soll sie doch diesen Mängelbericht suchen!«

»Ich glaube, das Risiko hält sich in Grenzen«, entgegnete Kim. »Der Typ mit dem Messer hat mir in der Männertoilette direkt in die Augen gesehen. Wenn er mich erkannt hätte, dann ja wohl in diesem Augenblick. Die Pistole nehme ich auch nicht mehr mit.«

Er zerrte die Waffe mühsam aus der Hosentasche und reichte sie Tracy.

»Behalte wenigstens die Pistole!« bat Tracy. Kim schüttelte den Kopf. »Nein, ich will sie nicht haben.«

»Bitte!« flehte Tracy noch einmal.

»Ich schleppe schon die Batterien mit mir herum«, entgegnete Kim. »Außerdem beruhigt sie mich nicht, sie bringt mich eher in Gefahr.«

Widerwillig nahm Tracy die Pistole und legte sie auf den Boden des Wagens. »Du läßt dich also nicht von deinem Vorhaben abbringen?«

»Ich will die Sache durchziehen. Das ist das mindeste, was ich tun kann.«

»Kannst du dir vorstellen, daß es mich wahnsinnig macht, hier herumzusitzen, während du dein Leben aufs Spiel setzt?«

»Daß es nicht angenehm ist, kann ich mir denken«, entgegnete Kim. »Warum fährst du nicht nach Hause und holst mich heute abend um elf wieder ab?«

»Kommt gar nicht in Frage! Zu Hause könnte ich es erst recht nicht aushalten. Hier kann ich wenigstens mithören, was da drinnen vor sich geht.«

»Okay«, entgegnete Kim. »Das mußt du entscheiden. Ich muß jetzt zurück. Die Mittagspause ist gleich vorbei.« Als er die Beine schon draußen hatte, lehnte er sich noch einmal zurück. »Könntest du mir irgendwann heute nachmittag einen Gefallen tun?«

»Natürlich«, erwiderte Tracy. »Solange ich dafür nicht das Auto verlassen muß.«

»Kannst du vielleicht bei den Sherring Labs anrufen und dich nach den Ergebnissen der Fleischproben erkundigen?« bat er. »Sie müßten eigentlich heute vorliegen.«

»Klar«, erwiderte Tracy. »Kein Problem.« Kim drückte ihre Schulter. »Danke.« Dann stieg er aus, schlug die Tür hinter sich zu und ging winkend davon.

Derek Leutmann nahm den Fuß vom Gaspedal, als er sich Tracys Haus näherte. An einigen der Nachbarhäuser waren die Nummern nicht zu erkennen, und er wollte auf keinen Fall an seinem Ziel vorbeifahren. Als das Haus in Sicht kam, entdeckte er auch den Mercedes; er stand am Ende der Auffahrt. Leutmann wollte den Wagen nicht blockieren. Deshalb wendete er und parkte auf der anderen Straßenseite. Er nahm das Blatt mit den Aufzeichnungen aus der Tasche, das Shanahan ihm gegeben hatte, und verglich das Kennzeichen des Mercedes mit dem auf dem Zettel. Seine Vermutung bestä-

tigte sich: Es war der Wagen des Arztes.

Er traf die gleichen Vorbereitungen wie vor Kims Haus und stieg aus. Ein feiner Nieselregen hatte eingesetzt. Er spannte einen kleinen Schirm auf und nahm seine Aktentasche vom Beifahrersitz. Die Tasche in der einen Hand und den Schirm in der anderen überquerte er die Straße und warf einen Blick in Kims Auto. Es überraschte ihn, daß der Wagen vor Tracys Haus stand. Er war davon ausgegangen, daß Kim mit dem Mercedes in seine Praxis gefahren war. Doch er hatte sich offensichtlich geirrt; Kim war also nicht in der Praxis. Leutmann wußte inzwischen wesentlich mehr über den Mann, den er töten sollte. Er wußte, daß Kim ein hochangesehener Herzchirurg war, daß er geschieden war und jeden Monat eine beträchtliche Unterhaltssumme für seine Frau und seine Tochter überwies. Was er jedoch nicht herausgefunden hatte, war, warum O'Brian und dessen Chef aus der Rindfleischindustrie den Mann umbringen lassen wollten.

Leutmann hatte Shanahan diese Frage zwar explizit gestellt, aber er hatte nur eine ausweichende Antwort erhalten. Er wollte über die Machenschaften seiner Kunden mit seinem potentiellen Opfer zwar nie genaue Einzelheiten wissen, doch über allgemeine Dinge wollte er schon informiert werden. Das half ihm, das Risiko während des Anschlags, vor allem aber auch danach zu reduzieren. Doch sein Versuch, Shanahan auszuquetschen, hatte nichts gebracht. Es gehe um etwas Geschäftliches, war alles gewesen, was er herausbekommen hatte. Seltsam war nur, daß er bei der Durchsicht von Kims Unterlagen keine Verbindung zwischen dem Arzt und der Rindfleischindustrie entdeckt hatte - und Kims Schreibtisch war in jeder Hinsicht eine Fundgrube gewesen.

Wenn er beauftragt wurde, jemanden zu beseitigen, ging es meistens um Geld. Auf der Hitliste der Mordmotive standen ganz oben Konkurrenzkämpfe, Streit um Wettschulden, Scheidungskriege und Querelen wegen unbezahlter Rechnungen. Die meisten Leute, mit denen er zu tun hatte, gehörten zum Abschaum der Menschheit, und das galt sowohl für seine Auftraggeber als auch für die Opfer. Das gefiel Leutmann und erleichterte ihm seinen Job. Doch dieser Fall

schien anders gelagert. Er hatte seine Neugier geweckt, ohne jedoch seine sonstigen ausgeprägten Empfindungen auszuschalten. Am wenigsten mochte er es, wenn man ihn unterschätzte oder ausnutzte. Er war nicht auf dem üblichen Weg, also über eine Verbindung zur Mafia, ins Killergeschäft gekommen. Er hatte als Söldner in Afrika gedient, allerdings zu einer Zeit, in der noch klar zwischen gut und böse unterschieden wurde und in der die nationalen Armeen noch disziplinlosen, unausgebildeten Haufen geglichen hatten.

Er ging die Verandatreppe hoch und klingelte an der Haustür. Da Kims Wagen in der Einfahrt stand, rechnete er damit, daß ihm jemand öffnete. Doch nichts geschah. Er klingelte noch einmal. Während er wartete, drehte er sich um und inspizierte die Nachbarschaft. Sie unterschied sich erheblich von der Umgebung, in der Kim wohnte. Von seinem Standort aus hatte er eine gute Sicht auf fünf Häuser, vier weitere waren ebenfalls zu erkennen. Es waren kaum Menschen unterwegs. Außer einer Frau, die einen Kinderwagen schob und sich von ihm entfernte, war niemand zu sehen.

Obwohl er Kims Unterlagen gründlich durchforstet hatte, hatte er keinen Hinweis darauf gefunden, daß der Mann ein Glücksspieler war; deshalb ging er davon aus, daß Shanahan ihm den Auftrag aus einem anderen Grund erteilt hatte. Die Scheidung des Doktors kam als Grund ebenfalls nicht in Betracht; die Ex-Frau konnte sich wohl kaum über die großzügige Regelung beklagen. Außerdem schienen die beiden ziemlich gut miteinander auszukommen. Sonst hätte die Frau mit Sicherheit nicht die Kautions für ihren Ex-Mann gestellt, wie Shanahan ihm berichtet hatte. Schulden konnten eigentlich auch nicht der Grund sein, warum der Mann beseitigt werden sollte. Jedenfalls hatte Leutmann in den Papieren keinen Hinweis auf Geldprobleme entdeckt. Und selbst wenn der Mann Geld benötigt hätte - warum hätte er es sich ausgerechnet von einem Rinderbaron leihen sollen? Blieben noch Konkurrenzstreitigkeiten. Doch die schieden als Motiv für einen Auftragsmord erst recht aus. Bis auf ein paar Aktien einer Hamburger-Kette besaß Kim keine weiteren Anteile an der Rindfleischverarbeitenden Industrie. Der Fall war Leutmann ein Rätsel. Er drehte sich um und nahm die Tür ins Visier. Sie war mit ei-

nem Standard-Schieberiegel und einem Schloß gesichert. Die Tür zu öffnen war ein Klacks. Viel mehr beunruhigte ihn die Frage, ob das Haus über eine Alarmanlage verfügte. Er stellte die Aktentasche auf den Boden, schirmte sein Gesicht mit den Händen ab und spähte durch den Spion. Da er nirgends eine Schalttafel erkennen konnte, nahm er sein Schlosserwerkzeug aus der linken Manteltasche und machte kurzen Prozeß. Die Tür sprang nach innen auf. Vorsichtig inspizierte er die Innenseite des Türpfostens. Erst als er sich vergewissert hatte, daß dort keine Kontakte angebracht waren, betrat er die kleine Diele. Auch hier war keine Schalttafel zu sehen. Er hob den Blick und hielt nach einem Bewegungsmelder Ausschau. Er war beruhigt. Es gab keine Alarmanlage. Er holte seine Aktentasche herein und schloß die Tür. Nach einer schnellen Runde durchs Erdgeschoß stieg er hinauf in den ersten Stock. Im Gästezimmer entdeckte er eine kleine Reisetasche mit Rasierutensilien und Kleidern, die vermutlich Kim gehörten. In dem einzigen Badezimmer hingen mehrere feuchte Handtücher.

Er ging wieder nach unten und machte es sich im Wohnzimmer gemütlich. Der Wagen in der Einfahrt und die Sachen im Gästezimmer ließen ihn nicht im geringsten daran zweifeln, daß der Doktor wiederkommen würde. Die Frage war nur, wie lange er warten mußte.

Carlos stieß Adolpho aus dem Weg und schaffte es, die Stempelparte vor seinem Kollegen in die Stechuhr zu schieben. Diese Art Spielchen trieben sie schon seit Monaten. »Nächstes Mal zeig' ich's dir!« scherzte Adolpho. Er achtete darauf, mit seinem Kumpel nur noch Englisch zu sprechen, denn Carlos hatte ihm erzählt, daß er seine Sprachkenntnisse verbessern wolle.

»Nur über meine Leiche«, entgegnete Carlos. Das war einer seiner neuen Lieblingssprüche.

Adolpho hatte Carlos zu seinem Job bei Higgins und Hancock verholfen und ihn unterstützt, seine Familie nachzuholen. Adolpho und Carlos kannten sich seit ihrer Kindheit in Mexiko. Allerdings war Adolpho schon etliche Jahre vor Carlos in die Vereinigten Staaten

gegangen.

Die beiden verließen das Gebäude in kumpelhafter Umarmung und gingen zusammen mit den anderen Arbeitern durch den Nieselregen zu ihren Autos.

»Sehen wir uns heute abend im El Toro?« fragte Adolpho. »Klar«, erwiderte Carlos.

»Bring ordentlich Pesos mit«, riet Adolpho. »Du verlierst heute nämlich haushoch.« Um seine Worte zu unterstreichen, tat er so, als würde er mit einem Billardstock stoßen.

»Niemals«, sagte Carlos und klopfte seinem Kollegen auf den Rücken. Im selben Augenblick entdeckte er den schwarzen Cherokee mit den dunkel getönten Scheiben. Der Wagen stand neben seinem Pick-up. Der Auspuff stieß kleine Abgaswolken aus.

Er klopfte Adolpho ein letztes Mal auf den Rücken und sah ihm hinterher, bis er in seinen Wagen gestiegen war. Erst dann steuerte er auf seinen eigenen zu. Er ließ sich Zeit und winkte dem davonbrausenden Adolpho hinterher. Als er außer Sichtweite war, ging er auf den Cherokee zu und blieb neben dem Fahrerfenster stehen.

Die Scheibe glitt herunter. Shanahan grinste. »Ich habe gute Nachrichten für dich. Komm auf die andere Seite, und steig ein!«

Carlos folgte der Aufforderung und schloß die Tür. »Wir geben dir noch eine Chance, den Doc zu erledigen«, erklärte Shanahan.

»Gut«, entgegnete Carlos und grinste ebenfalls. »Wann?«

»Heute abend«, erwiderte Shanahan. »Der Doc arbeitet hier.«

»Hab ich's nicht gesagt?« frohlockte Carlos. »Ich wußte, daß er es ist.«

»Wir haben Glück gehabt«, entgegnete Shanahan mit einem Nicken. »Es kommt uns sehr gelegen, daß er heute abend in der Reinigungsschicht eingesetzt wird. Er wird die Herrentoilette neben dem Aktenarchiv saubermachen. Weißt du, von welcher Toilette ich rede? Ich nicht. Ich habe Higgins und Hancock noch nie von innen gesehen.«

»Ja«, erwiderte Carlos. »Ich weiß, welche. Wir dürfen sie nicht benutzen.«

»Heute abend machst du eine Ausnahme.« Shanahan grinste.

»Wahrscheinlich mußt du bis nach zehn auf deinen Einsatz warten. Sieh zu, daß du da bist!«

»Ich werde da sein«, versprach Carlos.

»Es müßte ein Kinderspiel für dich sein«, fügte Shanahan hinzu. »Der Mann ist unbewaffnet, er rechnet nicht mit dir, und ihr seid in einem winzigen Raum. Sorg dafür, daß die Leiche verschwindet! Am besten verführst du mit ihm wie mit Marsha Baldwin!«

»Ich tue, was Sie sagen«, entgegnete Carlos. »Und verpatz die Sache nicht noch mal!« mahnte Shanahan. »Ich bin wegen dir in eine prekäre Lage geraten. Blamier mich nicht!«

»Kein Problem«, versicherte Carlos mit Nachdruck. »Heute abend mach' ich ihn kalt!«

Kapitel 17

Montag abend, 26. Januar

Kim richtete sich stöhnend auf und streckte sich. Um sein schmerzendes Kreuz so gut wie möglich zu dehnen, stellte er den schweren Mop zur Seite und stemmte die Hände in die Hüften.

Er war allein in der Eingangshalle und wischte den Boden. Im Empfangsbereich hatte er angefangen. Seit zehn Minuten hatte er den Kopfhörer im Ohr und jammerte, wie erschöpft er sei. Tracy hatte großes Verständnis.

Die Reinigung des Schlachthauses war eine ziemlich Plackerei gewesen. Zunächst hatte sich die gesamte Putzmannschaft mit Hochdruckdampfschläuchen über den Tötungsbereich hergemacht. Die Arbeit war extrem anstrengend gewesen, denn die Schläuche wogen etliche hundert Pfund und mußten auf die Metallroste hochgeschleppt werden.

Danach hatten sie sich die Knochenauslöseräume vorgenommen. Als sie auch diese gereinigt hatten, war es auf achtzehn Uhr zugegangen - Zeit für die Abendpause. Kim war zum Auto gelaufen und hatte sogar ein bißchen was von dem gegessen, was Tracy und er sich am Morgen zubereitet hatten. Nach der Pause hatte Kim verschiedene Aufgaben allein erledigen müssen. Während seine Kollegen ihr Arbeitstempo ein wenig gedrosselt hatten, hatte er sich freiwillig bereit erklärt, die Eingangshalle zu wischen.

»Ich werde mich nie wieder darüber beschweren, daß ich als Chirurg arbeiten muß«, sagte er in sein Mikrophon.

»Da du jetzt ein erfahrener Putzmann bist, kann ich dich ja mal zu mir nach Hause bestellen«, witzelte Tracy. »Putzt du auch Fenster?«

»Wie spät ist es?« fragte Kim. Ihm war nicht nach Scherzen zumute.«

»Kurz nach zehn«, erwiderte Tracy. »Nur noch eine knappe Stunde. Willst du es trotzdem versuchen?«

»Auf jeden Fall«, erwiderte Kim. »Ich habe die Kollegen von der Reinigungsschicht schon seit einer Stunde nicht mehr gesehen. Es wird Zeit, daß ich mir das Archiv ansehe.«

»Dann mach schnell!« drängte Tracy. »Ich habe furchtbare Angst, wenn du da drinnen bist. Und viel mehr Nervenkitzel kann ich heute nicht mehr ertragen.«

Kim stopfte den schweren Mop in den Eimer und schob sein Putzwerkzeug über den Flur bis zum Archiv vor sich her. Die zersplitterte Glasscheibe war notdürftig durch eine dünne Spanholzplatte ersetzt worden.

Er drückte die Klinke herunter. Die Tür war nicht abgeschlossen. Er tastete nach dem Lichtschalter. Bis auf eine größere Spanholzplatte vor dem Fenster sah der Raum vollkommen normal aus. Die Glascherben und der Stein, den er hineingeschleudert hatte, waren weggeräumt worden. Auf der linken Seite befanden sich etliche Aktenschränke. Er zog die nächstbeste Schublade auf. Sie war so vollgestopft, daß nicht ein Blatt mehr hineingepaßt hätte. »Oje«, stöhnte er. »Die ersticken ja in ihrem Papierkram. Ich fürchte, da habe ich mir ganz schön was vorgenommen.«

Der Stummel der El-Producto-Zigarre erglühte für ein paar Sekunden. Elmer Conrad behielt den Rauch für einen genüßlichen Augenblick im Mund und blies ihn dann zufrieden gegen die Decke.

Conrad war seit acht Jahren Aufseher der zweiten Reinigungsschicht. Was die Arbeit anging, so lautete seine Devise: in der ersten Hälfte schuften und schwitzen und dann entspannen. Zur Zeit befand er sich in der Entspannungsphase; er hatte sich im Aufenthaltsraum einen Sony Watchman aufgestellt und die Füße auf den Tisch gelegt.

»Sie wollen mich sprechen, Boß?« fragte Harry Pearlmutter. Er hatte die Tür, die zum hinteren Flur führte, einen Spalt geöffnet und steckte den Kopf hindurch. Harry war einer von Conrads Untergebenen.

»Ja«, grummelte Conrad. »Wissen Sie, wo dieser schräg aussehende Typ ist, der heute seinen ersten Tag hat?«

»Ich glaube, er wischt die Eingangshalle«, erwiderte Harry. »Das

hat er zumindest gesagt.«

»Wissen Sie, ob er die beiden Toiletten schon saubergemacht hat?« wollte Conrad wissen.

»Keine Ahnung«, erwiderte Harry. »Soll ich mal nachsehen?« Conrad ließ seine klobigen Füße auf den Boden krachen und richtete sich schwerfällig auf. Er war fast zwei Meter groß und wog deutlich mehr als zwei Zentner.

»Nicht nötig. Ich sehe selber nach. Ich habe ihm schon zweimal gesagt, daß er bis Feierabend die Klos zu putzen hat. Wenn er es immer noch nicht gemacht hat, werde ich ihm was erzählen! Der geht hier nicht raus, bevor die Arbeit erledigt ist!«

Conrad legte seine Zigarre in den Aschenbecher, trank einen Schluck Kaffee und machte sich auf die Suche nach Kim. Daß er überhaupt seinen Hintern in Bewegung setzte, lag daran, daß die Zentrale ihn ausdrücklich instruiert hatte, Kim die besagten Toiletten saubermachen zu lassen. Er sollte sie außerdem allein saubermachen. Conrad hatte keine Ahnung, was diese komische Anweisung sollte, aber das war ihm auch egal. Ihn interessierte nur, daß sie ausgeführt wurde.

»Ganz so schwierig scheint es doch nicht zu sein«, berichtete Kim in sein Mikrophon. »Ich habe eine ganze Schublade mit Mängelberichten entdeckt, von 1988 bis heute. Jetzt muß ich nur noch den neunten Januar finden.«

»Bitte beeil dich!« drängte Tracy. »Ich werde schon wieder furchtbar nervös.«

»Beruhig dich, Trace«, entgegnete Kim. »Ich habe seit einer Stunde keine Menschenseele mehr gesehen. Wahrscheinlich sind sie alle im Aufenthaltsraum und sehen sich irgendein Spiel an... Ah, hier ist der neunte Januar. Hmm. Der Ordner platzt fast, so voll ist er.«

Er nahm einen Stapel Blätter aus dem Ordner und legte ihn auf dem Bibliothekstisch ab.

»Volltreffer!« jubelte er. »Ich habe die Papiere gefunden, von denen Marsha gesprochen hat.« Er breitete die Blätter vor sich aus. »Hier ist die Rechnung von Bart Winslow über die vermutlich kran-

ke Kuh.«

Er nahm ein Blatt in die Hand. »Genau danach habe ich gesucht. Ein Mängelbericht über diese Kuh. Bei der Verarbeitung ist irgend etwas passiert, was nicht hätte passieren sollen.«

»Was steht in dem Bericht?« fragte Tracy. »Moment, ich lese gerade«, erwiderte Kim. Nach ein paar Sekunden fügte er hinzu: »Das Rätsel ist gelöst. Der Kopf von der letzten Kuh ist von der Deckenschiene heruntergefallen und auf dem Boden gelandet. Seit heute weiß ich, was das bedeutet. Er ist wahrscheinlich in die eigene Jauche gefallen, einfach aufgehoben und zu Hamburgerfleisch verarbeitet worden. Genau diese Kuh könnte durchaus mit dem gefährlichen Erreger infiziert gewesen sein. Das würde auch mit dem Ergebnis der Sherring Labs übereinstimmen, das man dir heute nachmittag mitgeteilt hat.«

Im nächsten Augenblick fuhr ihm ein solcher Schreck durch die Knochen, daß er einen Klagelaut ausstieß. Jemand riß ihm von hinten den Mangelbericht aus der Hand. Er drehte sich um und sah in das Gesicht von Elmer Conrad. Während er mit Tracy gesprochen hatte, hatte er nicht gehört, daß der Aufseher hereingekommen war.

»Was, zum Teufel, machen Sie hier?« wollte Conrad wissen. Sein breites Gesicht hatte sich dunkelrot verfärbt. Kim spürte, wie sein Herz jagte. Er war nicht nur beim Schnüffeln erwischt worden - der Kopfhörer befand sich noch immer in seinem rechten Ohr. Um zu verhindern, daß Conrad das Kabel entdeckte, drehte er den Kopf nach rechts und sah den Aufseher aus dem Augenwinkel an.

»Sie sollten mir besser antworten«, fuhr Conrad ihn an. »Die Blätter lagen auf dem Boden«, entgegnete Kim. Er suchte verzweifelt nach einer Ausrede. »Ich wollte sie nur in die Schublade zurücklegen.«

Conrad starrte auf die offene Schublade, dann sah er wieder Kim an. »Mit wem haben Sie gesprochen?«

»Habe ich gesprochen?« fragte Kim unschuldig zurück. »Ich warne Sie«, ereiferte sich Conrad. »Ich lasse mich nicht gerne verarschen.«

Kim preßte eine Hand an den Kopf und machte ein paar unverständliche Gesten, doch Worte kamen nicht aus seinem Mund. Er

überlegte krampfhaft, was er sagen konnte, aber ihm fiel nichts ein.

»Sag ihm, daß du Selbstgespräche geführt hast!« flüsterte Tracy.

»Okay«, brachte Kim hervor. »Ich habe mit mir selbst gesprochen.«

Der Aufseher sah Kim beinahe genauso entgeistert an wie Kim den Aufseher.

»Das klang aber verdammt so, als hätten Sie sich mit jemandem unterhalten«, fuhr Conrad ihn an.

»Ich habe mich auch unterhalten«, sagte Kim. »Eben nur mit mir selbst. Das mache ich immer, wenn ich allein bin.«

»Sie sind ein seltsamer Vogel«, entgegnete der Aufseher. »Was ist mit Ihrem Nacken?«

Kim rieb sich mit der linken Hand die linke Halsseite. »Ist ein bißchen steif. Kommt wahrscheinlich vom vielen Wischen.«

»Sie können den Mop gleich wieder zum Einsatz bringen. Offenbar haben Sie die beiden Toiletten nebenan vergessen. Ich hatte Ihnen aufgetragen, sie sauberzumachen.«

»Oh, daran habe ich gar nicht mehr gedacht«, entschuldigte sich Kim. »Ich kümmere mich sofort darum.«

»Reinigen Sie die Klos gründlich!« sagte Conrad. »Nehmen Sie sich ausreichend Zeit, auch wenn Sie es bis elf nicht schaffen! Verstanden?«

»Die Toiletten werden blitzten vor Sauberkeit«, versprach Kim. Conrad warf den Mängelbericht auf den Tisch zu den anderen Papieren. Kim nutzte die Gelegenheit und zog sich schnell den Kopfhörerstecker aus dem Ohr. Den Hals wieder strecken zu können, war ein gutes Gefühl. »Um die Papiere sollen sich die Sekretärinnen kümmern«, sagte der Aufseher. Er ging zur Aktenregistratur und schob die offenstehende Schublade zu. »Jetzt machen Sie, daß Sie rauskommen! In diesem Raum haben Sie nichts zu suchen!« Kim ging voraus, Conrad folgte ihm. An der Tür hielt der Aufseher kurz inne und sah sich ein letztes Mal um. Erst dann knipste er das Licht aus und machte die Tür zu. Um sicherzustellen, daß so etwas nicht noch einmal passierte, holte er einen großen Schlüsselbund hervor und schloß ab. Kim war dabei, seinen Mop auszuwringen, als Conrad sich noch einmal an ihn wandte: »Ich behalte Sie im Auge«, warnte

er ihn. »Ich komme nachher noch mal vorbei und sehe nach, ob die Toiletten sauber sind. Es ist also nicht ratsam, sich einfach aus dem Staub zu machen!«

»Ich tue mein Bestes«, versprach Kim.

Der Aufseher bedachte ihn mit einem letzten geringschätzigen Blick. Dann ging er zurück in den Aufenthaltsraum. Als Conrad außer Sichtweite war, stopfte Kim sich den Kopfhörer wieder ins Ohr.

»Hast du alles mitbekommen?« fragte Kim. »Natürlich«, erwiderte Tracy. »Hast du jetzt endlich genug von diesem Unsinn? Komm sofort raus!«

»Nein«, widersprach Kim. »Ich will diese Papiere haben. Das Problem ist nur, daß dieser Penner die Tür abgeschlossen hat.«

»Was willst du denn mit den Papieren?« fragte Tracy. Sie war der Verzweiflung nahe.

»Dann habe ich etwas in der Hand, was ich Kelly Anderson zeigen kann«, erwiderte Kim.

»Aber wir haben doch schon die Laborergebnisse«, erinnerte Tracy ihn. »Das müßte ihr doch eigentlich reichen, um per Gerichtsbeschluß einen Fleischrückruf zu erwirken. Darum geht es dir doch, oder etwa nicht?«

»Natürlich«, entgegnete Kim. »Das mindeste, was wir erreichen müssen, ist, daß die gesamte Mercer-Meats-Produktion vom neunten Januar zurückgerufen wird. Aber diese Papiere beweisen darüber hinaus, daß die Industrie kranke Kühe kauft, Kontrollen umgeht und es dann auch noch durchgehen läßt, daß ein besudelter Kuhkopf weiterverarbeitet wird, als wäre nichts geschehen.«

»Glaubst du, das war der Grund für Beckys Krankheit?« fragte Tracy bewegt.

»Könnte gut sein«, erwiderte Kim ebenso aufgewühlt. »Wahrscheinlich lag es an dem heruntergefallenen Kopf und daran, daß ihr Hamburger nicht ordentlich durchgebraten war.«

»Da sieht man mal, an welch seidenem Faden unser Leben hängt. Unglaublich, daß es durch so etwas Banales wie einen heruntergefallenen Kuhkopf und einen nicht durchgebratenen Hamburger mir nichts, dir nichts ausgelöscht werden kann.«

»Es führt einem aber auch vor Augen, wie wichtig unser gewagtes Unterfangen ist«, fügte Kim hinzu. »Und wie willst du an die Papiere kommen, wenn das Archiv abgeschlossen ist?« fragte Tracy.

»Ich weiß es noch nicht so genau«, gestand Kim. »Das Loch in der Scheibe ist mit einer dünnen Spanholzplatte zugenagelt. Die ließe sich wahrscheinlich ziemlich einfach abbrechen. Aber ich muß mich wohl oder übel um diese beiden Toiletten kümmern. Der Aufseher kommt bestimmt in ein paar Minuten zurück, um meine Arbeit zu inspizieren. Ich mache mich am besten sofort ans Werk.«

Er musterte die beiden gegenüberliegenden Türen, zwischen denen sich der Flur befand, und beschloß, sich zuerst die Herrentoilette vorzunehmen. Damit der Eimer nicht umkippte, bugsierte er ihn vorsichtig über die erhöhte Türschwelle auf die Fliesen. Dann schob er ihn weiter in den Raum und ließ die Tür hinter sich zufallen.

Der Raum war relativ groß. Rechts waren zwei Toiletten und zwei Urinale und links zwei Waschbecken mit darüber befestigten Spiegeln. Direkt neben der Tür gab es an der Wand mehrere Garderobenhaken. Die einzigen weiteren Objekte in dem Raum waren zwei Papierhandtuchspender und ein Abfalleimer.

Geradeaus, in der Mitte der Wand, befand sich ein Fenster, das zum Parkplatz hinausging. »Wenigstens ist diese Herrentoilette nicht besonders schmutzig«, sagte Kim in sein Mikrophon. »Ich hatte schon befürchtet, sie sähe so aus wie die im Schlachtbereich.«

»Ich wünschte, ich könnte reinkommen und dir helfen«, bemitleidete Tracy ihn.

»Ich hätte nichts dagegen«, entgegnete Kim. Er schnappte sich den Griff des Mops und trat auf das Fußpedal, um das fransige Bündel auszuwringen. Dann ging er zum Fenster und begann zu wischen.

Plötzlich flog die Tür mit einer solchen Wucht auf, daß die Klinke gegen die Wand krachte und eine Fliese zerbarst. Kim riß den Kopf hoch und war entsetzt. Vor ihm stand der Mann, der ihn schon zweimal attackiert hatte. Und wieder schwang er ein Schlachtmesser.

Der Mund des Mannes verzog sich langsam zu einem grausamen Grinsen. »So trifft man sich wieder, Doc. Nur diesmal kommt Ihnen keine Polizei und keine Frau zu Hilfe.«

»Wer sind Sie?« fragte Kim. Er wollte den Mann unbedingt zum Weiterreden animieren. »Was wollen Sie von mir?«

»Mein Name ist Carlos. Ich bringe Sie um.«

»Kim, Kim!« schrie Tracy ihm ins Ohr. »Was ist passiert?« Kim riß sich den Stecker aus dem Ohr. Tracys Geschrei hinderte ihn am Denken. Ihre panische Stimme klang jetzt, als würde sie ihm aus großer Entfernung etwas zubrüllen. Carlos wagte sich einen weiteren Schritt vor. Er hielt das Messer hoch, damit Kim bewundern konnte, wie groß und formvollendet gebogen es war. Die malträtierte Tür fiel zurück ins Schloß.

Kim umklammerte den Mop und hob ihn instinktiv hoch. Carlos lachte, so absurd erschien es ihm, daß sein Opfer sich mit einem Mop gegen ein Schlachtmesser verteidigen wollte. Da er keine andere Möglichkeit sah, rannte Kim in eine der offenstehenden Toilettentüren und schloß hinter sich ab. Carlos stürzte sich sofort auf die Tür und trat mit voller Wucht dagegen. Die ganze Kabine bebte, aber die Tür hielt stand. Kim ging einen Schritt zurück, bis er breitbeinig über der Toilette stand. Unter der Tür sah er Carlos Füße. Er setzte gerade zu einem weiteren Tritt an.

Tracy rastete aus. Sie fummelte panisch mit dem Zündschlüssel herum und schaffte es schließlich, den Motor anzulassen. Krachend legte sie den ersten Gang ein und trat das Gaspedal durch. Der Wagen machte einen Satz und sie wurde in den Sitz gedrückt. Die Antenne, die sie aufs Dach gestellt hatte, rutschte über die Heckscheibe und holperte über das Pflaster. Sie mußte schwer mit dem Lenkrad kämpfen, um den schneller werdenden Wagen durch eine Rechtskurve zu bringen. Dabei unterschätzte sie die Entfernung zu einem in der Nähe parkenden Auto und prallte mit voller Wucht gegen dessen Seite. Ihr eigener Wagen hob daraufhin für den Bruchteil einer Sekunde ab und fuhr auf zwei Rädern weiter. Mit einem Ruck setzte der Wagen wieder auf und jagte mit quietschenden Reifen an dem Higgins-und-Hancock-Gebäude entlang. Sie war losgeheizt, ohne zu wissen, wie sie weiter vorgehen sollte. Nur eins war ihr klar: Sie mußte irgendwie in diese Männertoilette, in der Kim in einen Hinter-

halt geraten war. Offenbar wurde er von demselben Mann attackiert, der am Abend zuvor in sein Haus eingedrungen war. Sie wußte, daß sie keine Zeit zu verlieren hatte. Vor ihrem geistigen Auge sah sie das grauenhafte Gesicht des Killers, wie er versuchte, mit seinem Messer in die Duschkabine zu gelangen. Für einen Augenblick überlegte sie, ob sie mit dem Wagen direkt in den Haupteingang hineinbrettern sollte, ließ es dann aber lieber, weil sie ihr Ziel auf diese Weise nicht unbedingt erreichen würde. Plötzlich fiel ihr die Pistole ein. Sie verfluchte Kim dafür, daß er sie nicht behalten hatte. Sie trat auf die Bremse und brachte den Wagen direkt von dem Fenster des Archivs zum Stehen. Hektisch tastete sie auf dem Boden nach der Pistole. Sie schnappte sie sich, sprang aus dem Wagen und lief zum Fenster.

Sie bückte sich nach einem Stein und schleuderte ihn gegen die Spanholzplatte. Nach einem zweiten Wurf hing die Platte nur noch so locker an den notdürftig eingeschlagenen Nägeln, daß sie sie mühelos abmontieren konnte.

Sie warf die Pistole durchs Fenster und kletterte dann selber durch die Öffnung. In dem dunklen Raum tastete sie sich auf Knien zu der Pistole vor. Während sie noch suchte, hörte sie es hinter der Wand zu ihrer Rechten immer wieder laut krachen. Es klang, als ob jemand gegen eine Metalltrennwand trat. Das Geräusch trieb sie schier zum Wahnsinn. Endlich ertasteten ihre Finger die Pistole; sie war vor einem Tischbein liegengeblieben. Sie nahm sie und huschte, so schnell die Dunkelheit es erlaubte, zu der Tür, durch die ein schwacher Lichtschein fiel.

Sie entriegelte die Tür. Da sie die Unterhaltung zwischen Kim und dem Aufseher mitgehört hatte, wußte sie, daß sich die Herrentoilette ganz in der Nähe des Archivs befinden mußte. Sie folgte dem Krachen und hielt sich rechts. Nach ein paar Schritten entdeckte sie den Hinweis »Herrentoilette«. Ohne zu zögern, warf sie sich mit der Schulter gegen die Tür und stürmte, die Pistole im Anschlag, in den Raum. Was sie dann sah, ließ ihr das Blut in den Adern gefrieren: Keine drei Meter entfernt stand Carlos. Er hatte ein Bein angehoben und nahm gerade Anlauf, um die Toilettentüren aufzutreten, die nach

mehreren Attacken bereits ziemlich verbogen war.

Als Carlos Tracy erblickte, machte er einen Satz auf sie zu. Wie am Vorabend hielt er ein riesiges Messer in der Hand. Tracy blieb keine Zeit zum Nachdenken. Sie schloß die Augen und drückte ein paarmal schnell hintereinander ab. Zwei Schüsse krachten, dann prallte Carlos gegen sie. Die Wucht des Aufpralls schmetterte sie gegen die Tür. Dabei fiel ihr die Pistole aus der Hand. Plötzlich spürte sie einen stechenden Schmerz in der Brust. Dann sackte sie unter dem Gewicht des Mannes zu Boden.

Verzweifelt rang sie nach Luft. Sie mußte sich von dem Mann befreien. Sein Gewicht erdrückte sie beinahe. Zu ihrer großen Überraschung rutschte der Killer plötzlich von ihr herunter. Sie sah auf und erwartete, den Mann über sich stehen zu sehen, das Messer zum tödlichen Stich erhoben. Statt dessen sah sie in das besorgte Gesicht von Kim.

»Oh, mein Gott!« schrie Kim.

»Tracy!« Er hatte den Killer von ihr heruntergezogen und sah jetzt ihre blutüberströmte Brust.

Er ging in die Hocke und riß ihre Bluse auf. Als Thoraxchirurg hatte er oft genug Stichwunden verarztet und wußte, was er zu erwarten hatte. Aber alles, was er entdeckte, war ein blutdurchränkter BH; Tracy war unverletzt, aber sie rang immer noch nach Luft, weil Carlos' Gewicht sie beinahe erdrückt hatte.

»Bist du okay?« fragte Kim. Tracy nickte, brachte aber kein Wort hervor. Kim wandte sich wieder dem mexikanischen Killer zu. Stöhnend hatte er es geschafft, sich auf den Bauch zu drehen. Kim rollte ihn wieder auf den Rücken und erschrak. Auf die kurze Distanz hatten Tracys Schüsse ihr Ziel getroffen. Die eine Kugel war in Carlos' rechtem Auge gelandet und an der Hinterseite seines Schädels wieder ausgetreten. Die andere war in seine rechte Brust gegangen, was den Blutstrom erklärte, der sich über Tracy ergossen hatte.

Carlos hatte Schaum vor dem Mund und zuckte wild. Kim sah sofort, daß ihm nicht mehr zu helfen war.

»Ist er verletzt?« brachte Tracy stöhnend hervor. Ihre Brust schmerzte, aber sie schaffte es, sich aufzurichten.

»Er ist so gut wie tot«, erwiderte Kim und stand auf, um die Pistole zu suchen.

»Oh nein!« jammerte Tracy. »Ich kann es nicht glauben. Ich habe einen Menschen getötet.«

»Wo ist die Pistole?« fragte Kim.

»Oh, mein Gott!« stöhnte Tracy wieder. Sie konnte den Blick nicht von Carlos wenden, der jetzt qualvoll zu ersticken drohte.

»Die Pistole!« schrie Kim und ließ sich auf die Knie nieder. Aber er entdeckte lediglich Carlos' Messer. Er lief zu den beiden Kabinen und entdeckte sie schließlich hinter der ersten Toilette. Er hob sie auf.

Dann ging er zum Waschbecken und wischte sie mit einem Papierhandtuch ab.

»Was machst du denn?« fragte Tracy gequält. »Ich wische deine Fingerabdrücke weg«, erwiderte Kim. »Ich will, daß nur meine auf der Pistole sind.«

»Warum?« wollte Tracy wissen.

»Weil ich die Verantwortung für dieses Chaos übernehme. Egal, was dabei herauskommt.« Er warf die Pistole beiseite. »Komm! Wir hauen ab!«

»Nein!« widersprach Tracy und wollte nach der Waffe greifen. »Ich stecke genauso mit drin wie du.«

Kim packte sie am Arm und zog sie hoch. »Mach keinen Mist! In den Augen der Justiz bin ich der mutmaßliche Schwerverbrecher! Jetzt komm!«

»Aber es war Notwehr!« jammerte Tracy und brach in Tränen aus. »Meine Reaktion ist doch einfach zu erklären, wie schrecklich das auch alles sein mag.«

»Auf die Justiz sollten wir uns lieber nicht verlassen. Wer weiß, wie sie den Fall wieder verdrehen? Immerhin hast du Hausfriedensbruch begangen, und ich habe mich unter Vortäuschung falscher Tatsachen hier eingeschlichen. Komm endlich! Darüber will ich jetzt nicht mit dir streiten!«

»Sollten wir nicht lieber hierbleiben, bis die Polizei kommt?« fragte Tracy.

»Auf gar keinen Fall«, erwiderte Kim. »Ich lasse mich nicht ins Gefängnis stecken, bevor das alles geklärt ist. Nun komm doch endlich! Wir müssen weg sein, bevor hier irgend jemand aufkreuzt!«

Tracy hatte ihre Zweifel, ob es klug war, vom Tatort zu fliehen, aber Kim war davon überzeugt, daß sie verschwinden mußten. Also ließ sie sich von ihm aus der Herrentoilette führen. Er inspizierte den Flur in beide Richtungen und konnte es kaum glauben, daß die Schüsse offenbar keinen seiner Kollegen neugierig gemacht hatten.

»Wie bist du reingekommen?« flüsterte Kim.

»Durch das Fenster des Aktenarchivs«, erwiderte Tracy. »Das Fenster, das du auch schon mal eingeschlagen hast.«

»Gut.« Kim nahm Tracy bei der Hand. Dann rannten sie zusammen ins Archiv. Als sie gerade durch die Tür waren, hörten sie näher kommende Stimmen.

Kim bedeutete Tracy, mucksmäuschenstill zu sein, während er leise die Tür schloß und den Schlüssel umdrehte. In der Dunkelheit steuerten sie den Tisch an, auf dem die belastenden Dokumente lagen. Kim schnappte sie sich, und sie schlichen weiter zum Fenster. Durch die Wand bekamen sie mit, daß sich in der Herrentoilette etwas tat. Zuerst waren Stimmen zu hören, dann rannte jemand den Flur entlang.

Kim kletterte als erster nach draußen. Dann half er Tracy. Ein paar Sekunden später rannten sie zu Tracys Auto. »Laß mich fahren!« rief Kim und sprang hinters Steuer. Tracy setzte sich auf die Rückbank. Er ließ den Motor an und verließ zügig den Parkplatz.

Für eine Weile sagte keiner von ihnen ein Wort. »Wer hätte gedacht, daß alles so ausgehen würde?« brachte Tracy schließlich hervor. »Was sollen wir denn jetzt tun?«

»Vielleicht war deine Idee vorhin gar nicht so schlecht«, gestand Kim. »Ich meine, vielleicht hätten wir die Polizei rufen sollen. Aber es ist ja noch nicht zu spät. Wir können uns immer noch stellen. Allerdings glaube ich, wir sollten zuerst mit Justin Devereau reden.«

»Ich habe meine Meinung geändert«, sagte Tracy. »Ich glaube, du hast spontan richtig reagiert. Sie würden dich mit Sicherheit ins Gefängnis stecken und mich wahrscheinlich auch. Vermutlich würde bis zur Verhandlung ein ganzes Jahr verstreichen. Und wer weiß, was

dann mit uns passieren würde? Nach dem O.J.-Simpson-Prozeß ist mein Vertrauen in das amerikanische Gerichtswesen auf den Nullpunkt gesunken. Wir haben keine Million Dollar, die wir Staranwälten wie Johnny Cochrane oder Barry Scheck in den Rachen werfen können.«

»Was willst du damit sagen?« fragte Kim und warf einen schnellen Blick in den Rückspiegel. Tracy vermochte ihn immer wieder zu überraschen.

»Erinnerst du dich, worüber wir gestern abend gesprochen haben?« fragte Tracy zurück. »Laß uns ins Ausland gehen und das Chaos von dort regeln. Gehen wir irgendwohin, wo die Lebensmittel sauber sind, damit wir unseren Kampf gegen die Fleischverseuchung fortsetzen können!«

»Meinst du das im Ernst?« fragte Kim.

»Ja«, erwiderte Tracy. Kim schüttelte den Kopf. Sie hatten zwar über diese Möglichkeit gesprochen und hatten auch ihre Pässe dabei, aber ernsthaft hatte er das nie in Erwägung gezogen. Er war davon ausgegangen, daß eine Flucht ins Ausland nur dann in Frage kam, wenn ihnen absolut nichts anderes mehr übrigblieb.

»Wir sollten aber trotzdem Justin anrufen«, sagte Tracy. »Er hat bestimmt ein paar gute Tips für uns. Hat er ja immer. Vielleicht weiß er auch, wohin wir uns am besten absetzen sollten. Wir müssen ja auch ein paar rechtliche Aspekte berücksichtigen - von wegen Auslieferung und so weiter.«

»Weißt du, was mir an der Idee, ins Ausland zu gehen, am besten gefällt?« fragte Kim, nachdem sie ein paar Minuten geschwiegen hatten. Er sah in den Rückspiegel, um mit Tracy Augenkontakt zu haben.

»Was denn?« wollte sie wissen.

»Daß du davon ausgehst, daß wir zusammen gehen«, erwiderte Kim.

»Natürlich gehen wir zusammen«, sagte Tracy. »Vielleicht hätten wir uns gar nicht scheiden lassen sollen«, gab Kim zu bedenken.

»Das ist mir auch schon mal durch den Kopf gegangen«, gestand Tracy.

»Vielleicht kommt bei dem ganzen Desaster ja doch noch etwas Positives heraus«, grübelte Kim.

»Stell dir vor, wir würden noch einmal heiraten«, sinnierte Tracy. »Natürlich könnten wir niemals unsere Becky ersetzen - aber es wäre doch schön, wenn wir noch ein Kind bekommen würden.«

»Könntest du dir das wirklich vorstellen?« fragte Kim.

»Warum nicht?« entgegnete Tracy.

Wieder gab es eine längere Pause, in der keiner etwas sagte. Die beiden waren mit sich selbst beschäftigt und rangen mit ihren Gefühlen.

»Wieviel Zeit haben wir wohl, bis die Polizei uns auf den Fersen ist?« fragte Tracy.

»Schwer zu sagen«, erwiderte Kim. »Wenn du meinst, wieviel Zeit uns bleibt, bis wir eine endgültige Entscheidung über unser weiteres Vorgehen treffen müssen, würde ich sagen, die Zeit drängt. In spätestens vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden müssen wir wissen, was wir tun wollen.«

»Dann haben wir ja wenigstens noch Zeit, morgen zu Beckys Beerdigung zu gehen«, schluchzte Tracy. Die Erwähnung von Beckys bevorstehendem Begräbnis ließ Kims Augen feucht werden. Obwohl er ihren Tod so gut es ging verdrängte, konnte er nicht länger leugnen, daß seine geliebte Tochter für immer von ihm gegangen war.

»Oh, mein Gott!« stöhnte Tracy. »Immer wenn ich die Augen schließe, sehe ich das Gesicht dieses Kerls vor mir. Ich werde diese Szene nie vergessen. Sie wird mich für den Rest meines Lebens verfolgen.«

Kim wischte sich die Tränen von der Wange und holte einmal tief Luft, um sich wieder zu fassen. »Denk einfach daran, was du vorhin in der Herrentoilette gesagt hast. Es war Notwehr! Wenn du nicht abgedrückt und den Mann erschossen hättest, hätte er dich getötet, soviel steht fest. Und anschließend hätte er mich erledigt. Du hast mir das Leben gerettet.« Tracy schloß die Augen.

Als sie in die Einfahrt vor ihrem Haus einbogen und hinter Kims Wagen parkten, war es bereits nach dreiundzwanzig Uhr. Sie waren beide vollkommen ausgelaugt, sowohl in physischer als auch in geis-

tiger und emotionaler Hinsicht.

»Ich hoffe, du bleibst heute nacht hier«, sagte Tracy.

»Gern«, entgegnete Kim. »Wenn die Einladung noch gilt.« Sie stiegen aus und gingen Arm in Arm auf die Haustür zu. »Ob wir Justin noch heute abend anrufen sollten?« fragte Tracy.

»Laß uns lieber bis morgen früh warten«, erwiderte Kim. »Ich bin mit den Nerven total am Ende. Ob ich schlafen kann, weiß ich zwar nicht, aber ich will es zumindest versuchen. Im Moment kann ich keinen klaren Gedanken fassen. Ich will nur eins: heiß und ausgiebig duschen.«

»Kann ich gut verstehen«, erklärte Tracy. Sie stiegen die Treppe zur Veranda hinauf. Tracy nahm ihren Schlüssel aus der Tasche und öffnete die Tür. Dann ging sie hinein und trat ein Stück zur Seite, um Kim Platz zu machen.

Sie schloß die Tür und verriegelte sie. Erst jetzt tastete sie nach dem Lichtschalter.

»Mann, ist das hell!« Kim blinzelte zur Deckenbeleuchtung hinauf. Tracy drehte am Dimmer und in der Diele wurde es etwas dunkler.

»Ich bin ein einziges Nervenbündel«, gestand Kim. Er zog den Higgins-und-Hancock-Kittel aus und hielt ihn weit von sich. »Dieses Teil sollte man verbrennen. Wahrscheinlich ist es mit Kolibakterien übersät.«

»Werf den Kittel am besten in den Müll!« empfahl Tracy. »Aber in die Tonne draußen hinter dem Haus. Ich kann mir nämlich in etwa vorstellen, wie das Ding morgen früh stinken wird.« Sie zog ihren Mantel aus und stöhnte. Der Schmerz in ihrer Brust machte sich erneut bemerkbar. Als Carlos gegen sie geprallt war, war sie links neben dem Brustbein von etwas Hartem getroffen worden. Im ersten Augenblick hatte sie geglaubt, der Killer hätte ihr das Messer in die Brust gerammt.

»Ist alles in Ordnung?« fragte Kim. Er sah, daß etwas mit ihr nicht stimmte.

Vorsichtig tastete Tracy ihr Brustbein ab. »Kann hier drinnen auch etwas brechen?«

»Natürlich«, erwiderte Kim. »Du kannst dir eine Rippe gebrochen

haben oder auch das Brustbein selbst.«

»Ist ja großartig«, stöhnte Tracy. »Und was soll ich jetzt tun, Herr Doktor?«

»Ein bißchen Eis kann nicht schaden«, erwiderte Kim. »Ich hole dir gleich welches. Aber erst muß ich diesen Kittel loswerden.«

Während Kim durch die Küche den Hinterausgang ansteuerte, öffnete Tracy den Garderobenschrank, hängte ihren Mantel auf und zog ihre Schuhe aus. Sie schloß die Tür wieder und ging in Richtung Treppe. Auf halbem Weg blieb sie wie angewurzelt stehen und stieß einen gellenden Schrei aus. Kim hatte es gerade bis zur Türschwelle geschafft, als Tracys Schrei ihn zusammenfahren ließ. Er drehte um und stürzte zu ihr. Zu seiner Erleichterung stand sie unverletzt in der Diele. Sie wirkte ruhig, doch etwas im Wohnzimmer zog sie in den Bann. Kim folgte ihrem Blick. Es dauerte einen Moment, bis er entdeckte, was sie so erschreckt hatte. Ihm gefror das Blut in den Adern.

Im Halbdunkel des Wohnzimmers saß ein Mann. Er hatte es sich im Ohrensessel neben dem Kamin gemütlich gemacht und verharnte regungslos. Er trug einen dunklen Anzug und eine Krawatte. Seinen Kamelhaarmantel hatte er sorgfältig über die Rückenlehne des Sessels gelegt. Die Beine hatte er locker übereinandergeschlagen.

Der Mann streckte einen Arm aus und knipste eine Stehlampe an.

Tracy entfuhr erneut ein qualvoller Schrei. Auf dem Beistelltisch, in Reichweite des Mannes, lag deutlich sichtbar eine schwarze Automatik-Pistole mit aufgesetztem Schalldämpfer. Der Mann schien die Gelassenheit in Person zu sein, und das ließ ihn um so furchterregender erscheinen. Nachdem er das Licht angeknipst hatte, legte er seine Hand wieder auf die Armlehne. Seine Augen wirkten eiskalt.

»Sie haben mich lange warten lassen«, brach er plötzlich das Schweigen. »Länger, als ich geplant hatte.« Seine Stimme klang vorwurfsvoll und wütend.

»Wer sind Sie?« fragte Tracy ängstlich.

»Kommen Sie rein und setzen Sie sich!« befahl er. Kim warf einen Blick nach links und überlegte, ob er Tracy schnell hinter den bogenförmigen Durchgang in der Diele und damit aus der Schußlinie schubsen konnte. Doch er sah keine Chance, zumal sie auch noch

durch die Haustür nach draußen mußte, um wirklich in Sicherheit zu sein. Als Leutmann sah, daß sie zögerten, griff er nach der Pistole und zielte auf sie.

»Ich warne Sie! Bringen Sie mich lieber nicht noch mehr in Rage! Ich hatte einen Scheißtag und bin stinksauer. Sie haben zwei Sekunden - dann sitzen Sie hier auf dem Sofa!« Kim schluckte und brachte krächzend hervor: »Ich glaube, wir setzen uns lieber.«

Er drängte Tracy ins Wohnzimmer. Gleichzeitig verfluchte er sich dafür, daß er die Haustür bei ihrer Ankunft nicht gründlicher untersucht hatte. Sie hatten doch am Morgen extra Vorkehrungen getroffen, um bei ihrer Rückkehr feststellen zu können, ob jemand in das Haus eingedrungen war. Doch nach dem Zwischenfall mit Carlos hatte er einfach nicht mehr daran gedacht.

Tracy setzte sich zuerst, Kim nahm neben ihr Platz. Das Sofa stand dem Ohrensessel schräg gegenüber. Leutmann legte die Waffe wieder auf den Tisch und lehnte sich zurück. Die Hände plazierte er erneut auf den Armlehnen, die Finger leicht gekrümmt wie ein zum Abdrücken bereiter Schütze. Es schien, als wollte er Kim und Tracy ermutigen, sich die Pistole zu schnappen oder zu fliehen, um sich so eine Rechtfertigung zu verschaffen, die beiden zu erschießen.

»Wer sind Sie?« fragte Tracy noch einmal. »Was haben Sie in meinem Haus zu suchen?«

»Mein Name tut nichts zur Sache«, erwiderte Leutmann. »Was ich hier zu suchen habe, schon eher. Man hat mich herbestellt, um den Doktor zu beseitigen.«

Kim und Tracy zuckten zusammen. Für einen Augenblick waren sie wie benommen. Leutmanns furchtbare Enthüllung verschlug ihnen die Sprache. Der Mann war ein Auftragskiller. »Aber es ist etwas schiefgelaufen«, fuhr Leutmann fort. »Erst lotsen meine Auftraggeber mich in diese gottverlassene Stadt, und dann stornieren sie den Auftrag ohne jede vernünftige Erklärung. Als einzige Begründung hat man mir mitgeteilt, daß jemand anders den Job erledigt. Sie haben sogar die Frechheit besessen, die Anzahlung zurückzuverlangen - und das, nachdem ich extra hierhergefliegen bin.«

Er lehnte sich vor und sah Kim und Tracy mit funkelnden Augen

an. »Ich werde Sie also nicht erschießen, Dr. Reggis. Im Gegenteil - ich werde Ihnen sogar einen Gefallen tun. Warum diese Fleischbarone Sie loswerden wollen, ist mir allerdings immer noch schleierhaft.«

»Das kann ich Ihnen sagen«, erwiderte Kim ängstlich. Er war nur allzugern bereit, Leutmann seine Geschichte zu erzählen. Leutmann hob die Hand. »Die Einzelheiten können Sie sich sparen«, sagte er. »Ich weiß zwar nicht, warum diese Leute es auf Sie abgesehen haben, aber das ist mir auch egal. Ist ja auch Ihre Sache. Sie sollten jedoch wissen, daß mein Auftraggeber Sie um jeden Preis tot sehen wollte. Deshalb haben sie einen Killer auf Sie angesetzt. Dafür daß sie mich so jämmerlich ausgebootet haben, will ich mich allerdings an ihnen rächen. Deshalb warne ich Sie: Sie sind in großer Gefahr. Was Sie mit dieser Information anfangen, liegt nun bei Ihnen. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

»Absolut klar«, erwiderte Kim. »Danke.«

»Keine Ursache«, winkte Leutmann ab. »Ich habe Ihnen das nicht aus Barmherzigkeit erzählt.«

Mit diesen Worten erhob er sich. »Als einzige Gegenleistung erwarte ich, daß dieses Gespräch unter uns bleibt. Ansonsten müßte ich noch einmal wiederkommen und einem von Ihnen einen Besuch abstatten. Ich hoffe, Ihnen ist klar, was das bedeuten würde. Ich verstehe mein Handwerk ziemlich gut.«

»Keine Sorge«, sagte Kim. »Wir reden mit niemandem darüber.«

»Wunderbar«, entgegnete Leutmann. »Dann entschuldigen Sie mich jetzt bitte. Ich will sehen, ob ich noch einen Flug erwische.«

Kim machte Anstalten, sich zu erheben. »Bemühen Sie sich nicht!« sagte Leutmann und bedeutete ihm sitzenzubleiben. »Ich bin alleine reingekommen, also werde ich auch alleine rausfinden.«

Sprachlos beobachteten Kim und Tracy, wie der Killer erst seinen Kamelhaarmantel anzog und dann die Pistole vom Tisch nahm und sie in seiner Manteltasche verschwinden ließ. Als letztes nahm er seine Aktentasche.

»Wenn Sie zu einer vernünftigen Uhrzeit nach Hause gekommen wären, hätte ich Sie bestimmt etwas freundlicher empfangen«, verabschiedete er sich. »Dann wünsche ich noch einen angenehmen A-

bend.«

»Guten Abend«, wünschte auch Kim. Leutmann verließ das Wohnzimmer.

Kim und Tracy hörten, wie die Haustür geöffnet und wieder zugeschlagen wurde.

Für ein paar Minuten verharrten sie wortlos auf dem Sofa.

»Das ist doch alles unglaublich«, brach Tracy schließlich das Schweigen. »Ich komme mir vor wie in einem Alptraum, aus dem ich nicht mehr aufwache.«

»Es ist wirklich ein Alptraum«, stimmte Kim ihr zu. »Einer, der nicht aufhören will. Aber wir müssen alles tun, um ihn endlich zu beenden.«

»Meinst du, wir sollten uns ins Ausland absetzen?« fragte Tracy.

Kim nickte. »Zumindest ich sollte untertauchen. Offenbar hat man es auf mich abgesehen. Wir sollten auch auf keinen Fall in diesem Haus übernachten.«

»Wo sollen wir denn hin?« fragte Tracy.

»In irgendein Hotel oder Motel«, erwiderte Kim. »Hauptsache weg von hier.«

Kapitel 18

Dienstag, 27. Januar

Als das erste Tageslicht sich an den Rändern des billigen Vorhangs seinen Weg ins Zimmer bahnte, gab Kim seinen Versuch auf, noch einmal einzuschlafen. Um Tracy nicht aufzuwecken, kroch er so behutsam wie möglich aus dem Bett, nahm seine Kleider und schlich leise ins Bad des Sleeprite Motels. Er schloß beinahe geräuschlos hinter sich die Tür und schaltete erst dann das Licht an.

Als er sein Gesicht im Spiegel sah, erschrak er. Mit seinem lächerlich blonden Haar und der von eingesunkenen, roten Augen flankierten, frischgenähten Schnittwunde erkannte er sich kaum noch wieder. Obwohl er völlig erschöpft gewesen war, hatte er unruhig geschlafen und war schon kurz nach fünf wieder wach gewesen. Die ganze Nacht über hatte er die grauenhafte Ereignisse der vergangenen Tage vor seinem geistigen Auge noch einmal Revue passieren lassen und sich verzweifelt gefragt, wie es weitergehen sollte. Daß man tatsächlich Auftragskiller auf ihn angesetzt hatte, wollte ihm nicht so recht in den Kopf gehen.

Er duschte und rasierte sich und war froh, daß ihn diese simplen Aufgaben für eine Weile ablenkten. Dann kämmte er sein Haar und sah schon wesentlich präsentabler aus. Nachdem er sich angezogen hatte, öffnete er die Tür einen Spalt und stellte zufrieden fest, daß Tracy sich nicht von der Stelle gerührt hatte. Er hatte gemerkt, daß sie ebenfalls ziemlich schlecht geschlafen hatte, und freute sich, daß sie jetzt offenbar doch noch richtig schlief. Einerseits war er froh, daß sie bei ihm war, doch andererseits fragte er sich, ob es nicht ein Fehler war, daß er sie mit in die gefährliche Geschichte hineingezogen hatte.

Er ging zum Schreibtisch. Neben dem Telefon lag ein Block, auf den er eine kurze Nachricht für Tracy kritzelte und ihr mitteilte, daß er kurz weggegangen sei, um Frühstück zu holen. Er legte den Zettel

auf die Bettdecke auf seiner Seite. Zu seinem Mißfallen ließ sich die Zimmertür nicht so leise öffnen wie die Tür des Badezimmers, denn sie war aus Metall und zusätzlich zu dem regulären Schloß mit einer Kette und einem Riegel gesichert.

Er verließ das Zimmer und rief sich in Erinnerung, daß er von Auftragskillern gejagt wurde. Der bloße Gedanke daran machte ihn paranoid, auch wenn er sich eigentlich im Moment recht sicher fühlte. Beim Einchecken hatten sie falsche Namen angegeben und das Zimmer in bar bezahlt.

Er ging zu seinem Auto und stieg ein. Er startete den Motor, fuhr jedoch nicht sofort los. Statt dessen beobachtete er den Mann, bei dem sie sich sechs Stunden zuvor angemeldet hatten. Der Portier hatte ihn kurz angesehen, als er aus seinem Zimmer gekommen war, hatte sich aber sofort wieder seiner Arbeit gewidmet. Er war emsig damit beschäftigt, den Bürgersteig vor der Rezeption zu fegen. Bevor er Tracy alleine ließ, wollte Kim sichergehen, daß der Mann nichts Verdächtiges unternahm, wie zum Beispiel hinter die Rezeption zu stürzen und zum Telefon zu greifen.

Kim gab sich einen Ruck; offenbar litt er unter Verfolgungswahn. Er mußte sich zusammenreißen, sonst würde er nur falsche Entscheidungen treffen. Er legte den Rückwärtsgang ein, setzte zurück und bog aus der Parklücke. Ein paar Kilometer weiter hielt er an einem Frühstücksimbiß und bestellte zwei Kaffees, zwei Orangensäfte und ein paar Donuts. In dem kleinen Raum drängelten sich vor allem Fernfahrer und Bauarbeiter. Während Kim an der Kasse anstand, beäugten sie ihn skeptisch. In ihren Augen sah er zweifellos ziemlich schrill aus.

Er war erleichtert, als er wieder draußen war. Auf dem Weg zu seinem Auto sah er die Schlagzeile.

DURCHGEKNALLTER ARZT MORDET AUS RACHE!

prangte dort in fetten Großbuchstaben. Weiter unten auf der Seite stand etwas kleiner gedruckt:

Vor kurzem noch respektierter Facharzt, jetzt ein flüchtiger Straftä-

ter.

Ein kalter Schauer jagte ihm den Rücken herunter. Er eilte zum Auto und deponierte die Donuts und die Getränke auf dem Beifahrersitz. Dann rannte er zu dem Zeitungskasten und kramte im Laufenden die passenden Münzen hervor. Mit zittrigen Händen entnahm er eine Zeitung.

Die leise Hoffnung, daß die Geschichte doch nichts mit ihm zu tun hatte, verflog im Nu, als er unter der Schlagzeile ein Foto von sich entdeckte. Es war ein paar Jahre alt und zeigte ihn mit seinem vollen, dunklen Haar.

Er hastete zum Auto, stieg ein und schlug die Zeitung auf. Die Geschichte stand auf Seite zwei:

EXKLUSIV! NUR IN DER MORNING SUN TIMES!

Dr. Kim Reggis, ein angesehener Herzchirurg und ehemaliger Leiter der Herzchirurgie des Samaritan Hospitals und zur Zeit als Facharzt im University Medical Center tätig, hat das Recht in seine eigenen Hände genommen. Nach dem tragischen Tod seiner Tochter am vergangenen Samstag soll er sich unter Angabe eines falschen Namens und mit blond gefärbten Haaren einen Job bei Higgins und Hancock besorgt und dort einen Kollegen namens Carlos Mateo brutal ermordet haben. Man geht davon aus, daß Dr. Reggis sich, ohne von dem betreffenden Arbeiter provoziert worden zu sein, zu diesem Mord hinreißen ließ, weil er glaubt, seine Tochter sei an Fleisch gestorben, das bei Higgins und Hancock verarbeitet wurde. Mr. Daryl Webster, der Geschäftsführer von Higgins und Hancock, teilte unserer Zeitung mit, daß es sich bei dem von Dr. Reggis erhobenen Vorwurf um eine absurde Unterstellung handle. Wie Mr. Webster ferner erklärte, war Mr. Mateo ein geschätzter Mitarbeiter seiner Firma und ein gläubiger Katholik, der tragi-scherweise eine kranke Frau und sechs kleine Kinder...

Kim schleuderte die Zeitung wütend auf den Beifahrersitz. Er verzichtete darauf, den Artikel zu Ende zu lesen. Angewidert und zu-

zugleich zutiefst besorgt, ließ er den Motor an und fuhr zurück zum Motel. Mit dem Frühstück und der Zeitung beladen, betrat er das Zimmer.

Tracy hörte ihn hereinkommen und lugte durch die geöffnete Badezimmertür. Sie hatte gerade geduscht und war dabei, sich die nassen Haare trockenzurubbeln.

»Du bist schon auf?« fragte Kim und stellte das Frühstück auf den Tisch.

»Ich habe gehört, wie du gegangen bist«, erwiderte Tracy. »Ein Glück, daß du wieder da bist! Ich hatte schon befürchtet, du würdest mich hier sitzenlassen, um mich aus der Sache rauszuhalten. Versprich mir, daß du das nicht tust!«

»Das ist mir tatsächlich durch den Kopf gegangen«, gestand Kim und ließ sich deprimiert auf den einzigen Stuhl fallen.

»Was ist los?« fragte Tracy. Obwohl ihr klar war, daß ihn die Horrorerlebnisse der vergangenen Tage plagten, kam er ihr noch niedergeschlagener vor, als sie erwartet hatte. Kim hielt ihr die Zeitung hin. »Lies!« forderte er sie auf. »Geht es um den Mann bei Higgins und Hancock?« fragte Tracy ängstlich. Sie war nicht sicher, ob sie überhaupt nähere Einzelheiten erfahren wollte.

»Ja«, erwiderte Kim. »Und um mich.«

»Oh nein!« rief Tracy entsetzt. »Wieso haben sie dich denn so schnell mit der Sache in Verbindung gebracht?« Sie hüllte sich in das dünne Handtuch, nahm die Zeitung und überflog den Artikel.

Sie brauchte nicht lange. Als sie fertig war, klappte sie die Zeitung zu und legte sie zur Seite. Dann sah sie Kim an. »Das grenzt an Rufmord!« kommentierte sie betrübt. »Sie haben sogar deine beiden Verhaftungen erwähnt. Und daß du nicht mehr im Krankenhaus operieren darfst, haben sie auch breitgetreten.«

»So weit bin ich gar nicht gekommen«, entgegnete Kim. »Ich habe nur die ersten beiden Absätze gelesen, das hat mir schon gereicht.«

»Wie sind sie bloß so schnell auf dich gekommen?« fragte Tracy. »Irgend jemand muß dich bei Higgins und Hancock erkannt haben.«

»Sieht ganz danach aus«, stimmte Kim ihr zu. »Der Kerl, der mich umbringen wollte, hatte es mit Sicherheit nicht auf Jose Ramirez

abgesehen. Und nachdem er alles verpatzt hatte, haben seine Auftraggeber beschlossen, meine Glaubwürdigkeit zu zerstören und mich möglichst für den Rest meines Lebens hinter Gitter zu bringen.« Er lachte freudlos auf. »Sie dachten wahrscheinlich, wenn ich erst einmal in die Fänge der Justiz geraten wäre, würde ich sie in Ruhe lassen. Ich habe mir nie überlegt, welchen Einfluß die Medien haben. Da kannst du mal sehen, über wieviel Geld und Macht die Fleischindustrie in dieser Stadt verfügt, daß sie die Wahrheit derart verdrehen kann. Dieser Artikel hat doch nichts mit seriösem Journalismus zu tun! Sie haben einfach gedruckt, was ihnen die Fleischindustrie erzählt hat und mich zu einem kaltblütigen Mörder abgestempelt, der im Racherausch einen gottesgläubigen Familienvater umgebracht hat.«

»Also bleiben uns doch nicht vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden, um über unser weiteres Vorgehen zu entscheiden«, sagte Tracy.

»Das würde ich auch so sehen«, stimmte Kim ihr zu und stand auf. »Wir hätten schon letzte Nacht Nägel mit Köpfen machen sollen. Außerdem ist mir jetzt klar, daß ich den Kampf gegen die Fleischindustrie auf jeden Fall bis zum Ende durchziehen werde - allerdings aus sicherer Entfernung.« Tracy stand auf und ging zu Kim. »Und mir ist klar, daß ich dich begleite und wir die Sache gemeinsam durchstehen.«

»Das bedeutet natürlich, daß wir nicht zu Beckys Beerdigung gehen können«, gab Kim zu bedenken.

»Ich weiß«, entgegnete Tracy. »Aber sie würde das sicher verstehen.«

»Hoffentlich«, brachte Tracy hervor. »Ich vermisse sie so sehr.«

»Ich auch«, flüsterte Kim.

Sie sahen sich in die Augen. Dann nahm Kim seine Ex-Frau unvermittelt in die Arme. Tracy erwiderte die Umarmung. Eng umschlungen schmiegt sie sich aneinander, als würden sie sich nach einer jahrelangen erzwungenen Trennung zum ersten Mal wiedersehen. Nach einer ganzen Weile lehnte Kim sich zurück und sah Tracy an. »Es ist lange her, daß ich mich dir so nahe gefühlt habe.«

»Verdammt lange«, stimmte Tracy ihm zu. »Als ob es in einem früheren Leben gewesen wäre.«

Kelly Anderson sah auf die Uhr und schüttelte den Kopf. Es war kurz vor halb eins. »Er kommt nicht«, sagte sie zu Brian Washington.

Brian verlagerte das Gewicht seiner geschulterten Kamera. »Damit hast du doch auch nicht gerechnet, oder?«

»Er hat seine Tochter sehr geliebt«, gab Kelly zu bedenken. »Und sie soll immerhin gleich beigesetzt werden.«

»Aber vor der Tür steht ein Polizist«, entgegnete Brian. »Wenn er sich blicken ließe, würde er sofort festgenommen. Der Mann wäre doch verrückt, wenn er käme.«

»Ich glaube, er ist tatsächlich ein bißchen verrückt«, sinnierte Kelly. »Als er bei mir Hause war, um mich für seinen Kreuzzug zu begeistern, ist mir sein wilder Blick aufgefallen. Er hat mir sogar ein bißchen Angst eingejagt.«

»Das bezweifle ich«, entgegnete Brian. »Daß dir jemand Angst einjagt, habe ich noch nie erlebt. Du hast doch Eis in den Adern - was ja kein Wunder ist, wenn man bedenkt, wieviel Eistee du in dich hineinschüttest.«

»Aber das ist doch alles nur Show. Das solltest du doch besser wissen als sonst irgend jemand. In Wahrheit rutscht mir immer fast das Herz in die Hose, wenn ich auf Sendung bin.«

»Quatsch!« protestierte Brian.

Kelly und er standen im Foyer des Bestattungsinstituts Sullivan. Außer ihnen hatten sich noch ein paar weitere Trauergäste eingefunden. Manche flüsterten leise miteinander. Bernard Sullivan, der Inhaber, stand in der Nähe der Tür. Er war sichtlich nervös und sah dauernd auf die Uhr. Die Beisetzung war für ein Uhr angesetzt, und er hatte einen engen Terminplan.

»Kannst du dir wirklich vorstellen, daß Dr. Reggis so verrückt ist, jemanden umzubringen?« fragte Brian.

»Sagen wir mal so«, erwiderte Kelly, »ich glaube, sie haben ihn bis zum Äußersten gereizt.«

Brian zuckte mit den Schultern. »Man kann nie wissen«, murmelte er nachdenklich.

»Daß der gute Doktor nicht auftaucht, ist ja vielleicht noch verständlich«, sagte Kelly. »Aber warum, zum Teufel, läßt Tracy sich nicht blicken? Sie war doch Beckys Mutter. Warum sollte sie der Polizei aus dem Weg gehen? Soll ich dir was sagen? Ich mache mir Sorgen um sie.«

»Wie meinst du das?« fragte Brian.

»Wenn Dr. Reggis wirklich durchgeknallt ist, wäre es ihm doch zuzutrauen, daß er auf die absurde Idee kommt, seine Ex-Frau für den Tod seiner Tochter verantwortlich zu machen.«

»Ach du meine Güte!« staunte Brian. »Daran hatte ich noch gar nicht gedacht.«

»Paß auf!« sagte Kelly plötzlich. Sie hatte einen Entschluß gefaßt. »Du rufst in der Redaktion an und besorgst uns die Adresse von Tracy Reggis. Ich rede währenddessen mit Mr. Sullivan und bitte ihn, uns umgehend zu informieren, falls sie doch noch hier auftaucht.«

»Alles klar«, entgegnete Brian.

Während Tracy auf den Leiter des Bestattungsinstituts zusteuerte, ging Brian in das Büro des Instituts, um zu telefonieren. Zwanzig Minuten später fuhren die beiden in Kellys Auto vor Tracys Haus vor.

»Oh, oh!« bemerkte Kelly.

»Was ist los?« fragte Brian.

»Das Auto«, erwiderte Kelly und zeigte auf den Mercedes. »Ich glaube, es gehört Dr. Reggis. Zumindest war er mit diesem Wagen bei mir.«

»Was sollen wir jetzt tun?« fragte Brian. »Ich kann gut auf einen Irren mit einem Baseballschläger oder einer Pistole verzichten.«

Brian hatte nicht unrecht. Dr. Reggis konnte sich durchaus in diesem Haus verschanzt und seine Frau als Geisel genommen haben. Wenn nicht noch Schlimmeres passiert war.

»Vielleicht sollten wir mit den Nachbarn reden«, schlug Kelly vor. »Irgendjemand hat sicher etwas gesehen.« Bei den ersten beiden Häusern hatten sie Pech; niemand öffnete die Tür. Ihr dritter Versuch

galt Mrs. English. Sie machte sofort auf.

»Sie sind doch Kelly Anderson!« rief sie aufgeregt, nachdem sie Kelly kurz in Augenschein genommen hatte. »Wissen Sie, daß ich Sie ganz toll finde? Ich sehe mir jede Ihrer Sendungen an.« Mrs. English war eine winzige alte Lady. Mit ihrem silberfarbenen Haar sah sie aus wie eine Bilderbuch-Oma.

»Danke«, entgegnete Kelly. »Dürften wir Ihnen vielleicht ein paar Fragen stellen?«

»Komme ich dann ins Fernsehen?« fragte Mrs. English.

»Könnte sein«, erwiderte Kelly. »Wir recherchieren für eine Geschichte.«

»Schießen Sie los!«

»Wir interessieren uns für Ihre Nachbarin von gegenüber«, erklärte Kelly. »Tracy Reggis.«

»Da ist irgend etwas Seltsames im Gange«, entgegnete Mrs. English. »Soviel steht fest.«

»Ach tatsächlich?« hakte Kelly nach. »Wie kommen Sie darauf?«

»Gestern morgen fing es an«, erwiderte Mrs. English. »Tracy ist zu mir rübergekommen und hat mich gebeten, ihr Haus im Auge zu behalten. Ich passe ja sowieso immer auf, aber gestern hat sie mich ausdrücklich beauftragt, ihr mitzuteilen, wenn irgendwelche Unbekannten bei ihr aufkreuzen sollten. Einer hat sich tatsächlich blicken lassen.«

»Jemand, den Sie vorher noch nie gesehen haben?« fragte Kelly.

»So ist es«, erwiderte Mrs. English bestimmt.

»Und?« fragte Kelly. »Was hat er gemacht?«

»Er ist ins Haus gegangen.«

»Als Tracy nicht da war?«

»Genau.«

»Und wie ist er reingekommen?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Mrs. English. »Ich nehme an, daß er einen Schlüssel hatte, denn er hat die Haustür aufgeschlossen.«

»War der Mann groß und hatte dunkles Haar?«

»Nein«, erwiderte Mrs. English. »Besonders groß war er nicht, und er hatte blondes Haar. Er war sehr gut gekleidet. Wie ein Bankange-

stellter oder ein Rechtsanwalt.«

»Und was ist dann passiert?« fragte Kelly weiter. »Nichts. Der Mann hat das Haus nicht wieder verlassen, und als es dunkel wurde, hat er nicht einmal Licht angemacht. Tracy ist erst sehr spät wiedergekommen, und zwar mit einem blonden Mann. Der Mann war ziemlich groß, und er trug einen weißen Kittel.«

»Einen Arztkittel?« fragte Kelly und zwinkerte Brian zu.

»Oder einen Schlachterkittel«, erwiderte Mrs. English. »Auf jeden Fall ist Tracy nicht wie besprochen zu mir rübergekommen. Sie ist schnurstracks mit diesem Mann ins Haus gegangen.«

»Und was ist dann passiert?«

»Eine Weile waren sie alle drei im Haus. Dann ist der erste Mann rausgekommen und weggefahren. Etwas später haben Tracy und der andere Mann das Haus ebenfalls verlassen. Sie hatten Koffer dabei.«

»Koffer? Sahen sie aus, als ob sie verreisen wollten?«

»Ja. Aber warum sollte jemand um eine solche Uhrzeit auf Reisen gehen? Es war beinahe Mitternacht. Ich erinnere mich genau, weil ich schon ewig nicht mehr so lange aufgeblieben bin.«

»Vielen Dank, Mrs. English. Sie haben uns sehr geholfen.« Kelly bedeutete Brian, daß sie gehen wollten.

»Komme ich denn nun ins Fernsehen?« wollte Mrs. English wissen.

»Vielleicht«, erwiderte Kelly. »Wir geben Ihnen Bescheid.« Sie winkte zum Abschied, ging zum Auto und setzte sich hinters Steuer. Brian nahm auf dem Beifahrersitz Platz.

»Diese Geschichte wird immer besser«, stellte Kelly fest. »Ich wäre nie im Leben darauf gekommen, aber offenbar hat sich Tracy Reggis zusammen mit ihrem flüchtigen Ex-Mann aus dem Staub gemacht. Dabei wirkte sie auf mich wie die Vernunft in Person. Ich kann es gar nicht fassen!«

Gegen drei Uhr ließ der mittägliche Ansturm im Onion Ring am Prairie Highway allmählich nach. Die erschöpften Mitarbeiter der Tagesschicht packten ihre Sachen zusammen und machten Feierabend. Nur der Geschäftsführer Roger Polo machte noch keine Anstalten zu gehen. Gewissenhaft wie er war, wollte er sich persönlich

vergewissern, daß die Übergabe an die Abendschicht reibungslos verlief. Dann erst würde er die Leitung des Restaurants an Paul, den Koch, übergeben, der ihn in seiner Abwesenheit vertrat.

Roger war gerade dabei, in eine der Kassen eine neue Rolle einzulegen, als Paul hinter dem Grill erschien und sich seine Sachen so zurechtlegte, wie er sie gerne hatte.

»Viel Verkehr heute?« fragte Roger und ließ den Kassendeckel zu-
fallen.

»Geht so«, erwiderte Paul. »Und hier? War viel los?«

»Ziemlich«, entgegnete Roger. »Als ich aufgemacht habe, standen schon zwanzig Leute vor der Tür, und so ging es den ganzen Tag weiter.«

»Hast du heute morgen die Zeitung gelesen?« fragte Paul.

»Schön wär's«, erwiderte Roger. »Ich hatte leider nicht einmal Zeit, mich hinzusetzen und etwas zu essen.«

»Du solltest aber dringend einen Blick in die Zeitung werfen«, sagte Paul. »Dieser verrückte Doktor, der uns hier am Freitag die Bude eingerannt hat, hat gestern abend bei Higgins und Hancock jemanden umgebracht.«

»Das gibt's doch nicht!«

»Er hat einen armen mexikanischen Schlucker getötet«, fuhr Paul fort. »Einen Vater von sechs Kindern. Er hat ihm eine Kugel durchs rechte Auge gejagt. Kannst du dir das vorstellen?« Roger war fassungslos. Er stützte sich auf dem Tresen ab. Seine Beine fühlten sich an wie aus Gummi. Er war stinksauer gewesen, weil der Mann ihm einen Kinnhaken verpaßt hatte. Im nachhinein schätzte er sich jetzt glücklich. Er mochte sich gar nicht ausmalen, was hätte passieren können, wenn der verrückte Arzt eine Waffe dabeigehabt hätte.

»Wenn deine Zeit abgelaufen ist, ist sie eben abgelaufen«, philosophierte Paul, bevor er sich umdrehte und den Kühlschrank öffnete. Er warf einen Blick hinein und sah, daß er fast leer war.

»Skip!« brüllte er. Er hatte den Küchengehilfen im Restaurantbereich gesehen, wo er die Mülleimer leerte. »Hast du die Zeitung dabei?« fragte Roger. »Ja«, erwiderte Paul. »Sie liegt im Aufenthaltsraum auf dem Tisch. Du kannst sie dir nehmen.«

»Was ist los?« fragte Skip. Er war an dem Tresen gekommen. »Ich brauche Hamburger-Nachschub«, erklärte Paul. »Und wenn du sowieso schon in den Gefrierraum gehst, kannst du auch gleich einen Sack Brötchen mitbringen.«

»Kann ich erst noch die übrigen Mülleimer ausleeren?« fragte Skip.

»Nein«, stellte Paul klar. »Ich brauche sie sofort. Ich habe nur noch zwei.«

Skip fluchte leise vor sich hin, während er den Tresen umrundete und den hinteren Bereich des Restaurants ansteuerte. Er haßte es, eine Arbeit zu unterbrechen. Außerdem stank es ihm allmählich, daß ihn jeder nach Belieben herumkommandieren konnte.

Er öffnete die schwere Isoliertür zum Gefrierraum und begab sich in die arktische Kälte. Die Tür fiel automatisch hinter ihm zu. Er klappte den ersten, auf der linken Seite stehenden Karton auf. Er war leer. Er stieß einen lauten Fluch aus. Sein Kollege von der Tageschicht ließ ihm ständig Arbeit liegen. Er würde den leeren Karton später zerkleinern und zum Altpapier packen müssen.

Er klappte den nächsten Karton auf und stellte fest, daß dieser ebenfalls leer war. Wütend nahm er die beiden Verpackungen, öffnete die Isoliertür und warf sie nach draußen. Dann ging er tiefer in den Gefrierraum hinein, wo die Ersatzkartons gestapelt waren. Er kratzte das Eis von dem erstbesten Karton, den er zu fassen bekam und musterte das Etikett:

MERCER MEATS, REGULÄRE HAMBURGER 50 GRAMM,
EXTRA MAGER, PARTIE NUMMER 6, SENDUNG 9-14,
HERGESTELLT AM 12. JANUAR, VERWENDBAR BIS ZUM
12. APRIL

»Kommt mir irgendwie bekannt vor«, sagt er laut zu sich selbst und inspizierte den Kartondeckel. Kein Zweifel: Er war schon einmal geöffnet worden.

Um sicherzugehen, daß keine Kartons älteren Datums vorhanden waren, kratzte er das Eis von dem im hintersten Winkel des Gefrier-raums stehenden Karton. Er datierte ebenfalls vom 12. Januar.

Skip packte den geöffneten Karton an den aufgeklappten Laschen und zog ihn in den vorderen Bereich des Gefrierraums. Dann erst griff er hinein und entnahm eine der Boxen. Wie er erwartet hatte, war die Box ebenfalls bereits angebrochen. »Jetzt sind endlich die Hamburger dran, die ich schon vor einer Woche mal geholt hatte«, sagte Skip zu Paul und knallte die Kühlschranktür zu.

»Ist völlig in Ordnung, wenn die anderen alle verbraucht sind«, entgegnete Paul, ohne von seiner Arbeit aufzublicken.

»Ich habe extra nachgesehen«, versicherte Skip. »Es gibt keine Kartons mehr mit älterem Datum.«

Die große Uhr an der Wand des WENE-Nachrichtenstudios zeigte Kelly die genaue Uhrzeit an. Es war 18.07 Uhr. Die lokalen Nachrichten hatten um halb sechs begonnen. Laut Plan sollte sie um 18.08 Uhr auf Sendung sein. Im Augenblick fummelte der Studiotechniker noch an ihrem Mikrophon herum. Wie immer vor einem Auftritt jagte ihr Herz. Plötzlich wurde eine der großen Fernsehkameras direkt vor ihr in Position gebracht. Der Kameramann sprach leise in das Mikrophon seines Kopfhörers und nickte. Aus dem Augenwinkel sah sie den Sendeleiter das Mikrophonkabel aufheben und in ihre Richtung kommen. Im Hintergrund hörte sie, wie die Moderatorin Marilyn Wodinsky den nationalen Nachrichtenüberblick beendete.

»Mein Gott!« zischte Kelly, schob die Hand des Technikers beiseite und rückte sich das Ansteckmikrophon selbst zurecht. Gerade noch rechtzeitig, denn nur Sekunden später hielt ihr der Sendeleiter fünf gereckte Finger entgegen. Noch fünf Sekunden bis zur Sendung. Er zählte die Sekunden herunter und endete, indem er auf Kelly zeigte. Gleichzeitig leuchtete an der Kamera ein rotes Lämpchen auf: Sie war auf Sendung.

»Guten Abend, meine Damen und Herren«, begrüßte Kelly ihre Zuschauer. »Heute abend berichten wir umfassend über eine tragische Geschichte, die sich in unserer Gegend zugetragen hat - fast könnte man meinen, hier sei eine klassische griechische Tragödie zur Aufführung gekommen. Es geht um eine Familie, die noch vor einem Jahr wie eine Bilderbuchfamilie gelebt hat: Der Vater - einer der an-

gesehensten Herzchirurgen im ganzen Land; die Mutter - eine Psychotherapeutin und ebenfalls hoch angesehen; und die Tochter - ein liebenswertes, talentiertes, zehnjähriges Mädchen, dem viele eine zukünftige Karriere als Eiskunstläuferin vorausgesagt haben. Die Katastrophe nahm ihren Anfang vermutlich mit der Zusammenlegung des Samaritan Hospital mit dem University Medical Center. Für die Karriere des Mannes bedeutete das einen Knick, und das wiederum wuchs sich zu einer Belastung für die Ehe aus. Es folgten eine bittere Scheidung und ein Krieg um das Sorgerecht. Dann ist vor ein paar Tagen, um genau zu sein, am Samstag nachmittag, plötzlich die Tochter gestorben. Und zwar an einer Krankheit, die von Koli-bakterien verursacht wurde. Das führte dazu, daß Dr. Kim Reggis, der Vater des Mädchens, der durch den fortschreitenden Zusammenbruch seines bisherigen Lebens ohnehin schon extrem angespannt war, die örtliche Fleischindustrie für den Tod seiner Tochter verantwortlich machte. Er gelangte zu der Überzeugung, daß seine Tochter sich in einem Restaurant der Onion-Ring-Kette mit dem Erreger infiziert haben mußte. Die Onion-Ring-Restaurants beziehen ihre Hamburger von Mercer Meats, und Mercer Meats wiederum bekommt einen Großteil seines Fleisches von Higgins und Hancock. In seiner Verzweiflung verkleidete sich Dr. Reggis als blonder Punker und besorgte sich unter falschem Namen einen Job bei Higgins und Hancock. Dort erschöß er einen seiner Kollegen. Bei dem Opfer handelt es sich um Carlos Mateo. Er hinterläßt eine kranke Frau und sechs kleine Kinder. Wie unser Sender vom zuständigen Staatsanwalt erfahren hat, wurde am Ort des Verbrechens eine Pistole gefunden, die auf Dr. Reggis zugelassen ist. Außerdem wurden auf der Waffe seine Fingerabdrücke gefunden. Dr. Reggis befindet sich zur Zeit auf der Flucht, und die Polizei fahndet nach ihm. Aus bisher noch völlig unverständlichen Gründen scheint seine Ex-Frau Tracy Reggis ihn auf der Flucht zu begleiten. Im Augenblick wissen wir nicht, ob er sie als Geisel genommen hat oder ob sie freiwillig bei ihm ist. Um etwas Licht in diese Geschichte zu bringen, haben wir Carl Stahl interviewt, den Geschäftsführer der Firma Foodsmart, Incorporated. Ich habe ihn gefragt, ob Becky Reggis sich tatsächlich in einem Onion-

Ring-Restaurant mit dem gefährlichen Erreger infiziert haben kann.«

Kelly seufzte erleichtert auf. Eine Frau aus der Maske kam hinter einer Trennwand hervor. Sie zupfte ihr ein paar Haarsträhnen zurecht und puderte ihr die Stirn. In der Zwischenzeit erschien auf dem Studiomonitor das Gesicht von Carl Stahl.

»Vielen Dank, Kelly, daß Sie mir die Gelegenheit geben, zu Ihren Zuschauerinnen und Zuschauern zu sprechen«, begann Stahl mit ernster Miene. »Als erstes möchte ich sagen, daß ich Tracy und Becky Reggis persönlich gekannt habe und daß mich diese traurige Geschichte sehr betroffen macht. Aber nun zu Ihrer Frage: Es ist absolut ausgeschlossen, daß Miss Reggis sich in einem Onion-Ring-Restaurant mit dem Erreger infiziert hat. Wenn wir unsere Hamburger zubereiten, beträgt die Innentemperatur des Fleisches über einundachtzig Grad Celsius, das heißt, sie ist höher als vorgeschrieben, und wir bestehen darauf, daß unsere Köche die Temperatur zweimal täglich kontrollieren.«

Der Sendeleiter zeigte wieder auf Kelly. An der Kamera vor ihr leuchtete erneut das rote Lämpchen auf.

»Ich habe Mr. Jack Cartwright von Mercer Meats die gleiche Frage gestellt«, wandte Kelly sich wieder an ihre Zuschauer und sah direkt in die Kamera.

Jack Cartwright erschien auf dem Studiomonitor, und Kelly lehnte sich erneut entspannt zurück.

»Unsere Firma, Mercer Meats, beliefert die Onion-Ring-Kette mit Hamburgern«, begann Cartwright. »Sie werden aus magerem Hackfleisch bester Qualität hergestellt, und es ist völlig ausgeschlossen, daß irgend jemand von diesen Hamburgern krank wird. Mercer Meats befolgt alle vom Landwirtschaftsministerium für die fleischverarbeitende Industrie erlassenen Hygiene- und Sterilisierungsvorschriften und legt sogar noch strengere Maßstäbe an. Ich kann Ihnen versichern, daß die Onion-Ring-Restaurants nur das allerbeste Fleisch verwenden.«

Ohne eine Sekunde zu zögern, fuhr Kelly im Anschluß an die aufgezeichnete Erklärung von Jack Cartwright mit ihrer Moderation fort. »Schließlich habe ich diese Frage auch noch Mr. Daryl Webster

gestellt, dem Direktor von Higgins und Hancock.«

Die Regie spielte das dritte aufgezeichnete Interview ab, auf dem Monitor erschien Daryl Webster. »Die Onion-Ring-Restaurants verwenden für ihre Hamburger das beste Fleisch der Welt«, behauptete er kampflustig und richtete zur Bekräftigung seiner Worte einen Zeigefinger direkt auf die Zuschauer. »Und es möge sich keiner erdreisten, das in Frage zu stellen! Wir von Higgins und Hancock sind stolz darauf, daß wir den Hamburger-Lieferanten von Onion Ring, die Firma Mercer Meats, ständig mit frischem Fleisch versorgen. Und lassen Sie mich zum Schluß noch eines sagen: Ich halte es für eine Tragödie, daß einer von unseren besten Mitarbeitern derart kaltblütig ermordet wurde. Ich kann nur hoffen, daß dieser durchgeknallte Irre gefaßt wird, bevor er noch weitere Menschen umbringt.«

Als das rote Lämpchen an der Kamera vor ihr wieder aufleuchtete, zog Kelly die Augenbrauen hoch. »Wie Sie sehen, liebe Zuschauer, schlagen die Emotionen nach diesem Mord und nach dem tragischen Tod des jungen Mädchens hohe Wellen. Und damit beenden wir fürs erste unsere Berichterstattung über die dramatische Geschichte der Familie Reggis und ihre tragischen Konsequenzen. Wir werden Sie informieren, sobald es etwas Neues gibt. Und damit gebe ich zurück an Marilyn.«

Kelly seufzte erleichtert auf und befreite sich von dem Ansteckmikrophon. Im Hintergrund hörte sie Marylin. »Danke, Kelly, für diese ergreifende und aufrührende Geschichte. Und damit zu den weiteren Nachrichten aus unserer Region...«

Kelly betätigte die automatische Schließvorrichtung des Garagentors. Während das Tor herunterglitt, stieg sie aus dem Auto. Sie hängte sich ihre Handtasche über die Schulter und stieg die drei Stufen hinauf, die von der Garage ins Haus führten. Im Haus war es mucksmäuschenstill. Sie hatte erwartet, Caroline auf dem Sofa vor dem Fernseher vorzufinden; sie hatten ihr täglich eine halbe Stunde erlaubt. Doch der Fernseher war aus, und Caroline war nirgends zu sehen. Aus dem Arbeitszimmer hörte sie jemanden auf der Tastatur des Computers tippen; ansonsten war es ruhig.

Kelly öffnete den Kühlschrank und schenkte sich ein Glas Saft ein. Mit dem Glas in der Hand durchquerte sie das Eßzimmer und lugte ins Arbeitszimmer. Edgar saß am Computer. Sie ging zu ihm und gab ihm einen Kuß auf die Wange. Er nahm ihn entgegen, ohne die Augen vom Bildschirm abzuwenden.

»Dein Beitrag über Dr. Reggis hat mir gefallen«, begrüßte er sie. Er machte einen Doppelklick mit der Maus und sah auf.

»Tatsächlich?« fragte Kelly wenig begeistert. »Danke.«

»Eine traurige Geschichte«, fügte er hinzu. »Und zwar für alle Beteiligten.«

»Das kann man wohl sagen«, entgegnete Kelly. »Vor einem Jahr noch hätte er als Vorbild für eine amerikanische Musterkarriere durchgehen können. Als Herzchirurg fehlte es ihm an nichts: Er war allseits respektiert, hatte eine wunderbare Familie, ein großes Haus und alles, was dazugehört.«

»Aber es war nur ein Kartenhaus«, wandte Edgar ein.

»Offenbar«, stimmte Kelly ihm zu und seufzte. »Was ist mit Caroline? Hat sie ihre Hausaufgaben gemacht?«

»Fast«, erwiderte Edgar. »Sie hat sich nicht wohl gefühlt und ist schon ins Bett gegangen.«

»Was hat sie denn?« fragte Kelly. Die erlaubte halbe Stunde vor dem Fernseher ließ ihre Tochter sich normalerweise nie entgehen.

»Nichts Schlimmes«, versicherte Edgar. »Nur ein bißchen Bauchweh. Wahrscheinlich hat sie zu schnell und zu viel gegessen. Nach ihrem Eiskunstlaufunterricht wollte sie unbedingt zum Onion Ring. Das Restaurant war total überfüllt. Ich fürchte, ihre Augen waren größer als ihr Magen. Sie hat sich zwei Hamburger, einen Milchshake und eine große Portion Pommes bestellt.«

Kelly spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog. »In welchem Onion-Ring-Restaurant wart ihr?« fragte sie zögernd.

»In dem auf dem Prairie Highway«, erwiderte Edgar. »Schläft Caroline schon?« fragte Kelly.

»Ich weiß nicht«, entgegnete Edgar. »Lange ist sie noch nicht oben.«

Kelly stellte den Saft ab, verließ den Raum und stieg die Treppe

hinauf. Die Angst stand ihr ins Gesicht geschrieben. Vor Carolines Zimmer blieb sie stehen. Wieder hörte sie nichts außer dem von unten hinaufdringenden Klicken der Computertastatur.

Vorsichtig öffnete sie die Tür einen Spalt. Es war dunkel. Sie schob sie etwas weiter auf und schlich leise zum Bett ihrer Tochter.

Caroline schlief tief und fest. Wie sie da lag, sah sie aus wie ein kleiner Engel. Sie atmete tief und regelmäßig. Kelly widerstand der Versuchung, ihre Tochter zu berühren oder zu umarmen. Statt dessen blieb sie noch eine Weile im Halbdunkel stehen und betrachtete Caroline. Auf einmal fühlte sie sich beängstigend verletztlich. Wenn man Pech hatte, konnte das Leben in der Tat wie ein Kartenhaus zusammenstürzen.

Nach ein paar Minuten schlich sie hinaus, schloß die Tür hinter sich und ging hinunter. Im Arbeitszimmer nahm sie ihr Saftglas und ließ sich auf dem Ledersofa nieder. Kurz darauf räusperte sie sich.

Edgar sah von seiner Arbeit auf. Da er Kelly so gut kannte wie sich selbst, wußte er, daß sie mit ihm reden wollte. Er schaltete den Computer aus.

»Was ist los?« fragte er.

»Mir geht diese Geschichte mit Dr. Reggis nicht aus dem Kopf«, erklärte Kelly. »Ich bin nicht zufrieden mit dem, was ich über ihn gebracht habe. Das habe ich auch dem Nachrichtenchef erzählt, aber er wollte nichts weiter darüber hören. Er hält das Ganze sowieso nur für eine Boulevardgeschichte und keine richtige Newsstory. Ich soll keine weitere Zeit auf das Thema verschwenden, hat er gesagt. Aber ich recherchiere trotzdem weiter.«

»Und warum?« fragte Edgar.

»Es gibt ein paar offene Fragen, die mich nicht ruhen lassen«, erwiderte Kelly. »Die drängendste betrifft eine Lebensmittelkontrolleurin des Landwirtschaftsministeriums. Sie heißt Marsha Baldwin. Als Dr. Reggis am Sonntag hier war, war er ziemlich in Sorge um diese Frau. Er glaubte, daß sie möglicherweise das Opfer einer schmutzigen Geschichte geworden ist.«

»Ich nehme an, du hast nach ihrem Verbleib geforscht.«

»Aber nur halbherzig«, gestand Kelly. »Ich habe Dr. Reggis nicht

allzu ernst genommen. Wie ich dir ja schon erzählt habe, dachte ich, der Tod seiner Tochter hätte bei ihm die Sicherungen durchbrennen lassen. Immerhin hat er danach ein ziemlich ungewöhnliches Verhalten an den Tag gelegt, und nach seinen eigenen Angaben war die Frau auch erst ein paar Stunden verschwunden.«

»Dann hast du die Frau also nicht gefunden?« fragte Edgar.

»Nein«, erwiderte Kelly. »Am Montag habe ich ein paar Telefonate geführt, aber ich habe mich nicht richtig dahintergeklemt. Heute allerdings habe ich die Bezirksgeschäftsstelle des Landwirtschaftsministeriums angerufen. Als ich nach Marsha Baldwin gefragt habe, hat man mich sofort mit dem Bezirksleiter verbunden. Ich hatte natürlich nichts dagegen, mit dem Oberboß zu reden, aber ich habe nichts aus ihm herausbekommen. Er hat nur gesagt, daß er sie nicht gesehen habe. Nachdem ich aufgelegt hatte, kam es mir ziemlich seltsam vor, daß ich für so eine Information unbedingt mit dem Geschäftsstellenleiter sprechen mußte.«

»Das ist wirklich komisch«, stimmte Edgar ihr zu. »Später habe ich noch mal in der Geschäftsstelle angerufen und mich erkundigt, für welchen Bereich oder für welche Firma sie zuständig war«, fuhr Kelly fort. »Jetzt rate mal für wen!«

»Keine Ahnung«, entgegnete Edgar. »Für Mercer Meats«, erklärte Kelly.

»Ist ja interessant«, staunte Edgar. »Aber was fängst du mit dieser Information an?«

»Ich weiß es noch nicht«, erwiderte Kelly. »Natürlich würde ich gerne mit Dr. Reggis sprechen. Es kommt mir allmählich so vor, als würde ich dauernd hinter ihm herjagen.«

»Mit deiner Intuition hast du ja schon öfter richtiggelegen«, stellte Edgar fest. »Na dann viel Glück.«

»Und noch etwas«, sagte Kelly. »Geh bitte nicht mehr mit Caroline zu Onion Ring, insbesondere nicht zu dem am Prairie Highway!«

»Warum denn nicht?« fragte Edgar. »Sie liebt das Essen dort.«

»Im Augenblick sagt mir das nur meine Intuition.«

»Das solltest du Caroline wohl besser selber mitteilen.«

»Gerne«, entgegnete Kelly.

Plötzlich klingelte es an der Haustür. Sie sahen sich überrascht an. Kelly warf einen Blick auf die Uhr. »Wer schellt denn um acht Uhr an einem Dienstagabend bei uns?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Edgar und stand auf. »Laß mich gehen.«

»Gerne«, entgegnete Kelly.

Sie rieb sich die Schläfen und dachte über Edgars Frage nach. Wie sollte sie nur mehr Licht in diese vertrackte Geschichte um Dr. Reggis bringen? Wenn sie nicht mit ihm sprechen konnte, würde sie es nicht leicht haben. Sie versuchte sich wieder ins Gedächtnis zu rufen, was Kim ihr bei seinem Besuch am Sonntag erzählt hatte.

Sie hörte, wie Edgar in der Diele mit jemandem sprach und gebeten wurde, an einer bestimmten Stelle zu unterschreiben. Ein paar Minuten später kam er wieder ins Zimmer. Er hielt einen dicken, braunen Umschlag in der Hand und starrte auf die Anschrift.

»Es ist ein Päckchen für dich«, erklärte er. Als er es schüttelte, bewegte sich drinnen etwas hin und her. »Von wem ist es denn?« fragte Kelly. Sie mochte es nicht, wenn man ihr mysteriöse Päckchen schickte.

»Es steht kein Absender drauf«, erwiderte Edgar. »Nur die Initialen KR.«

»KR«, wiederholte Kelly. »Vielleicht Kim Reggis?« Edgar zuckte mit den Schultern. »Könnte sein.«

»Zeig mal her!«

Edgar reichte ihr das Päckchen. Sie versuchte, durch das Papier den Inhalt zu ertasten. »Gefährlich fühlt es sich eigentlich nicht an. Es scheint eine Rolle oder so etwas Ähnliches zu sein.«

»Willst du es nicht aufmachen?« fragte Edgar. Kelly riß den Umschlag auf und zog einen Stapel offiziell aussehender Formulare und eine Tonbandspule heraus. Auf der Spule klebte ein gelber Post-it mit den Worten: *Liebe Kelly Anderson! Sie wollten Beweise haben - hier sind sie. Ich lasse von mir hören. Kim Reggis.*

»Das sind ja Unterlagen von Higgins und Hancock!« staunte Edgar. »Inklusive den dazugehörenden Erläuterungen.« Kelly überflog das Material und schüttelte den Kopf. »Ich habe das Gefühl, ich bin mit

meinen Nachforschungen gerade einen Riesenschritt vorangekommen.«

Epilog

Mittwoch, 11. Februar

Der betagte, umfunktionierte UPS-Transporter hustete und stotterte, doch der Motor tuckerte brav weiter. Der Wagen hatte gerade einen Bach durchquert und quälte sich jetzt einen Hügel hinauf.

»Mein Gott, so tief habe ich den Bach an dieser Stelle noch nie erlebt!« staunte Bart Winslow. Er und Willy Brown fuhren auf einer einsamen Landstraße und versuchten zur Hauptstraße zurückzugelangen, nachdem sie ein totes Schwein abgeholt hatten. Seit zwei Tagen hatte es beinahe ohne Unterlaß geregnet. Die Straße war überspült, und die Schlaglöcher waren mit schlammigem Wasser gefüllt.

»Soll ich dir was sagen?« fuhr Bart fort, nachdem er die Reste seines ausgelutschten Kautabaks aus dem Fenster gespien hatte. »Von Benton Oaklys Farm bleibt nicht mehr viel übrig, wenn das so weitergeht. Die Kuh hatte garantiert auch Dünnschiß.«

»Darauf kannst du Gift nehmen«, stimmte Willy ihm zu. »Aber soll ich dir was sagen? Diese Kuh sieht auch nicht schlimmer aus als die, die wir vor einem Monat abgeholt haben. Was hältst du davon, wenn wir sie ins Schlachthaus bringen, und ein paar Extra-Dollar einstreichen?«

»Keine schlechte Idee«, entgegnete Bart. »Das Problem ist nur, daß es bis zum VNB-Schlachthaus in Loudersville ein ganzes Stück zu fahren ist.«

»Leider«, stimmte Willy ihm zu. »Diese Fernsehtante hat ja dafür gesorgt, daß Higgins und Hancock wegen irgendeiner Ermittlung für ein paar Wochen dichtmachen mußte.«

»Man kann es natürlich so und so sehen«, gab Bart zu bedenken. »Das Gute ist, daß sie bei VNB lange nicht so pingelig sind wie bei Higgins und Hancock. Denk mal an diese beiden toten Kühe, die wir denen verscherbelt haben! Die waren doch töter als ein durchgebratener Thanksgiving-Truthahn!«

»Da hast du auch wieder recht«, stimmte Willy ihm zu. »Hast du eine Ahnung, wann Higgins und Hancock wieder aufmacht?«

»Ich habe etwas von nächstem Montag gehört«, erwiderte Bart. »Sie sollen ja nichts entdeckt haben - außer ein paar illegalen Einwanderern.«

»Das hat man sich ja denken können«, sagte Willy. »Was machen wir denn nun mit unserer Kuh?«

»Bringen wir sie zu VNB«, entschied Bart. »Fünfzig Dollar sind besser als in die Hand geschissen und allemal mehr als fünfundzwanzig.«

Nachwort

Eine Grundvoraussetzung für das Streben nach Glück ist Gesundheit, und die Mindestvoraussetzung für Gesundheit sind sauberes Wasser und saubere Lebensmittel. Dank der technischen Möglichkeiten haben sich die hygienischen Bedingungen in unseren Städten immer mehr verbessert. Was sauberes Wasser und saubere Lebensmittel angeht, ist tragischerweise das Gegenteil eingetreten. Nach durchschlagenden Erfolgen bei der Lebensmittelkonservierung, insbesondere bei der Tiefkühlung, haben wir unter Druck einer ständigen Ausweitung der Lebensmittelproduktion und immer niedrigerer Preise deutliche Qualitätsverluste hinnehmen müssen. Die Methoden der intensiven Bodennutzung und der Massentierhaltung haben beängstigende Formen der Lebensmittelverseuchung hervorgebracht und drohen sich sogar noch auszuweiten. Dieses Problem schreit nach Aufmerksamkeit. All denjenigen, die mehr über diese bedrohliche Situation und ihre verheerenden Auswirkungen erfahren wollen, empfehle ich dringend, das folgende Buch zu lesen:

Fox, Nicols, *Spoiled: What Is Happening to Our Food Supply and Why We Are Increasingly at Risk* (Basis Books, 1997; Penguin, 1998).